Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

AUS
DER BIBLIOTHEK

Zum hundertjährigen Geburtstag!

Kaiser Wilhelm I.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von **Ernst Scherenberg.**

Elegant in Leinwand gebunden (228 Seiten gr. Oktav)
Preis 1 Mark.

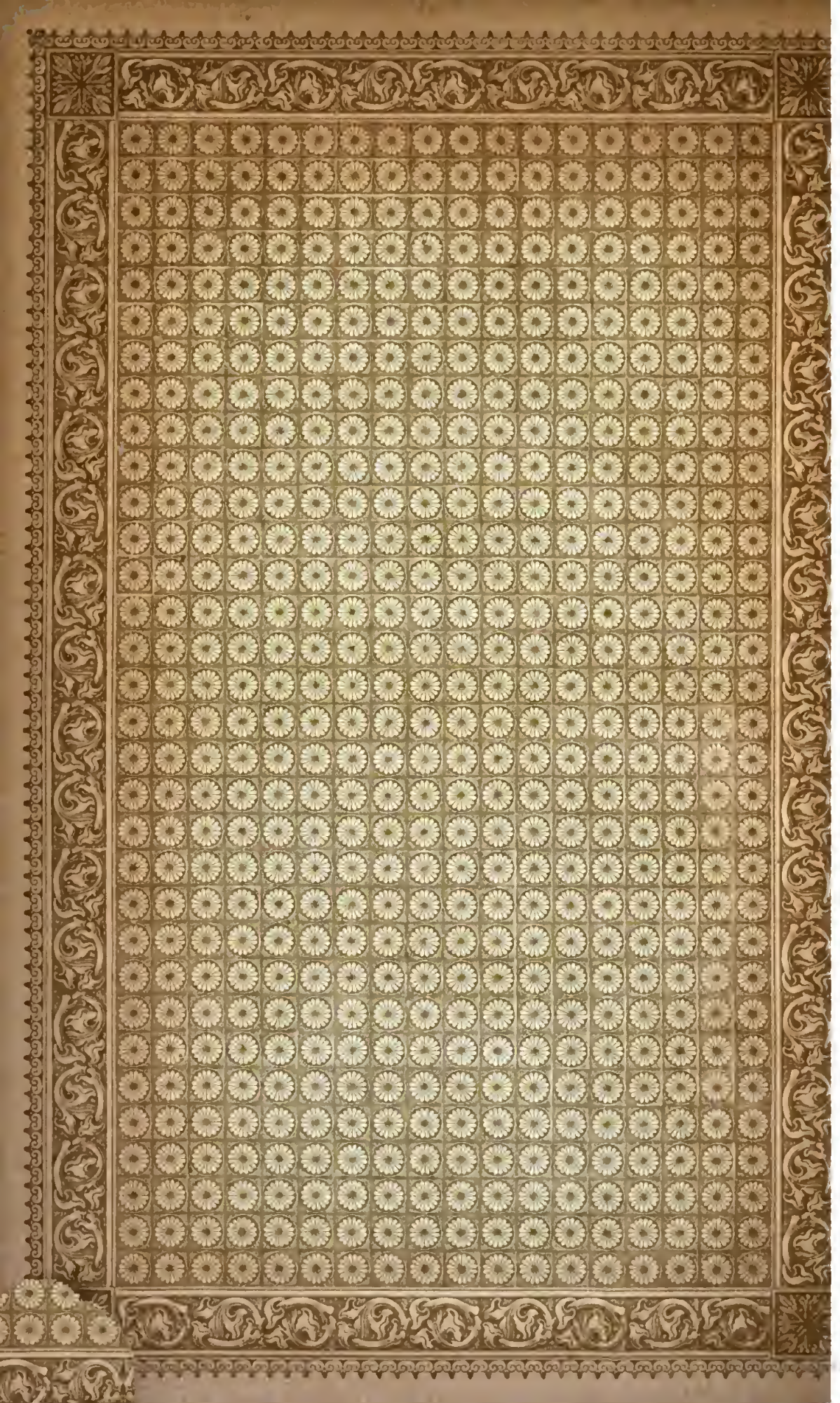
Inhalt: I. Glückliche Kinderzeit (1797—1806). II. Frühe Leidensjahre (1806—1810). III. Die Tage der Vorbereitung und Erhebung (1810—1813). IV. Während der Befreiungskriege (1813—1815). V. Mannesjahre des Prinzen Wilhelm (1815—1840). VI. Prinz von Preußen (1840—1858). VII. Prinzregent (1858—1860). VIII. König von Preußen (1861—1871). IX. Oberhaupt des Norddeutschen Bundes (1867—1870). X. Deutscher Bundesfeldherr (1870—1871). XI. Deutscher Kaiser (1871—1888). XII. Kaiser Wilhelms Tod (9. März 1888).

Der hundertjährige Geburtstag Kaiser Wilhelms I. ruft dem deutschen Volke das Andenken an seinen edlen Heldenkaiser ganz besonders lebhaft ins Gedächtnis, und wer hätte da nicht das Bedürfnis, sich das Lebensbild dieses ruhmgekrönten Monarchen vor Augen zu führen. Ein solches, mit warmer Begeisterung geschriebenes Lebensbild bietet uns Ernst Scherenberg in seinem Gedenkbuche, welches zur bleibenden Erinnerung an den Gründer des neuen Deutschen Reiches in jedem deutschen Hause eine Stätte finden sollte. Schlichte Wahrheitsliebe und verständnisvolle Darstellung machen das Buch zu einem wahren Volksbuche.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Beifügung des Betrags in Briefmarken direkt an die

Verlagshandlung von

Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

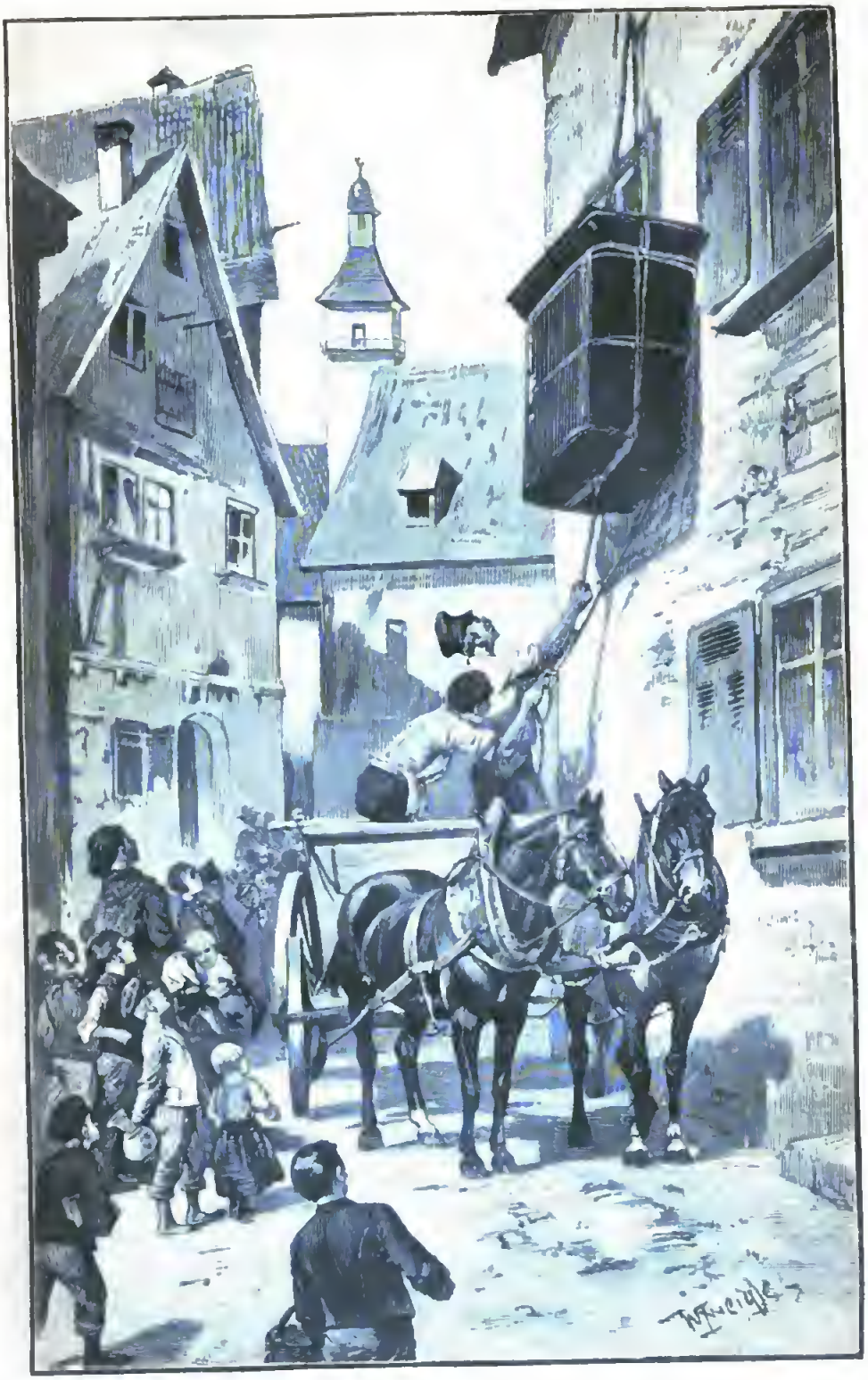


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Digitized by Google



Zu der Novelle „Die brasilianische Erbschaft“ von Theodor Kabelitz.
Originalzeichnung von W. Zweigle. (S 92)

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275449A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Fremdes Gut. Roman von Fedor v. Zobeltitz (Fortsetzung) 7

Die brasilianische Erbschaft. Novelle von Theodor Kabelitz 74

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

Hollands erste Handelsstadt. Rotterdamer Federzeichnungen. Von Franz Westege 102

Mit 14 Illustrationen.

Blut um Blut. Eine dalmatinische Dorfgeschichte. Von Ivan Novič 120

Ein Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes. Biographische Skizze von Heinr. Wille 168

Mit 7 Illustrationen.

Allerlei Großstadtgewerbe. Bilder aus dem modernen Leben. Von Th. Seelmann 183

Der Aufstand auf Cuba. Beitrag zur Zeitgeschichte. Von Justus Brandt 192

Mit 18 Illustrationen.

Ein Ausflug nach Chateau d'If. Reiseskizze von R. Liebig 214

Mit 6 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Ein türkischer Kunstliebhaber 227

Neue Erfindungen: Der Hund als Motor 231

Mit Illustration.

Digitized by Google

Seite

Die Schwammfiſcher an den Küſten Kretas . . . 233
Fürſt Bismarck und der Freitag 234
Ein verhängnisvoller Zufluchtsort 235
Ein vierſpänniges Zebragefährt 236
Raſiervorſchrift aus der Demagogenzeit 238
Der Wilde von den Sandwichinſeln 238
Der Dreizehnte 239
Vorſicht beim Koſten heißer Speiſen! 239
Eine kurze Petition 240
Schnell gefaßt 240

Fremdes Gut.

Roman von Fedor v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

---

5. (Nachdruck verboten.)

Max reiste, wie er sich vorgenommen hatte, schon am folgenden Tag nach London ab, und seine Abwesenheit benützte Schwender zu einer Aufstellung aller auf der Firma lastenden Schulden. Es handelte sich um eine recht bedeutende Summe; traf man indessen mit den Hauptgläubigern ein gütliches Abkommen, so war an einem siegreichen Ueberwinden der gefährlichen Krisis nicht mehr zu zweifeln und das Weiterbestehen der Firma gesichert.

Nach Verlauf von sechs Tagen kehrte Max aus London zurück. Er hatte beidemal absichtlich den Weg über Vlissingen und nicht über Hamburg gewählt, weil er fürchtete, es nicht über das Herz bringen zu können, sich hier aufzuhalten, ohne bei der Komtesse Tokowa vorzusprechen. Und in diesen Tagen war jede Stunde Zeitersparnis von Wichtigkeit. In der That hatte Schwender Mühe genug gehabt, die Gläubiger hinzuhalten. Es stellte sich heraus, daß verschiedene Privatdepots ganz fehlten oder zum Teil angegriffen waren: Denunziationen bei der

Staatsanwaltſchaft drohten. Schwender war von früh bis ſpät auf den Beinen. Um das Mißtrauen zu beſeitigen, blieben die Bureaus bis über die übliche Stunde hinaus geöffnet; das in den weiten, mit vornehmem Geſchmack eingerichteten Räumen ſich drängende Publikum wurde prompt abgefertigt; auch hatte der unermüdliche Prokuriſt dafür Sorge getragen, daß einige Zeitungen die Notiz brachten, die Börſengerüchte über eine infolge des plötzlichen Todes ſeines Begründers eingetretene Kriſis des Hauſes Philipp Schrader entbehrten jeglicher Unterlage. Trotz alledem wollte das Publikum ſich nicht beruhigen; es war kaum noch möglich, die aus aller Welt eintreffenden ſchriftlichen und telegraphiſchen Anfragen und Rückforderungen umgehend zu erledigen und dabei gleichzeitig den perſönlichen Verkehr abzufertigen.

Schwender wankte nicht, aber ein unwillkürliches „Gott ſei Dank!“ kam von ſeinen Lippen, als ein Telegramm von Max ihm deſſen Rückkehr anzeigte.

Die Angelegenheit in London war glatt erledigt worden. Max führte die ſtattliche Summe von ſiebenmalhundertundfünfzigtauſend Mark in Banknoten mit ſich. Er traf mit dem Nachtzuge in Breslau ein, und Schwender hatte ihn am Bahnhof erwartet. Beide ſchloſſen das Geld in den Arnheim des Verſtorbenen ein; Max hatte den eiſernen Schrank, um ganz ſicher zu gehen, auf ſein Zimmer ſchaffen laſſen; er ſtand dort dicht neben ſeinem Bette.

Der Morgen graute bereits durch die Fenſter, als Schwender mit dem Durchzählen und Fortſchließen des Geldes fertig war. Er verabſchiedete ſich von Max, kehrte aber in der Thüre noch einmal um.

„Hätte beinahe eine Sache von Wichtigkeit vergeſſen, Herr Schrader,“ ſagte er, in ſeine Bruſttaſche greifend. „In all dieſer Haſt und Unruhe kann einen auch das beſte Gedächtnis einmal im Stiche laſſen! — Es iſt ein

amtliches Schreiben für Sie eingetroffen — ich habe darüber quittiert, hielt mich aber, da das Schreiben an Sie persönlich adressiert ist, nicht für befugt, es zu öffnen."

Er reichte Max den Brief.

„Ein amtliches Schreiben?" wiederholte der junge Mann halb erschreckt, halb erstaunt. „Sollte einer der Gläubiger —? Aber nein, das würde nicht so schnell gehen, das ist nicht möglich."

Er erbrach das Siegel, entfaltete das ziemlich umfangreiche Schriftstück und las zunächst den Begleitbrief mit halblauter Stimme:

„Euer Wohlgeboren übergeben wir in der Anlage Abschrift des unter dem 23. April 1877 beim hiesigen Gericht hinterlegten Testaments Ihres verstorbenen Herrn Vaters —"

Max unterbrach sich aufschauend.

„Ein Testament?! Mein Vater hat ein Testament hinterlassen?! Bin ich nicht sein einziger Erbe?"

„Es handelt sich vielleicht um Legate oder Schenkungen, Herr Schrader," fiel der Prokurist ein. „Seit 1877 sind über zwölf Jahre verflossen; damals stand das Geschäft in hoher Blüte, und vielleicht glaubte Ihr Herr Vater —"

Max nickte. „Schon gut," sagte er, „ich werde das Schriftstück lesen, und ich versichere Sie, Schwender, ich werde die Wünsche des Verstorbenen erfüllen, wenn sie überhaupt noch erfüllbar sind. Aber lassen Sie mich allein — ich bedarf der Ruhe — auf Wiedersehen morgen! Gute Nacht, lieber Schwender!"

„Gute Nacht, Herr Schrader," erwiderte der Prokurist mit einer Verbeugung, indem er mit Kopfschütteln nach dem Fenster schaute, durch das heller und heller der Dämmer des erwachenden Tages fiel, und verließ das Gemach.

Max schloß zunächst den Geldschrank ab, zog die inneren Vorhänge vor dem Fenster zu, um nicht durch das

Zwielicht beläſtigt zu werden, rückte dann einen Seſſel neben die Lampe und begann die Abſchrift des letzten Willens ſeines Vaters zu leſen.

Das Schriftſtück lautete:

„Mein lieber Sohn! Ich fühle mich allerdings noch rüſtig genug, der Zeit ein Decennium, vielleicht auch noch ein zweites, abzutrotzen, aber der Tod kommt zuweilen ſchneller als man ſelbſt glaubt, und ich möchte das, was ich auf dem Herzen habe, nicht gern mit in das Grab nehmen.

Du wirſt, da ich aller Vorausſicht nach nicht zum zweitenmal heiraten werde, mein einziger Erbe ſein, der Erbe meines Barvermögens und meiner Firma. Es iſt mir gelungen, das Geſchäft im Laufe der Zeiten ſo zu vergrößern und auf eine ſo blühende Höhe zu bringen, daß es getroſt die Konkurrenz mit den erſten Bankhäuſern Deutſchlands aufnehmen kann. Wenn nicht zwiſchen heute und dem Tage meines Todes unerwartete Zwiſchenfälle eintreten, was der Himmel verhüten möge, ſo wirſt Du dereinſt als ein reicher Mann die Firma Philipp Schrader übernehmen, und ich hoffe von Dir, daß Du ſie im Sinne ihres Begründers fortführen wirſt.

Und weil Du vorausſichtlich nach meinem Tode in den Beſitz eines großen Vermögens gelangen wirſt, um ſo weniger ſchwer wird es Dir fallen, den Wunſch zu erfüllen, den ich im nachfolgenden ausſpreche und deſſen Berückſichtigung ich von Deiner Ehrenhaftigkeit und der Nobleſſe Deiner Geſinnung erwarte.

Als ich im Jahre 1858 mein Geſchäft eröffnete, mußte ich mich ziemlich armſelig durch das Leben quälen. Deine Mutter brachte allerdings eine kleine Mitgift mit, aber ſie reichte nicht aus, die Firma emporzubringen; die Zeiten waren trübe, die politiſche Unſicherheit verſchlechterte die Konjunkturen noch mehr — kurzum, ich hatte ſchwer zu kämpfen, um nicht unterzugehen. Trotzdem gelang es

mir, nach außen hin den Glauben zu erwecken, als ginge das Geschäft gut, und als befände ich mich in guten Verhältnissen. Dieser diplomatischen Findigkeit verdankte ich es wenigstens, daß mein Kredit nicht Schiffbruch litt.

Im Jahre 1863, dem Jahre Deiner Geburt, wurde ich mit einem jungen Arzte, Doktor Alfred Senden, bekannt und befreundet. Senden hatte ziemlich traurige Schicksale gehabt; er stammte aus Lemgo, wo er kurz hintereinander Vater und Mutter verloren. Verwandte besaß er nicht, um so inniger und freundschaftlicher schloß er sich an uns an. Er war unser täglicher Gast, und charakteristisch für das vertraute Verhältnis, in dem wir zu einander standen, war es, daß man uns beide in Bekanntenkreisen nie anders als Orest und Pylades nannte. Wir waren in der That unzertrennlich.

Senden besaß Vermögen, und seine Praxis brachte ihm ein hübsches Jahreseinkommen. Da er zudem ein groß gewachsener bildhübscher Mensch mit offenen Gesichtszügen und ausdrucksvollen dunklen Augen war, so erklärt es sich leicht, daß die Mädchen ihn ausnahmslos mit sehr günstigen Augen ansahen. Aber von einer Ehe wollte Senden vorläufig noch nichts wissen; die hübschesten Mädchen schwärmten ihn vergeblich an, er blieb hart.

Bei Beginn des dänischen Feldzuges im Jahre 1864 wurde Senden als Assistenzarzt erster Klasse einberufen. Am Abend vor dem Ausmarsch kam er noch einmal zu mir, um mich in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen. Er hatte sein Vermögen bisher von einem Berliner Bankhause, das schon für seinen Vater gearbeitet hatte, verwalten lassen, es aber von dort zurückgezogen, da ihm Gerüchte von einer verminderten Solidität der Firma zu Ohren gekommen waren. Senden bat nunmehr mich, vorläufig nur während der Dauer des Feldzuges sein Vermögen in sicheren dreieinhalbprozentigen Papieren

anzulegen, und übergab mir gleichzeitig ein Kapital von vierzigtauſend Thalern, zum Teil in bar, zum Teil in Berliner Stadtobligationen. Ich ſtellte Senden darüber eine Quittung aus und blieb mit ihm noch den Abend hindurch zuſammen. Am anderen Morgen rückte er mit ſeinem Regimente aus.

Er ſchrieb mir häufiger, das letzte Mal Anfang Februar, in jenen Tagen, da die erſten Gefechte um Düppel ſtattfanden. Von da ab blieb ich ohne Nachricht von ihm. Die Verluſtliſten wieſen ſeinen Namen nicht auf, erſt Ende April fand ich ihn als „vermißt" verzeichnet. In der That hörte ich trotz eifrigſter Nachforſchungen nie wieder etwas über den Verbleib Sendens. Ein Regimentskamerad, Hauptmann Ortſchek, hatte ihn bei Satrup mitten im Kugelregen neben einem verwundeten Soldaten knieen ſehen; ein Gefreiter ſeiner Compagnie, der gefangen genommen worden war, behauptete, Senden ſei durch die Straßen von Flensburg in einem offenen Krankenwagen transportiert worden. Daß er in Gefangenſchaft geraten, und zwar wahrſcheinlich ſchon bei Satrup, ſchien zweifellos; da aber auch die Auslöſungsliſten ſeinen Namen nicht enthielten, ſo war nur noch die Annahme möglich, daß er in der Gefangenſchaft an einer Verwundung oder einer Epidemie verſtorben und vielleicht — derartige Irrtümer kamen ja dazumal nicht ſelten vor — unter falſchem Namen beerdigt worden ſei. Thatſache war, daß er verſchollen blieb, und daß keine Aufklärung über ſein Verſchwinden erfolgte.

Ich beſchränkte mich natürlich nicht auf meine perſönlichen Erkundigungen, ſondern erließ in einer Reihe größerer Zeitungen Aufrufe nach Senden, die ohne jeden Erfolg blieben. Ich ſchrieb weiterhin an den Bürgermeiſter und die Gerichtsverwaltung ſeiner Vaterſtadt und erhielt von dort die Sendens frühere Angaben beſtäti-

gende Nachricht, daß er keine Verwandten hinterlasse. Allerdings habe sein verstorbener Vater noch einen älteren Bruder besessen, der indessen schon vor länger als dreißig Jahren ausgewandert sei, unbekannt wohin.

Jahre vergingen. Den Bestimmungen Sendens folgend, hatte ich, immer noch in der Hoffnung, früher oder später etwas über sein rätselhaftes Verschwinden zu erfahren, sein Vermögen in preußischen Consols angelegt und die Zinsen zum Kapital geschlagen. Da kam eine Zeit, in der die Geschäfte so darniederlagen, daß ich den Zusammenbruch unseres Hauses und meiner Existenz befürchten mußte — und in dieser Zeit vergriff ich mich an dem Vermögen Sendens.

Ich will mein Unrecht nicht beschönigen. Es stand alles auf dem Spiel: nicht nur die eigene Existenz und die meiner Familie, auch die Ehre unserer Firma. Ich sagte mir, daß Senden, wäre er noch am Leben, mich in dieser verzweiflungsvollen Lage sicher nicht im Stiche gelassen, sondern mit seinen Kapitalien unterstützt haben würde, sagte mir, daß die Zeiten sich bessern und ich in die Lage kommen würde, zurückzuerstatten, was ich vom fremden Besitze genommen — ich fand hundert Ausflüchte zur Beschwichtigung meines Gewissens, aber vor Dir, mein Sohn, bekenne ich, daß ich ein Verbrechen beging, als ich mich an jenem Gelde vergriff, das mir nicht gehörte.

Und dennoch — wunderlich genug: ein Segen schien auf diesem Gelde zu ruhen. Es gelang mir nicht nur, aller meiner Verpflichtungen Herr zu werden, sondern infolge glücklicher Spekulationen, die ich mit dem Gelde Sendens ausführen konnte, wurde ich sogar in Jahresfrist zu einem wohlhabenden Manne. Unsere Firma blühte auf und gewann mehr und mehr an Einfluß und Ansehen.

Das Kapital Sendens, das bis heute auf zweimalhundertfünfundzwanzigtausend Mark angewachsen ist, liegt in preußischen Consols fest und wird getrennt von dem Vermögen unseres Hauses verwaltet. Ich wünsche, mein Sohn, daß dies auch fernerhin in gleicher Weise gehalten werde. Ich bin noch immer nicht davon überzeugt, daß Senden nicht noch leben und eines Tages wiederkehren könne, um sein mir anvertrautes Gut zurückzuverlangen. Ist dies bis zum 31. Dezember 1900, also bis zur Wende unseres Jahrhunderts, nicht geschehen, so mögest Du die Todeserklärung des Verschollenen beantragen und das Kapital nebst Zins und Zinseszins nach Abzug der Verwaltungskosten dem Fiskus überliefern. Bis dahin aber bleibe es unter Deiner Verwaltung; ich verlange das ausdrücklich aus den oben wiedergegebenen Gründen. Ein Ahnungsgefühl sagt mir, daß Senden noch am Leben ist.

Du bist mein Universalerbe. Ich setze, weil ich nicht weiß, wie weit der Zeitpunkt meines Ablebens noch entfernt ist, in dieser Niederschrift keine Legate an die Angestellten unseres Hauses aus, die möglicherweise noch wechseln können, aber ich bitte Dich, nach Maßgabe meiner Hinterlassenschaft und eigenem Gutdünken die älteren Beamten und die Dienerschaft angemessen bedenken zu wollen. Ich behalte mir des ferneren eine Abänderung dieser letztwilligen Verfügung jederzeit vor.

Breslau, 23. April 1877.

Philipp Schrader."

— — — — — — — — — — — —

Max ließ die Hand, in der er das merkwürdige Schriftstück hielt, schwer sinken und starrte glanzlosen Auges vor sich hin auf die Figuren, die das bunte Gewebe des Teppichs bildeten. Die letzten vierzehn Tage hatten ihm so viele Ueberraschungen gebracht und so starke Anforderungen

an sein Nervensystem gestellt, daß dieser neue Schlag nichts anderes als eine Art stumpfer Resignation in ihm hervorrief.

Das Papier entfiel seiner Hand und blieb auf der Erde liegen. Die Augen des jungen Mannes schlossen sich langsam, gleichsam als blende ihn die Erkenntnis der verbrecherischen Gewissenlosigkeit, unter deren Einfluß sein verstorbener Vater ein ganzes langes Leben hindurch gehandelt hatte. Eine erschlaffende Müdigkeit überkam ihn, aber er wollte ihr nicht nachgeben. Er sprang auf, riß sich die Oberkleider herab und goß sich über dem Waschbecken eine Kanne Wasser über den Kopf und Nacken. Er wollte frisch bleiben und bei all diesen geistlähmenden Geschehnissen gedankenklar. Und nicht das allein — auch empfindungsrein wollte er bleiben, denn der neuen unerwarteten Entdeckung gegenüber bedurfte er mehr als sonst der vollen Kraft seines Rechtsgefühls.

Er löschte die Lampe, zog dann die Vorhänge auf und öffnete die Fenster. Wonnig quoll die erfrischende Morgenluft in das Gemach. Max stellte sich an das Fenster und schaute in den Garten. Er dachte in diesen Minuten an gar nichts; er beobachtete ein Spatzenpaar, das sich auf dem gelben Kieswege zankte, und einen weißen Schmetterling, der über die Kletterrosen flatterte. Aber nur sein Auge fing diese Eindrücke auf, über seinem Hirn lag es noch immer wie eine dumpfe Lähmung.

Als er sich wieder umwandte, fiel sein erster Blick auf das am Boden liegende Papier. Eine tiefe Bitterkeit quoll in ihm auf. Wie schmachvoll hatte sein Vater gehandelt — o, wie schmachvoll! Die Hand nach fremdem Gute auszustrecken — großer Gott, war er denn mehr, als der Sohn eines — Diebes?! Ja, eines Diebes! Wenn jener Senden zurückgekehrt und sein Eigentum wiedergefordert hätte, wenn er in gerechtem Zorn über

den Treubruch und die Ehrloſigkeit des einſtigen Freundes die Unterſchlagung beim Gericht zur Anzeige gebracht haben würde — hätten ſich dann nicht die Thüren des Zuchthauſes für den Inhaber der Firma Philipp Schrader geöffnet? — Und in der Erkenntnis, daß nur ein Zufall ſeinen Namen, dieſen Namen, auf den er allzeit ſo ſtolz geweſen war, vor Schande errettet, ſtieg das Gefühl der Schmach ſo mächtig in Max empor, daß er die Hände vor das Geſicht ſchlug und mitten im Zimmer regungslos ſtehen blieb.

Allmählich nur kehrte ein ruhigeres Denken in ihn zurück. Er las das ſeltſame Teſtament noch einmal Wort für Wort durch. Allerhand Fragen, auf die er keine Antwort fand, wachten in ihm auf. Weshalb hatte ſein Vater dies offene Bekenntnis ſeiner Schuld beim Gericht hinterlegt? Wollte er damit gleichſam ſein Gewiſſen entlaſten? Und exiſtierte das Vermögen Sendens noch? Wo lag es im Depot? Oder war dieſes einem Fremden gehörige Kapital heimlich mit nach London geſchafft worden, und warum hatte in dieſem Falle der Verſtorbene ſeinen letzten Willen nicht geändert, wozu er berechtigt geweſen wäre?

Max klingelte und ließ zu Schwender ſchicken; er wollte Gewißheit haben, ſoweit es möglich war.

Der Prokuriſt erſchien in einer Viertelſtunde und verneigte ſich nach ſeiner Art ſtumm und ungelenk vor Max.

„Es iſt eine neue Angelegenheit an uns herangetreten, Schwender,“ begann Max ohne Umſchweife, „die unſere bisherigen Entſchlüſſe möglicherweiſe ändern dürfte. Iſt Ihnen bekannt, daß mein Vater ein beſtimmtes größeres Kapital, das im Jahre 1877 zweimalhundertfünfundzwanzigtauſend Mark betrug, abgeſondert vom Vermögen des Hauſes verwalten ließ?“

Schwender nickte, ohne die Miene zu verziehen. „Ge-

wiß," entgegnete er, „das iſt mir bekannt. Es wurde als ſein Privatkonto geführt und ſtammte meines Wiſſens aus einer Erbſchaft Ihrer ſeligen Frau Mutter."

„So?! Nun alſo — ich weiß es anders! Später davon — der Kelch muß bis zur Neige geleert werden! Wo iſt dies Geld geblieben?"

„Es wurde vor etwa zwei Jahren angeblich mit den Geſchäftsgeldern vereinigt. Angeblich, ſage ich, denn das Privatkonto des Chefs wurde zu dieſer Zeit gelöſcht. Ich ſelbſt habe von jenem Gelde indeſſen keinen Pfennig geſehen und nie über dasſelbe disponieren können, vermute aber heute, daß es mit nach London gewandert ſein wird. Es betrug viermalhunderttauſend Mark — oder darüber."

Max ſchwieg. Er ſchwankte, ob er den Prokuriſten auch in der Teſtamentsangelegenheit in das Vertrauen ziehen ſollte, aber der Mann hatte bereits ſo tief in die trüben Verhältniſſe des Hauſes hineingeſchaut, daß vor ihm kaum noch etwas zu verbergen war. Und er war treu und ehrlich, immer auf den Ruf der Firma bedacht und bereit, ihn bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Mit raſcher Bewegung ſtreckte Max ihm das Dokument entgegen.

„Leſen Sie!"

Schwender durchflog das Papier. Auch jetzt veränderten ſich ſeine Geſichtszüge nicht, nur färbte ſein ſchon an ſich gelbliches Geſicht ſich noch heller; es nahm eine faſt olivengrüne Färbung an.

Schweigend legte er das Papier auf den Tiſch zurück.

„Nun —?!" fragte Max, die Stirn runzelnd; „haben Sie kein Wort für dieſe neue Entdeckung?"

„Wenigſtens kein überflüſſiges," entgegnete der Prokuriſt. „Wenn ich mir indeſſen einen Rat erlauben darf, ſo iſt es der, dieſes Papier ſchlichtweg in das Feuer zu werfen und ſich nun ſeinen Inhalt nicht weiter zu kümmern!"

„Schwender, Sie ſind toll!“ brauſte Max empört auf. „Haben Sie vergeſſen, daß es ſich um den letzten Willen meines Vaters, um die Sühnung eines Verbrechens — um eine Ehrenpflicht handelt?“

„Ich habe nur das Wohl der Firma im Auge, nichts anderes,“ erwiderte der Prokuriſt ruhig. „Ich glaube nicht an die Wahrheit der Ausführungen in jenem Teſtamente. Ich nehme an, daß Ihr Herr Vater ſich in wohlbedachter Abſicht zu einer Myſtifikation herbeigelaſſen hat, um dem Hauſe Schrader ein großes und feſtes Vermögen zu ſichern —“

„Das ſpäterhin dem Staate ausgeliefert werden ſoll,“ fiel Max höhniſch ein. „Herr Schwender, ich bitte Sie dringend, jedwede ſophiſtiſche Auslegung dieſes Teſtaments beiſeite zu laſſen! Ihr Intereſſe für die Firma darf nimmermehr die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit Ihres Fühlens beeinträchtigen. Mehr noch als Sie habe ich ſelbſt Rückſichten auf die Möglichkeit des Fortbeſtandes unſeres Hauſes zu nehmen, aber ich gebe Ihnen mein Wort: eher will ich als Bettler von dieſer Schwelle ſcheiden, ehe ich mit meinen reinen Händen auch nur einen Pfennig fremden Gutes antaſten würde!“

„Das heißt,“ fügte der Prokuriſt langſam hinzu, „Sie ſind willens, den Beſtimmungen jenes ſeltſamen Teſtamentes nachzukommen?“

„Ich bin es — ſoweit ich dazu im ſtande ſein werde!“

„Dann werden Sie allerdings zum Bettler werden, und die Firma Philipp Schrader wird aufgehört haben, zu exiſtieren.“ Schwenders Geſicht verfinſterte ſich plötzlich, und er hob die zu Fäuſten geballten dürren und ſehnigen Hände drohend zum Himmel empor. „Herr Gott — Herr Gott,“ rief er in ausbrechendem Grimme, „daß es dahin kommen mußte! O — daß es dahin kommen mußte — daß dieſes blühende Geſchäft nun in Nichts

zerfallen soll — in Nichts! Dies Geschäft, dem ich die beste Zeit meines Lebens geopfert habe, zwanzig Jahre, Herr Schrader, die ich hinter meinem Pulte verbrachte, immer rechnend und rechnend, wie für unsere Firma wohl der größte Gewinn zu erzielen sei, immer grübelnd, auf welche Weise sich für Philipp Schrader der praktischste Vorteil erreichen lasse, immer und ewig in jedem Gedanken mit dem Wohle des Hauses beschäftigt! Ich bin nicht verheiratet, stehe fast allein, aber die Firma ersetzte mir Weib, Kind und Familie, war mein Glück, meine Liebe und mein Hoffen — mein Alles! Für sie habe ich gearbeitet, habe ich mehr, weit mehr als meine Pflicht gethan, schaffte ich früh und spät, sie war mir ans Herz gewachsen, war sozusagen ein Teil meines Selbst! Und nun zusehen zu müssen, wie sie zu Grunde geht, ohne helfen zu können — Herr du meine Güte, das geht mir altem Menschen nahe — ja, Herr Schrader, das geht mir nahe, sehr nahe!"

Er brach ab, denn er fühlte, wie seine Stimme zitterte und wie sein Auge feucht wurde, und das dünkte ihm lächerlich. Er hatte noch nie geweint, solange er rechnen konnte, und er datierte sein Leben erst von dem Tage ab, da er auf seiner Schiefertafel das erste Exempel gelöst hatte. Er schätzte sich auch nicht höher als einen Teil jener Maschine, die er zwanzig Jahre hindurch hatte in Bewegung setzen helfen, und mit dem Augenblick, in dem diese Maschine ihre Thätigkeit einstellte, schien es ihm, als müsse auch sein Leben stille stehen.

Max reichte ihm in tiefer Bewegung die Hand.

„Wir leiden beide gleich schwer unter der Last des Geschicks," sagte er warmherzig, „aber wir wollen darum nicht verzweifeln. Ein Unterschied besteht freilich zwischen uns, und ein großer: Sie sind ein alter Mann und ich bin jung. Aber wie ich mir wagemutig durchs Leben

helfen werde, ſo wird ſich auch für Sie eine Stellung finden, in der Sie behaglich und auskömmlich Ihre Tage beſchließen können. Man hat auch in weiteren Kreiſen Ihre Tüchtigkeit und Ihre Pflichttreue kennen und ſchätzen gelernt."

Der Prokuriſt winkte mit der Hand. „Nicht doch, Herr Schrader," ſagte er, „laſſen wir das — mir iſt ja nicht bange um meine Zukunft, nur der Gram frißt an mir! Ja, der Gram!" Er wiſchte mit der flachen Hand über ſeine Augen und wiederholte: „Laſſen wir das! — Zum Geſchäftlichen, Herr Schrader! Alſo, noch einmal: Sie wollen die Beſtimmungen jenes Teſtaments anerkennen?"

„Ich will es und muß es, als Ehrenmann wie als Staatsbürger, der ſich dem Geſetze zu fügen hat. Und ein Teſtament hat rechtliche Kraft."

„Sie ſind der einzige Erbe Ihres Vaters, und kein Menſch hat, zumal nicht einmal Legate ausgeſetzt worden ſind, ſich darum zu kümmern, ob Sie willens ſind, das Teſtament anzuerkennen."

„Sie vergeſſen, daß das Teſtament von Gerichts wegen eröffnet und durch Schreiber kopiert worden iſt, daß ſein Inhalt alſo öffentlich werden kann!"

„Das Gericht iſt zum Schweigen verpflichtet. Und wenn nicht — geht es das Gericht, geht es irgend einen Menſchen auf der Welt etwas an, ob Sie den in jenem Dokument enthaltenen Beſtimmungen nachgekommen ſind oder nicht?!"

„Iſt Doktor Alfred Senden kein Menſch?"

„Wiſſen Sie, ob er noch lebt? Seit 1864 ſind fünfundzwanzig Jahre verfloſſen. In dieſen fünfundzwanzig Jahren hat man trotz eifrigſter Nachforſchungen nichts von ihm gehört — es iſt alſo kaum anzunehmen, daß er noch auf der Welt iſt."

Digitized by Google

„Dann gehört sein hinterlassenes Vermögen dem Staate.“

Schwender fuhr sich mit beiden Händen in die dünn gewordenen, ergrauten Haare.

„Dem Staate!“ rief er. „Jawohl, dem Staate, demselben Staate, dem Philipp Schrader bereits gerade so viel an Steuern und Abgaben gezahlt hat, wie das Kapital Sendens beträgt! Und der Staat soll auch diese viermalhunderttausend Mark oder wie groß die Summe sonst ist, noch bekommen? — Aber eilt es Ihnen denn so gewaltig damit? Herr du mein Gott, eilt es denn so?! — Hören Sie zu, Herr Schrader: lassen Sie uns das Grundkapital des Sendenschen Vermögens, also vierzigtausend Thaler, zurücklegen, — es mag unberührt bleiben, völlig unberührt. Aber mit dem Rest, der uns dann noch bleibt, und der nach meiner Schätzung genügen dürfte, lassen Sie uns weiter wirtschaften! Ruhig und stetig, so wie wir angefangen haben. Ich bin mit der Hälfte meines bisherigen Gehalts zufrieden, ich bin genügsam und brauche nicht mehr, und diesen und jenen Nichtsthuer im Geschäfte können wir auch noch entlassen, ohne daß es auffällt. Wir werden uns einschränken, und dann werden wir, langsam vielleicht, aber doch sicher, Position auf Position zurückerobern, werden unseren Kredit wieder gewinnen, werden die Firma zur alten Höhe und zur alten Blüte bringen. Mit dem Henker müßte es zugehen, wenn uns das nicht gelänge, Ihnen mit Ihrer jungen Kraft und mir mit meiner reifen Erfahrung! Und mit dem Henker müßte es zugehen, wenn wir Ende 1900, so Gott mir bis dahin das Leben schenkt, nicht — wie das Testament verlangt — dem Staate das Vermögen des verschollenen Senden aushändigen könnten!“

Max, der an das Fenster getreten war, wandte sich rasch um. „Und wenn Senden morgen zurückkehrt?“ fragte er.

„Er ist fünfundzwanzig Jahre fortgeblieben und wird auch morgen nicht kommen," entgegnete der Prokurist. „Er wird nie wiederkehren. Aber sein Geld wollen wir trotzdem nicht behalten, — wir werden es dem Fiskus aushändigen, wenn es ihm nun einmal gehören soll. Wir wollen nichts thun, als uns die Zinsen Sendens — borgen, um selbst wieder auf die Füße zu kommen, die brach liegenden Zinsen eines brachliegenden Vermögens!"

„Das heißt," — und die Stimme des jungen Mannes klang sehr ernst — „zum zweitenmal soll ein Schrader seine Hand nach fremdem Gute ausstrecken! Das heißt, auch der Sohn soll zum Diebe werden, wie der Vater! — So würde es sein, nicht anders! . . . Schwender, Sie wissen nicht, was Sie sprechen und fordern! Sie denken nicht einmal daran, daß der Staat, entgegen der im Testamente meines Vaters ausgesprochenen Bestimmung, schon heute das Recht haben würde, dies herrenlose Gut mit Beschlag zu belegen — mir scheint, in Ihrem fanatischen Geschäftsinteresse haben Sie den Sinn für Gesetz und Recht überhaupt verloren! Was nützt mir dieser ganze verfluchte Mammon — ja, dieser verfluchte Mammon! — wenn ich ihn mit meiner Ehre erkaufen soll?! Glauben Sie, ich würde mich glücklich fühlen selbst an der Spitze einer Weltfirma, wenn ich mir immer sagen müßte, daß diese Firma ihren Glanz und ihre Blüte einem Verbrechen verdankt? — Nein, Schwender, ich will lieber ein armer Mann sein, wenn ich mir mit der Armut meine Seele retten kann! Die Armut fürchte ich nicht, denn ich bin gesund und rüstig und sehne mich nach Arbeit. Aber die Schande fürchte ich! — Und seien Sie wahrhaftig, Schwender: Sie denken im Grunde genommen gerade so wie ich! Gerade so! Nur Ihre heiße Liebe zu dem Institut, das Sie in die Höhe bringen halfen, und an dem, wie Sie selbst sagen, Ihr ganzes Herz hängt,

kann für einige Augenblicke Ihr Empfinden verwirrt haben. Sie sind ein Ehrenmann, wie ich es bin, und wir wollen Ehrenmänner bleiben! Habe ich recht?"

Der Prokuriſt hatte, während Schrader ſprach, ſchweigend ſeinen Hut vom Tiſch genommen und drehte ihn ſeiner Gewohnheit gemäß zwiſchen den dürren Fingern. Sein Auge war verſchleiert; in ſeinem Geſicht zuckte es krampfhaft. Er wußte nun, daß alles aus war — alles aus — mit der Firma Philipp Schrader und mit ihm ſelbſt . . .

„Ich habe nichts mehr zu ſagen, Herr Schrader," murmelte er, „ich bin mit allem einverſtanden und — und ich erwarte Ihre Ordres."

Max ſchüttelte den Kopf. Er begriff den alten Mann nicht. War denn jegliches Rechtsgefühl aus ihm gewichen? — Er wollte heftig werden, aber er bezwang ſich. Wozu ſich erregen, da doch ſchon die nächſten Tage ihn trennen mußten von allem, was in der Vergangenheit lag!

„Ich werde in einer Stunde im Bureau ſein," fuhr er fort; „ſorgen Sie dafür, daß ich Ihre Bücher und Aufſtellungen prüfen kann."

„Wie Sie befehlen, Herr Schrader," antwortete der Prokuriſt. „Ich habe nur noch eines zu erwähnen. Stutterheim & Pleſſen haben unter der Hand anfragen laſſen, ob wir geneigt ſein würden, unſere Firma ohne Aktiva und Paſſiva an ſie zu verkaufen. Die Leute haben jedenfalls bereits in Erfahrung gebracht, daß Sie einen außergerichtlichen Vergleich mit den Gläubigern anzubahnen wünſchen, und ſcheinen anzunehmen, daß Sie nicht geſonnen ſind, das Geſchäft weiterzuführen. Ich glaube allerdings, daß Stutterheim & Pleſſen uns für die Uebernahme des bleibenden Kundenkreiſes nur eine geringe Summe zahlen würden —"

„Ganz gleich!" fiel Max lebhaft ein, „wir werden

ſie mitnehmen! Wir können jede Mark gebrauchen, die uns in den Schoß fällt.“

Schwender verbeugte ſich und ſchritt zur Thür. Noch einmal ſtockte ſein Fuß — er ſchien ſich umwenden zu wollen, dann griff er mit feſter Hand nach der Klinke.

6.

Max hatte in den letzten Wochen nur wenig Schlaf gefunden. Er ſehnte ſich mächtig nach Ruhe, und wenn nicht nach Ruhe, ſo doch nach endgültiger Entſcheidung, nach einem Abſchluß dieſes Lebensabſchnittes und nach dem Beginn einer neuen Exiſtenz. Eine genaue Aufſtellung hatte ergeben, daß die Firma den Forderungen der Gläubiger bis zum letzten Pfennig gerecht werden konnte. Es verblieb Max ſodann immer noch, eingerechnet der Summe, die Stutterheim & Pleſſen ihm für die Verſchmelzung beider Firmen geboten hatten, ein Kapital von über dreimalhunderttauſend Mark. Aber dies Kapital gehörte nach dem Teſtamente Philipp Schraders nicht ihm und nicht dem Geſchäft, ſondern gehörte jenem verſchollenen Unbekannten, jenem rätſelhaften Alfred Senden, der einſt ein Freund Philipp Schraders geweſen war.

Daß der Verſchollene wirklich exiſtiert hatte und nicht nur das Phantaſiegeſchöpf einer unbegreiflichen Laune Philipp Schraders geweſen war, ſtand feſt, denn die alte Tilde, die von der Dienerſchaft am längſten dem Hauſe angehörte, entſann ſich des „jungen Doktors“ noch lebhaft; auch in den Liſten der Polizeiverwaltung und des Magiſtrats fand ſich der Name Senden — ganz abgeſehen davon, daß viele Familien der Stadt, in denen Senden Hausarzt geweſen war, ſich noch lebhaft dieſes liebenswürdigen Menſchen erinnerten, deſſen eigenartiges Geſchick ſeiner Zeit viel von ſich reden gemacht hatte.

Dieſem Mann oder ſeinen unbekannten Erben und,

wenn ſolche nicht auffindbar, dem Fiskus gehörte das Kapital, das Max noch verblieb, nachdem er die Gläubiger der Firma Schrader ausgezahlt hatte. Sogar ein noch größeres Kapital, denn mit Zins und Zinseszins berechnet überſtieg heute die Hinterlaſſenſchaft Sendens die Max verbleibenden Barmittel um eine ziemlich beträchtliche Summe. Aber Max hoffte bis zum Ende des Jahrhunderts, alſo bis zu dem Zeitpunkte, da nach Wunſch ſeines Vaters das Vermögen des Verſchollenen dem Fiskus ausgehändigt werden ſollte, auch dieſen letzten Teil der Schuld zurückgezahlt zu haben. Er hoffte es zuverſichtlich, denn er hatte ſich vorgenommen, ſich mit voller Kraft auf die Arbeit zu werfen; er wollte verdienen, viel verdienen, wollte durch ſich ſelbſt ein reicher Mann werden, nicht aus ſchnöder Habgier, ſondern weil der Reichtum ihm ſeine ſeeliſche Unabhängigkeit ſchaffen ſollte.

Max war kein Alltagsmenſch. Er hatte den Reichtum verachtet, ſolange das Glück mit ihm geweſen war. Freilich war dieſe Verachtung Fortunas immer nur eine theoretiſche geweſen, denn es war Max nie eingefallen, freiwillig den Vorteilen und Vergünſtigungen, die ihm der ſchnöde Mammon gewährte, zu entſagen. Daß er dies hätte thun *können* und zwar jederzeit, glaubte er erſt jetzt, wo er dem Nichts gegenüberſtand. Er glaubte es, weil es ihm thatſächlich nicht ſchwer wurde, ſich in der Armut zurecht zu finden; er weinte dem verlorenen Reichtum keine Thräne nach, ſondern ſchaute mutvoll und arbeitsfreudig in die Zukunft — um ſo freudiger, da er neben der Süßigkeit der Arbeit auch deren Bitternis noch nicht gekoſtet hatte: er ſtand ihr mit der Naivetät eines Kindes gegenüber, das ſich beglückt zum erſten Schulgange anſchickt.

Was ihn bedrückte, war nur noch der Reſt der Schuld an Alfred Senden. Der Gedanke, daß das Verbrechen

seines Vaters vorläufig noch ungesühnt bleiben sollte, erschreckte und ängstigte ihn. Er hätte sich behelfen und sämtlichen Gläubigern der Firma einen Accord anbieten können, aber auch das widerstrebte seinem Rechtlichkeitsgefühl. Es war zweifellos, daß die Lebenden vorgehen, daß sie vor einem längst Verschollenen bedacht werden mußten.

Max hatte sich zur Ausgestaltung seiner Zukunft bereits einen fest vorgezeichneten und reiflich durchdachten Plan entworfen. Zunächst sollte das Sendensche Vermögen auf der Reichsbank deponiert werden, dann wollte er selbst sich eine Stellung in einem Berliner Bankhause suchen. An Empfehlungen fehlte es ihm nicht; er war in Wien, Paris und London bei ersten Firmen thätig gewesen — das allein schon sprach für ihn. Auch das Haus Philipp Schrader war allezeit mit Achtung genannt worden, und daß es in vollen Ehren vom Schauplatze abgetreten war, daß der Erbe es nicht vorgezogen hatte, sich mit den Gläubigern auf eine sie mehr oder weniger schädigende Weise zu „einigen" — das war eine Thatsache, die in der reellen Geschäftswelt anerkannt werden mußte. Im übrigen verließ sich Max auf seine eigene Tüchtigkeit und Arbeitskraft.

Bevor er indessen die letzten Brücken, welche ihn mit der Firma verbanden, die seinen Namen trug, abbrechen wollte, galt es für ihn noch die Erledigung einer Herzenspflicht vorzunehmen. Er mußte an Lia Tokowa schreiben. Was — aber was?! Daß er sie liebte, wußte sie — mußte sie wissen! Sie hielt ihn jedoch — wohl auch jetzt noch, wenn gefällige Freunde ihr nicht schon die Nachricht von dem Zusammenbruch des Hauses Schrader zugetragen hatten — für einen reichen Mann, und Max zweifelte kaum daran, daß bei ihrem Bruder und Vormund, dessen Schutze sie unterstand, das Geld eine große,

vielleicht entscheidende Rolle spielte. War es anders — desto besser! Auch diese Möglichkeit überdachte Max. War Komtesse Lia arm wie er und trotzdem bereit, die Seine zu werden, so wollte er doppelt arbeiten, sie mit zu ernähren und ihr das Leben an seiner Seite behaglich zu gestalten. Besaß sie Vermögen, das sie als Mitgift in die Ehe bringen konnte, so ließ es sich vielleicht ermöglichen, das Sendensche Kapital voll zu ergänzen und die Firma weiterzuführen. Das wäre die beste Lösung des Dilemmas gewesen, und unwillkürlich flog ein freudig helles Lächeln über seine in den letzten Wochen schärfer und ernster gewordenen Züge, als der Gedanke an diese Lösung wie ein Hoffnungsstrahl in ihm aufblitzte. Freilich — schnell genug folgte dem Lächeln der alte Ausdruck schwermütiger Entsagung: Max glaubte nicht mehr an sein Glück..

Noch an demselben Tage, an dem er mit Schwender die Forderungen der Gläubiger geprüft hatte, setzte er sich hin und schrieb an Lia. Der Brief lautete:

„Teuerste Komtesse!

Eine ganze, und ach, so lange Kette widriger Schicksalsschläge, die mich schwer niedergebeugt haben und zugleich auch meine volle Thätigkeit in Anspruch nahmen, machte es mir bisher unmöglich, ein Wort von mir verlauten zu lassen. Ich verzichte darauf, Ihnen in allen Einzelheiten den Verlauf der letzten traurigen Wochen zu schildern, Sie werden sich ohne weiteres in meinen geistigen Zustand hineinfühlen können, wenn ich Ihnen nur kurz mitteile, daß der Tod meines Vaters den Zusammenbruch unseres Hauses nach sich gezogen hat. Gott sei Dank bin ich allerdings in der glücklichen Lage gewesen, alle Gläubiger der Firma bis auf den letzten befriedigen zu können, damit sind aber auch die letzten Mittel erschöpft.

In der That, ich bin bettelarm geworden. Das klingt

Digitized by Google

um ſo trauriger, als ich ſelbſt ſchuldlos an dieſem Geſchick bin, und ich bin gewiß, daß Sie Mitleid mit mir haben werden. Und doch, teure Komteſſe, klingt es nur traurig, es hat mir aber in Wahrheit nicht eine Stunde hindurch mein Selbſtvertrauen und mein Hoffen auf die Zukunft geraubt. Nur die Umſtände, unter denen der Zuſammenbruch erfolgte, und gewiſſe Vorkommniſſe, die bei ihm mitſprachen, haben mich erſchüttern können, die Thatſache ſelbſt konnte es nicht.

Entſinnen Sie ſich noch unſeres Geſprächs bei unſerem letzten fröhlichen Beiſammenſein in Hamburg? — Es wurde die Frage aufgeworfen, ob ein Menſch, der bisher in Glück und Ueberfluß gelebt hat und urplötzlich in die bitterſte Armut verſetzt wird, leichter ſeines ſittlichen Haltes verluſtig gehen könne als der, den das Schickſal umgekehrt aus Not und Elend in die Sphären des Reichtums hineinhebt, ob alſo eine „Gold"- oder eine „Armutsprobe" ſchwerer zu ertragen ſei. Ich hoffe, die letztere zu beſtehen, denn ich nehme den Kampf mit der Armut in dem vollen Bewußtſein auf, daß der Verluſt meines Vermögens an meinem moraliſchen Empfinden nicht rütteln konnte. Das mag ſehr ſtolz klingen, und wahrhaftig, ich bin in gewiſſem Sinne auch ſtolz darauf, daß mir der Sturz aus der Höhe ſogar nicht geſchadet hat. Im Gegenteil: er hat mich geläutert, hat mich gefeſtet und männlicher gemacht, und er hat mir ein Glück erſchloſſen, das ich bisher noch nicht kennen lernen durfte — die Freude an der Arbeit.

Ich will nicht lügen. In einer Beziehung hat die beginnende Armutsprobe mich auch mutlos gemacht. Ich war bei der Nachricht von der plötzlichen Erkrankung meines Vaters mit dem feſten Willen hierher geeilt, dem bisherigen Leben ein Ende zu bereiten. Ich wollte meinen Vater bitten, mich in die Firma aufzunehmen oder mir eine ge-

schäftliche Selbständigkeit zu schaffen, um ihm gleichzeitig mitzuteilen, daß ich eine Liebe im Herzen trage. Ich weiß nicht, ob ich wiedergeliebt werde, denn ich habe noch nicht gesprochen. Darf ich noch sprechen — nun, da ich der, der mein Herz gehört, in materieller Beziehung nichts zu bieten vermag? Soll ich ihr sagen: Komm her zu mir, wenn du mich liebst, so wahr und so heiß, wie ich dich liebe, und werde mein Weib? Ich will von früh bis spät nur für dich schaffen und arbeiten und werde glückselig sein, wenn du mir mit einem Lächeln und einem lieben Worte dankst? Ich will dich auf Händen tragen und mir genugsam im Kampf mit dem Leben abringen, dir ein behagliches Heim und trauliche, wenn auch bescheidene Verhältnisse um dich her zu schaffen? Ich spüre die Kraft dazu, und meine Liebe wird meine Kraft vertausendfachen?

Soll ich so sprechen? — Ich bin mutlos geworden, ich fürchte mich, als ein Bettler vor meine Geliebte zu treten. Sagen Sie mir, was ich thun soll! Sagen Sie mir: Sie sind kein Bettler, Max Schrader, wenn ein unglückliches Geschick Ihnen auch Ihr Vermögen genommen hat, denn Sie haben Ihren Kopf und Ihre Hände, Ihre Energie und Ihren Charakter behalten. Und Sie thun unrecht, wenn Sie sich scheuen, der, die Sie lieben, Ihr Herz zu entdecken, denn Sie zweifeln in diesem Falle an ihrer Großgeistigkeit und ihrem Herzen. Sprechen Sie frank und frei, Max Schrader, und Sie werden sicher eine ebenso offene Antwort erhalten. Werden Sie wiedergeliebt, so wird Ihre Armut kein Hindernis sein, denn Sie werden um Ihrer selbst willen geliebt. Sagen Sie mir das, Komtesse, — o, sagen Sie mir das! —

Ich bleibe noch etwa acht Tage in Breslau, um die Ordnung meiner Angelegenheiten zu Ende zu führen. Darf ich darauf rechnen, in diesen acht Tagen eine Antwort

von Ihnen zu erhalten? — Daß ich sie mit einem Herzen voll bangender Hoffnung erwarte — soll ich Ihnen das noch besonders versichern? — In der schweren Zeit, die ich durchgemacht, habe ich dennoch keine Stunde meinen Mut verloren. Aber nicht nur die feste Zuversicht auf bessere Tage hat mir Kraft und Stärke gegeben, sondern vor allem der Gedanke an meine Liebe. Und in meiner Liebe bin ich reicher denn je. Soll ich doppelt arm werden? —

Uebermitteln Sie, teuerste Komtesse, Ihrem Bruder meine herzlichsten Grüße und seien Sie selbst auf das innigste gegrüßt von Ihrem allzeit getreuen

Breslau, 3. September. Max Schrader."

* * *

Max überlas diesen Brief nicht mehr, sondern steckte ihn nach der ersten Niederschrift in einen Umschlag und sandte ihn ab. Er hatte sich ausgesprochen, wie ihm ums Herz war, und er hielt es für gut so.

In den nächsten Tagen wurden die letzten Vorkehrungen getroffen, um die Verpflichtungen der Firma Philipp Schrader glatt zu machen. Kein Gläubiger blieb unbefriedigt. Das der Firma verbleibende Restkapital wurde als Eigentum des Doktors Alfred Senden auf der Reichsbank hinterlegt. Das Geschäft wurde inzwischen, ohne neue Verpflichtungen einzugehen, weitergeführt, die Einigung mit Stutterheim & Plessen stand noch aus. Max hatte Schwender gesagt, daß er noch eine Mitteilung aus Hamburg erwarte, von der der Fortbestand der Firma abhängen werde. Auch Schwender hatte in diesen Tagen nichts unversucht gelassen, unter der Hand andere Firmen für die Weiterführung des Hauses Schrader zu interessieren. Aber der arme Alte traf überall nur auf bedauerndes Achselzucken. Die Zeiten waren trübe — man war selbst zu vielseitig engagiert — und man hatte auch

durchaus kein Intereſſe daran, ob das Konkurrenzgeſchäft einging oder nicht, durchaus nicht. Ja — wäre man an dem Zuſammenbruch irgendwie beteiligt geweſen, hätte man zu den Gläubigern Philipp Schraders gehört, wäre man gezwungen worden, ſich mit dem Erben zu einigen — dann vielleicht! Aber ſo — Gott bewahre! Die Gläubiger waren ausbezahlt worden — wen kümmerte da noch die Fortexiſtenz der Firma?! Im Gegenteil, den Konkurrenten konnte es nur wünſchenswert ſein, daß ein großes Haus weniger vorhanden war.

Eine trübe Stimmung kam über den Prokuriſten; er wurde noch wortkarger und menſchenſcheuer als ſonſt, noch galliger und verbitterter in ſeinem Weſen. Die herzloſe Selbſtſucht, auf die er traf, ergrimmte ihn um ſo mehr, als ſie im ſchroffſten Gegenſatze zu dem ſtark ausgebildeten Pflichtgefühl ſeines jungen Herrn ſtand. Wenn Max Schrader minder ehrlich geweſen wäre und ſich mit den Gläubigern auf der Baſis eines Vergleichs geeinigt hätte — dann alſo und nur dann würden die beteiligten Firmen ihn gehalten haben! Sie wollten einfach nichts verlieren — das war das Ganze! Schwender ballte die Hände in der Taſche, wenn er daran dachte, daß ſein verſtorbener Chef in beſſeren Zeiten mehr als einmal dieſen und jenen kleinen Konkurrenten aus der Not geholfen hatte. Jetzt waren die Kleinen groß geworden und hatten verlernt, dankbar zu ſein. Es war zum Verzweifeln!

Und Schwender würde in der That jegliche Hoffnung auf Rettung aufgegeben haben, hätte ihm Max nicht von jener geheimnisvollen „Antwort aus Hamburg“ geſprochen, die er erwartete. Schwender wußte, daß ſein junger Herr wie in Wien, Paris und London, ſo auch in Hamburg in ſehr reichen Häuſern verkehrt hatte, vielleicht hatte er ſich dort Freunde erworben, die bereit ſein würden, helfend einzugreifen. Und Schwender grübelte, während er

an seinem Pulte saß, darüber nach, wer diese hilfreichen Freunde wohl sein könnten. Baarfelde & Comp. oder Immermann & Samst? Oder vielleicht Gotthold Leopold Streichert, mit dem die Firma Schrader fast seit ihrem Bestehen in Verbindung gestanden und an den Max die besten Empfehlungsbriefe mit auf den Weg bekommen hatte? — Schwenders Pergamentgesicht klärte sich auf. Gotthold Leopold Streichert galt für einen Ehrenmann; Herr des Himmels, wenn er Mitleid hatte und dem befreundeten Hause die Mittel zur Fortführung des Geschäfts gewährte — dreimalhunderttausend Mark nur — nicht mehr — dann konnte noch alles gut werden, alles! . . .

„Was giebt's?" — Schwender fuhr aus seinen Grübeleien empor. Der Diener stand vor ihm und meldete ihm, daß der Herr ihn zu sprechen wünsche. Der Prokurist erhob sich sofort und begab sich in das obere Stockwerk. Er glaubte an Ahnungen, und eine Ahnung sagte ihm, daß fröhliche Nachricht aus Hamburg eingetroffen sein werde. Ganz gewiß, so mußte es sein, — noch nie war er von seinen Ahnungen betrogen worden! Er zitterte vor innerer Aufregung, als er in das Zimmer Maxens trat.

„Sie wünschen, Herr Schrader?"

Max saß am Schreibtische und schaute auf. Sein Gesicht war ruhig und nicht bleicher als sonst.

„Ah so, Herr Schwender!" sagte er. „Mein lieber Herr Schwender, wir haben kein Glück! Ich habe einen Refus aus Hamburg erhalten. Schließen Sie, bitte, mit Stutterheim & Plessen ab und zahlen Sie dem Personal die laufenden Gehälter aus. Das Geschäft wird morgen nicht mehr geöffnet."

Schwender verbeugte sich mechanisch und griff dann mit der Hand in die Luft. Er wollte die Thür erfassen, aber ihm schwindelte plötzlich. Es wurde dunkel vor ihm, ganz schwarz, und er fühlte, daß er taumelte.

Max sah es, sprang auf und stützte ihn.

„Um Gottes willen, Schwender, was ist Ihnen?!“

„Mir —? O — mir?“ Und der Alte reckte sich mühselig und ein irres Lächeln glitt um seinen welken Mund. „Verzeihen Sie, Herr Schrader — ich — ich glaube — — ich glaube, ich darf vormittags keinen Wein mehr trinken, und ich habe heute vormittag getrunken. Aber es wird gewiß das letzte Mal gewesen sein — gewesen sein.“

Und mit einer fiebernden Hast haschte er nach der Thürklinke und stürzte aus dem Zimmer.

Mit einem Blick voll tiefer Traurigkeit schaute Max ihm nach. Er begriff, daß der unaufhaltsame Sturz des Hauses den alten treuen Menschen im tiefsten Innern aufgerührt hatte. Und doch — was war der Jammer dieses Alten gegen die blutende Wunde, die man ihm selbst geschlagen hatte! Geschlagen mit harter und wuchtig treffender Faust, wohl bewußt seiner Wehrlosigkeit!

Er schritt an den Schreibtisch zurück und nahm noch einmal den Brief in die Hand, der vor einigen Stunden eingetroffen war. Das hellgelb gefärbte Papier zeigte in einer Ecke das Wappen der Tokowas, die Handschrift war die des Grafen. Er schrieb:

„Mein lieber, armer Freund!

Durch James Behrend hatten wir schon vor einigen Tagen erfahren, welch Mißgeschick Ihr Haus betroffen hat. Ihre eigenen Mitteilungen zeigen uns aber erst, daß das Unglück noch viel bedeutender ist, als die Börsengerüchte angaben. Glauben Sie, daß wir Sie alle sehr herzlich und aufrichtig bedauern, — auch Lia, die Ihnen für Ihren Brief bestens danken läßt und Ihnen viele Grüße sendet. Uebrigens bittet Sie Lia, sie einer Antwort auf Ihre Anfrage freundlichst überheben zu wollen, da sie sich doch nicht so recht in Ihr Empfinden hineindenken kann. Und

wirklich, auch ich meine, es ist schwer, in solchen Fällen einen Ratschlag zu geben.

Ich würde mich freuen, von Ihnen bald einmal etwas Günstigeres zu hören und begrüße Sie bis dahin freundschaftlichst als Ihr ergebener

Hamburg, 8./9. Demeter Tokowa."

Max hatte das Schreiben noch einmal durchgelesen. Er sah in diesem Augenblick Lia Tokowa im Geiste vor sich stehen, sah ihr brünettes, schwermütiges Gesichtchen, ihre dunklen, fragenden Augen und die schwarzen Löckchen, die sich über der Stirn kräuselten und den Ansatz des kleinen Ohres verbargen. Der heiße Wunsch, sie nur noch einmal sprechen und ihr sein übervolles Herz ausschütten zu können, stieg in ihm auf. Aber ein anderer Gedanke verdrängte den Wunsch. Wenn sie ihn wirklich liebte, dann hätte sie der kalten Berechnung ihres Bruders trotzen müssen — sie war nicht seine Sklavin. Wenn sie ihn wirklich liebte, dann hätte sie allen Vorurteilen und allen Rücksichten zum Trotz zu ihm kommen müssen. Es giebt kein Hindernis für ein liebendes Herz. Aber sie liebte ihn nicht; ihr Blick hatte getrogen, der Druck ihrer Hand war Lüge gewesen. Sie hatte mit ihm gespielt — oder sie hatte gehofft, an ihm eine gute Partie zu machen. Sie war nicht mehr wert als ihr Bruder; sie gehörte zu ihm.

„Zu Ende!" sagte Max, die beiden Worte laut und in energischem Tone vor sich hin sprechend. Er zündete ein Licht an und hob hierauf die Metallplatte ab, die den im Ofen befindlichen kleinen Kamin bedeckte. Dieser Kamin war fast völlig mit zerrissenen Papieren, alten Familienbriefen, Rechnungen und dergleichen, die Max vernichtet wissen wollte, gefüllt.

Max steckte die Papiermasse in Brand und warf auch die Zuschrift Demeters in die hoch aufzüngelnden Flammen. Dann rückte er sich einen Stuhl dicht vor den

Kamin und begann, sich niederlassend, eine kleine Kassette, die er aus einem Unterfache des Schreibtisches genommen, ihres Inhalts zu entleeren. Die Kassette enthielt nichts als Erinnerungen an Lia Tokowa; sie war der Reliquienschrein eines Verliebten, gefüllt mit nichtigen Kleinigkeiten, die für niemand Wert hatten, als für den, der sie gesammelt. Und unbarmherzig wanderten all diese Nichtigkeiten dem Briefe Demeters nach: eine längst vertrocknete gelbe Rose, die Komtesse Lia Max einst bei einem Rennen geschenkt hatte, ein losgerissenes Stück Band, eine Einladungskarte von ihrer Hand und andere gleichgültige Dinge, nur nicht gleichgültig für Max, der mit stier gewordenem Auge in das Spiel der Flammen schaute — in das Autodafé seiner Liebe. Ganz unten in der Kassette lag noch eine Miniaturphotographie Lias. Seine Finger zuckten, als er das Bildchen ergriff; er wollte es nicht ansehen, aber er preßte, während er die Augen schloß, einen Kuß auf das winzige Kartonblatt und schleuderte es dann gleichfalls in das knisternde Feuer.

Endlich erhob er sich. Die Flammen sollten die letzten Erinnerungen an die Vergangenheit verschlungen haben, — nun hinein in die Zukunft! Max wußte, was sie ihm bringen konnte: Entbehrung und Arbeit, aber die Arbeit wünschte er sich und die Entbehrung fürchtete er nicht.

* * *

Am Abend desselben Tages wurde Max noch eine erschütternde Meldung überbracht. Man hatte den Prokuristen Schwender in seiner bescheidenen Wohnung tot aufgefunden. Ein Gehirnschlag hatte ihn getroffen, so war vom Arzt festgestellt worden. Max glaubte es besser zu wissen: der Alte hatte den Zusammensturz des Hauses Schrader nicht überleben können. Die Maschine stand still — und auch sein Herz.

Das Begräbnis Schwenders war die letzte Pflicht, die

Max in der Heimat erfüllte. Das Personal war entlassen, das Geschäft verkauft, es hielt ihn nichts mehr zurück. Nach einem kurzen Abschied von der jammernden alten Tilde fuhr Max an einem frischen Herbstmorgen nach Berlin.

7.

Max war mit Empfehlungen wohl ausgerüstet. Er hatte sich von Breslau aus an jene großen Häuser in Wien, Paris und London gewandt, in denen er als Volontär gearbeitet hatte, und man hatte dort um so weniger gezögert, seinem Wunsche nachzukommen, als man bereits von den traurigen Verhältnissen gehört, die den Ruin der Firma Schrader herbeigeführt hatten. Auch die Bankiers Stutterheim und Plessen, die den Schraderschen Kundenkreis übernommen hatten, soweit er geblieben, waren Max mit Rat und That zur Seite gegangen. Sie hatten durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß eine der größeren Bankfirmen Berlins, Gebrüder Sporrschild, einen Korrespondenten suchte, und Max darauf aufmerksam gemacht. Es war nun allerdings fraglich, ob sich die Stellung für Max eignen würde, dennoch beschloß dieser, bei Gebrüder Sporrschild nachzufragen. Ihm lag wesentlich daran, möglichst schnell in eine Thätigkeit hinein zu kommen, die ihn in Anspruch nahm und ihm die schlimmen Erfahrungen der letzten Wochen vergessen helfen sollte.

Er stieg im City-Hotel ab und machte sich, da es noch am Frühnachmittage war, sofort auf den Weg. Die Geschäftsräume der Firma Gebrüder Sporrschild lagen in der besten und vornehmsten Geschäftsgegend der Hauptstadt, in der Behrenstraße. Max kannte die Firma; sie gehörte zu den ältesten Berlins und erfreute sich eines makellosen Rufes. Die Gediegenheit in der äußeren Ausstattung der Comptoirräumlichkeiten schien diese vollendete Solidität auch äußerlich darthun zu wollen. Kein Prunk,

kein Luxus, aber eine gewisse bürgerliche Wohlhabenheit, wohin man schaute.

Mit pochendem Herzen trat Max in das Bureau. Es zeigte getäfelte Wände ohne jeden Schmuck. Jenseits des großen Zahltisches, der durch den ganzen Raum ging, arbeitete etwa ein halbes Dutzend junger Leute an Doppelpulten. An einem der Fenster stand ein vereinzeltes Pult, vor dem ein Mann mit auffallend hohem Stehkragen saß; der Stehkragen bildete die Basis eines kürbisähnlichen Kopfes mit ganz kurzem, aufwärts gesträubtem grauen Haar und einem bartlosen, faltenreichen Gesicht, von dessen unreiner Blässe die spitze, sanft gerötete Nase sich freundlich abhob. Das Antlitz dieses Mannes, des ersten Buchhalters des Hauses, des Herrn Thomas Freilig, erschien im ersten Augenblicke noch recht jugendlich, doch wenn die hundert kleinen Fältchen, die es nach allen Richtungen hin durchfurchten, sich zusammenzogen, sah man sofort, daß man es mit einem angehenden Greise zu thun hatte. Herr Freilig verstand es allerdings, diese Thatsache durch eine sehr geschickte Mimik nach eigenem Gefallen zu verschleiern; er bildete sich auf seine Mimik auch nicht wenig ein, denn sie war das Ergebnis einer hübschen dilettantischen Spielerei, mit der er in seinen Mußestunden und in angeregter Gesellschaft viele Erfolge zu erzielen pflegte.

Max sah sofort, daß er in Herrn Thomas Freilig, der sich bei seinem Eintritt nach ihm umwandte, den Vorsteher dieses geheiligten, kirchenstillen Raumes vor sich hatte. Er trat mit leichter Verbeugung an ihn heran und fragte, ob wohl einer der Herrn Chefs zu sprechen sei.

„In welcher Angelegenheit?"

„Ich wollte mich für die freie Korrespondentenstelle melden," entgegnete Max und fügte hinzu: „Ich glaube, daß ich mit den besten Empfehlungen dienen kann. Mein

Name ist Max Schrader — von der früheren Firma Philipp Schrader in Breslau.“ —

Bei diesen Worten erhoben sich die Köpfe der sämtlichen in dem Bureau arbeitenden Herren. Der Buchhalter bemerkte das mit sichtlichem Unwillen, denn er ließ sein Auge mit strengem Ausdruck über die sechs Pulte gleiten und legte dabei gleichzeitig die Falten seines Antlitzes in der Art zurecht, daß es eine entfernte Aehnlichkeit mit Napoleon I. bekam. Dann wandte er sich an Max zurück, und nun trat sofort an die Stelle der Napoleonsmiene das Gepräge freundlichen Wohlwollens.

„Stutterheim & Plessen haben uns bereits benachrichtigt, daß Sie bei uns vorsprechen wollten,“ sagte er kopfnickend; „allerdings ist die Zahl der Bewerber, die berücksichtigt werden könnten, so groß, daß wir genügende Auswahl haben, aber Herr Sporrschild wünscht trotzdem Ihre Bekanntschaft zu machen. Wollen Sie sich einige Augenblicke gedulden.“

Er erhob sich und ging hoch aufgerichtet, die rechte Hand im Busen, mit Theaterschritten durch das Bureau in das Nebenzimmer, dessen Thür er wieder hinter sich schloß.

„Julius Cäsar,“ hörte Max einen der Herren am Pulte mit gedämpfter Stimme und leisem Lachen sagen, und ein anderer setzte lauter hinzu:

„Geben Sie acht, zukünftiger Mitsklave: wenn Freilig als Friedrich der Große zurückkehrt, haben Sie die Stelle. Freilig ist immer Friedrich der Große nach der Schlacht bei Leuthen, wenn er ein Gnadenwort austeilt.“

Max verstand nicht sogleich, sah aber zu seiner Verwunderung, daß der wieder ins Zimmer tretende erste Buchhalter sein erstaunlich bewegliches Antlitz in der That so in Falten geschürzt hatte, daß man es bei einiger Phantasie für die Kopie eines Bildes des großen Preußenkönigs hätte halten können.

Freilig winkte Max zu sich heran. „Herr Sporrschild läßt bitten," sagte er. Dann neigte er seinen merkwürdigen Kopf ein wenig auf die Brust hinab und fuhr leiser fort: „Ich glaube Ihnen andeuten zu dürfen, Herr Schrader, daß Sie sich der Hoffnung hingeben können, die fragliche Stellung in unserem Geschäfte zu erhalten."

Er nickte noch einmal und ließ Max sodann in das Nebengemach treten. Dunkle Portieren hingen vor dem Fenster und an den Wänden einige Familienbilder, unter ihnen das in Wasserfarben ausgeführte Porträt eines schönen brünetten Mädchens. Neben dem eisernen Geldschrank, der in einer Ecke stand, befand sich ein großer und breiter, quer in das Zimmer hineingerückter Diplomatenschreibtisch, an dem ein älterer Herr arbeitete, welcher sich beim Eintritt Maxens höflich erhob.

„Herr Schrader?" fragte er.

Max verneigte sich zustimmend, dabei mit schnellem Blick die Gestalt des vor ihm Stehenden musternd. Es war ein Mann in den Sechzigern, groß und breitschultrig, mit wohlwollendem, aber ernstem Gesicht, dunkelbraunem, grau gesprenkeltem Vollbart und hell blickenden Augen, die mit prüfendem Ausdruck und sichtlichem Interesse in des Eingetretenen Zügen zu lesen schienen.

„Sie sind der einzige Sohn meines verstorbenen Geschäftsfreundes Philipp Schrader?"

Max bejahte es, und Herr Sporrschild fuhr fort:

„Ich habe den unerwarteten und plötzlichen Zusammenbruch Ihrer Firma, die unserem Hause jahrelang nahe gestanden hat, mit großem Bedauern verfolgt. Stutterheim & Plessen berichteten mir über die Einzelheiten und schrieben mir auch, daß Sie die Absicht hätten, sich um den erledigten Korrespondentenposten bei uns zu bemühen. Es sind uns zahlreiche Offerten und meist recht beachtenswerter Natur zugegangen, ich habe aber bisher absicht-

lich gezögert, eine Auswahl zu treffen, weil ich zunächst Sie einmal sehen wollte. Ich erkläre Ihnen offen, daß mir die strenge Rechtlichkeit, die Sie bei dem Ausgleich mit Ihren Gläubigern leitete, so gefallen hat, daß ich lebhaft wünsche, Sie bei uns beschäftigen zu können. Es hat mir imponiert — ich wähle diesen hoch, doch nicht zu hoch gegriffenen Ausdruck mit Vorbedacht —, daß Sie jede Rücksicht auf die eigene Person beiseite setzten, um den guten Ruf Ihrer Firma auch noch in ihrem Untergange zu retten. Das war wacker gehandelt!"

„Nur ehrenhaft, Herr Sporrschild," setzte Max in bescheidenem Tone hinzu.

„Gewiß ehrenhaft," fuhr dieser fort, „und es könnte wohl befremden, daß ich einer ehrenhaften Handlungsweise, wie sie bei jedem anständigen Menschen als selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, noch ein besonderes Lob spende. Aber der Ehrbegriff pflegt in unseren Tagen und gerade in dem Berufe, dem wir angehören, so verschiedenfach ausgelegt zu werden, daß es mir wohl thut, einmal einen Menschen kennen zu lernen, der diesen Ehrbegriff in seiner ganzen Strenge auffaßt und nicht an ihm modelt und deutelt. Hundert andere würden unter gleichen Verhältnissen wahrscheinlich hundertmal anders gehandelt haben, wie Sie, ohne in den Augen der Welt an Ansehen zu verlieren; Hunderte würden sich damit begnügt haben, ihren Gläubigern einen gewissen Prozentsatz ihrer Forderung anzubieten, um dann das Geschäft weiterführen zu können. Und eben das freut mich an Ihnen: daß Sie in Ihrem Rechtlichkeitsempfinden so weit gingen, selbst das Letzte zu opfern, um die anderen nicht des Ihrigen zu berauben. Das war auch der bestimmende Grund für mich, Ihnen die freie Korrespondentenstelle in unserem Hause zu reservieren, nachdem ich gehört hatte, daß Sie ein Unterkommen suchten. Sie sind bisher nur als Volontär thätig gewesen?"

Digitized by Google

„Jawohl, Herr Sporrschild; da ich die Aussicht hatte, einmal das Geschäft meines Vaters zu übernehmen und es mir zur Zeit an Mitteln nicht fehlte, so lag mir in erster Linie daran, fremde Sprachen zu erlernen und mich mit der Organisation großer Bankhäuser bekannt zu machen."

„Welche Sprachen beherrschen Sie?"

„Französisch, Englisch, Russisch und Italienisch, zur Not auch Spanisch."

„Und Sie sind mit allen in unsere Branche schlagenden Verhältnissen genau vertraut?"

„Ich hoffe es. Als Volontär findet man freilich wenig Gelegenheit, seine Kenntnisse zu verwerten und auszunützen, an praktischer Erfahrung mangelt es mir daher. Aber ich werde mir redliche Mühe geben, in die Praxis einzudringen; an Fleiß, Ausdauer und Arbeitskraft fehlt es mir nicht. Ich möchte Sie bitten, Herr Sporrschild, es mit mir probeweise zu versuchen."

Der Kaufmann nickte. „Ich bin gern damit einverstanden," entgegnete er, „und will Sie zunächst auf ein Vierteljahr engagieren. Das Jahresgehalt für den Vertreter des fraglichen Postens ist auf fünfzehnhundert Mark festgesetzt und erhöht sich von zwei zu zwei Jahren. Herr Freilig, unser erster Buchhalter, wird Sie in Ihre Thätigkeit einführen, Ihnen die Bureauzeit angeben und alles sonst noch Nötige mit Ihnen besprechen. Ist es Ihnen recht, wenn Sie von Montag ab Ihre Stellung antreten? Sie haben sodann noch drei Tage Zeit, sich eine Wohnung zu suchen, und in Berlin einzurichten."

„Es ist mir recht, Herr Sporrschild."

„Schön, mein lieber Herr Schrader. So begrüße ich Sie denn als neues Mitglied unserer Firma und hoffe, daß Sie ihr ebensoviel Ehre machen werden, wie jener anderen Firma, die einst Ihren Namen trug und die dank Ihrem Pflichtgefühl allzeit mit Achtung in der Geschäfts-

welt genannt werden wird. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Schrader — ich hoffe, wir werden Freunde werden! Noch eins: sind Sie mit Mitteln versehen, sich einrichten und vorderhand leben zu können? Ich stehe Ihnen sonst gern mit einem Vorschuß zur Verfügung."

Max lehnte dankend ab.

Herr Sporrschild nickte abermals. „Also gut," sagte er. „Wenden Sie sich, bitte, in allen Fragen an Freilig. Auf Wiedersehen am Montag!"

Max verneigte sich und verließ das Zimmer.

„Nun?" fragte Herr Freilig, von seinem Platze aufschauend, als Max wieder in das erste Bureau trat. „Hatte ich recht?"

„Zu meiner Freude — ja! Ich bin auf ein Probevierteljahr engagiert und möchte Sie bitten, mich mit den Obliegenheiten meiner Stellung betraut zu machen."

Als Max dies gesagt hatte, nahm der erste Buchhalter die weise und bedächtige Miene des Sokrates an, indem er seine Stirn in Falten legte und eine ernste Linie um die Mundwinkel markierte. Er schob Max einen Stuhl neben seinen Pult und begann einen längeren und gehaltvollen Vortrag, der sich zunächst um das Ansehen und um die hohe Stellung drehte, welche das Haus Gebrüder Sporrschild in der deutschen und ausländischen Geschäftswelt einnehme. Max erfuhr aus diesem Vortrage, daß die Inhaber der Firma königlich dänische, sowie königlich rumänische Hofbankiers seien, daß die Verbindungen des Hauses aber auch bis nach Rußland, Frankreich, Spanien und Amerika, also fast bis über den ganzen zivilisierten Erdball reichten. Er erfuhr ferner, daß Herr Leopold Sporrschild, den er soeben kennen gelernt, so recht eigentlich die Seele des ganzen Geschäfts sei; dieser sei nämlich Junggeselle geblieben und könne daher seine ganze Zeit und sein vollstes Interesse der Firma zuwenden. Der

zweite Inhaber, Herr Karl Sporrschild, sei dagegen verheiratet, führe ein großes Haus und sei oft tagelang nicht in den Bureaus zu sehen; dies sei indessen kein Unglück, denn die Maschinerie arbeite auch ohne seine Beihilfe mit vollendeter Sicherheit. Man könne sogar behaupten, daß es besser sei... diesen Satz vollendete Herr Freilig nicht, so daß Max vorderhand im unklaren darüber blieb, was „besser" sein könne. Herr Freilig ließ einen Seitenblick über die an den Pulten arbeitenden Herren schweifen und begann sodann Max die ihm zufallenden Funktionen zu erläutern. Das war leicht zu begreifen: es handelte sich einfach um die Erledigung der eingelaufenen Korrespondenz nach Rücksprache mit dem ersten Buchhalter und dem Chef. Bureauzeit von acht bis zwölf und von zwei bis sieben Uhr.

„Alles übrige am Montag," schloß Freilig mit Wohlwollen. „Die Praxis ist der beste Lehrmeister. Sie arbeiten im zweiten Bureau und genießen die Annehmlichkeit, dort mit dem Prokuristen allein zu sein. Nichtsdestoweniger mögen Sie auch den um meine Person versammelten Herren vorgestellt werden. Darf ich bitten, Messieurs!" Wenn Freilig das Wort „Messieurs" aussprach, nahm er immer die Miene Friedrichs des Großen an. „Herr Schrader — Herr Follenius, Herr Lamprecht, Herr Pfannenstiel, Herr Rempler, Herr Dusedan und Herr Quenseler."

Die genannten jungen Leute ruckten an ihren Pulten empor und neigten die Köpfe, so daß Max den sorgsam gescheitelten blonden Haarwuchs des Herrn Follenius ebensowohl wie den struppigen Wirbel des Herrn Quenseler und die kahle Platte des Herrn Pfannenstiel bewundern konnte. Herr Follenius, der wie ein Reservelieutenant aussah, und es auch zu werden hoffte, lächelte gnädig, während Quenseler, der etwas boshaft veranlagt war, nur

die Oberlippe kräuſelte; Herr Pfannenſtiel war ſchon ein älterer Mann, der einſt beſſere Tage geſehen hatte und deshalb ſtets ein wehmütiges Geſicht machte. Dagegen war Herr L[illegible]recht noch ein blutjunger Menſch mit ſehr viel Tollhe[illegible]opf und einem verliebten Herzen, das er hä[illegible] Gedichten ausſtrömen ließ, die [illegible] roſa Papier mit Veilchen- [illegible] ſchrieb.

[illegible] ellung wandte ſich Freilig von neuem [illegible]

„Haben [illegible] ſchon eine Wohnung, Herr Schrader?“

„Noch nicht,“ erwiderte Max. „Ich logiere im City-Hotel, will mich aber gleich morgen früh auf die Suche nach einem Quartier begeben.“

Freilig legte die Rechte unter das Kinn und ſchaute nachdenklich vor ſich hin. Es war das Geſicht Alexander v. Humboldts in der Serie berühmter Phyſiognomien, die der Buchhalter ſich in ſeiner Vorliebe für die Mimik eingeübt hatte und die er auch im gewöhnlichen Leben, ſich ſelbſt unbewußt, auf ſein Geſicht übertrug.

„Wiſſen Sie was, Herr Schrader,“ ſagte er; „ich glaube, ich habe etwas für Sie! Ein reizendes Quartier bei anſtändigen und lieben Leuten, gemütlich, ſauber und billig! Würde es Sie genieren, wenn Ihr Quartierwirt Künſtler wäre?“

„Bewahre! Ein Maler, wenn ich fragen darf?“

„Das nicht — Artiſt ſozuſagen! Verſtehen Sie mich — nicht Künſtler erſten Ranges, mehr Artiſt!“

Max verſtand den Unterſchied zwiſchen Artiſt und Künſtler in der That nicht ſogleich, nickte aber trotzdem zuſtimmend, während Freilig mit etwas leiſerer Stimme fortfuhr: „Ich habe da nämlich einmal einen gewiſſen Rieſencamp kennen gelernt, lieber Herr Schrader, Signor Giganti nennt er ſich auf der Bühne, einen begabten Mann.

Er war Schauspieler und legte Ihnen den König Lear und den Shylok recht brav hin. Aber allerlei Kabalen verdrängten ihn von den Brettern, und da wurde er denn Taschenspieler und Mimiker. Ich habe Interesse für die Mimik, wissen Sie, und Riesencamp war sozusagen mein Lehrer. . . . Na also, dieser Mann vermietet Zimmer, und ich kann ihn Ihnen empfehlen. Er hat eine Tochter, ein treffliches Mädchen, die den Haushalt verständig führt und in bester Weise für die Mieter sorgt. Sehen Sie sich doch die Wohnung einmal an; ich würde mich freuen, wenn sie Ihnen gefiele. Belle-Alliance-Straße 192 — am Kreuzberg! Pferdebahn vor der Thür."

Max bedankte sich für die Empfehlung und versprach Freilig, die Wohnung sich anzusehen. Dann reichte er ihm die Hand, begrüßte die anderen Herren und verließ das Haus.

Auf der Straße blieb er noch einmal stehen, ließ den Strom der Menschen an sich vorüberziehen und schaute rückwärts. Das große gelbe Gebäude, vor dem er stand, sollte seine nächste Zukunft umschließen, hier sollte der Kampf mit dem Leben beginnen. Kein Kampf mit der Armut, wenigstens nicht mit der Not und Entbehrung — aber doch eine Art „Armutsprobe" für ihn, der bisher hoch von den Wogen des Glückes getragen worden war. Das Gehalt, das er als Korrespondent bezog, genügte ja zur Not, ihm als einzelnen seine Existenz zu sichern, aber über all die kleinen und großen Passionen, denen er früher gehuldigt, über die luxuriöse und verfeinerte Ausgestaltung des Daseins, wie er sie sich ehemals als reicher Mann erlauben konnte, mußte unbarmherzig quittiert werden. Er lächelte still in sich hinein. Es sollte ihm wirklich nicht schwer fallen, in das neue Leben einzutreten, da er nicht einmal mehr Sehnsucht nach dem alten hatte.

8.

Schon am folgenden Tage fuhr Max mit der Pferdebahn nach dem Kreuzberg hinaus, dort die ihm vom Buchhalter Freilig empfohlene Wohnung zu beſichtigen. Anfänglich fand er die Hausnummer gar nicht; die Nummern 186 bis 191 der Belle-Alliance-Straße waren Bauplätze, auf denen rieſige Haufen von Holz in Brettern, Klobeu, Stangen und Scheiten aufgeſtapelt lagen. Ein Schwarm von Kindern ſpielte zwiſchen den Holzhaufen umher und ergötzte ſich damit, Papierdrachen ſteigen zu laſſen. Auch die Nummer 192 war nicht ohne weiteres zu finden, denn der Lattenzaun, der die Bauplätze umfaßte, zog ſich auch um dieſes Gelände. Der Zaun wurde jedoch hier durch eine ſchmale Thür unterbrochen, die offen ſtand und auf der Max nach längerem Suchen die mit blauer Oelfarbe gemalte Ziffer 192 entdeckte.

Kopfſchüttelnd trat er auf einen weiten Hofraum; im Hintergrunde ſah er auf Leinen geſpannte Wäſche flattern, weiter vorn wuchſen einige mit dicker grauer Staubſchicht bedeckte Akazien, zwiſchen denen vier oder fünf Laternenpfähle emporragten. Darunter ſtanden Holztiſche nebſt einem Dutzend Stühle einfachſter Art. Dahinter erhob ſich, halbverdeckt durch das bereits falb werdende Laub der Akazien, ein kleines, gelb angeſtrichenes Haus mit einem turmartigen Anbau. Dies Haus ſah ſo verfallen und troſtlos aus, daß Max ſchwankte, ob er überhaupt nähertreten ſollte. Freilig mußte nicht recht bei Troſte ſein, ihm hier draußen, an der Grenze der Hauptſtadt, faſt ſchon auf freiem Felde, in einem halb verwahrloſten Bau ein Logis zu empfehlen!

Max blieb einige Augenblicke neben einem der Holztiſche ſtehen und betrachtete erſtaunt und lächelnd das Aeußere des ſeltſamen Häuschens, von dem der Putz in

großen Stücken herabgefallen war. Vor den Fenstern war hier und da ein Brett mit verblühten Astern und Georginen angebracht worden; im Erdgeschoß schien sich eine kleine Gastwirtschaft zu befinden, denn über einer niedrigen Ladenthür war ein Schild befestigt, auf dem ein seltsames Stillleben prangte: ein Weißbierglas mit überschäumendem Inhalt und daneben ein Teller mit Würsten und einem ziegelroten Schinken. Darunter stand der Name „Friedrich Pipusi". Vielleicht war es Herr Pipusi selbst, der jetzt im Rahmen der Thür erschien: ein gewaltig dicker Mann mit einer vorgebundenen, schmutzigen Schlächterschürze und einem Käppchen auf dem Kahlkopf, mit roter Nase und lebhaft funkelnden schwarzen Augen. Er spähte flüchtig zu Max herüber und rief ihm dann mit heiser klingender Stimme zu: „Ne Weiße gefällig, oder 'n Glas Tivoli? Frisch angestochen!"

„Danke für beides," gab Max grüßend zurück, „aber vielleicht können Sie mir sagen, ob hier ein gewisser Herr Riesencamp wohnt?"

„Links 'rum."

Max dankte abermals und wollte links um das Haus schreiten, als ihn die Stimme des Dicken von neuem stehen bleiben hieß.

„Von mir aus links — so 'rum," schrie der Budiker, mit der Hand in der Luft herumfuchtelnd. „So 'rum und dann eene Treppe 'ruff un jleich jradeaus, un denn kloppen Sie man!"

Max schwenkte rechts ab und umschritt das Haus. Auf der Westseite befand sich die Hauptthür und hier hing auch ein Pappdeckel mit der Inschrift: „Zimmer und Kabinett zu vermieten." Diese Worte waren gedruckt, aber mit kalligraphisch schöner Hand stand darunter geschrieben und mehrfach unterstrichen: „Elegant möbliert!!! Sehr billig!!!"

Beides lockte Max nicht so, daß er Verlangen gespürt hätte, sich in diesem wunderlichen Bau einzulogieren. Er war schon im Begriffe, den Hof wieder zu verlassen, als er eine helle Stimme hinter sich her rufen hörte.

Er sah sich um. In der Hausthür stand ein junges Mädchen, eine zarte, etwas schmächtige Erscheinung in verwaschenem Perkalkleide mit einer blaupunktierten Schürze. Das liebliche Oval des ausdrucksvollen und in der Gesamtheit der Züge sehr reizenden Gesichts war von schamhaftem Rot übergossen, die dunkelblauen Augen senkten und hoben sich unsicher.

Max zog höflich den Hut. „Riefen Sie nach mir, Fräulein?" fragte er.

„Verzeihen Sie, mein Herr," antwortete das junge Mädchen in wachsender Verwirrung, „ich glaubte, Sie wollten vielleicht die frei stehenden Zimmer mieten — und — und es ist schon mehrfach vorgekommen, daß sich Herren an dem wenig hübschen Aeußeren dieses Hauses gestoßen und deshalb unsere Zimmer gar nicht besichtigt haben. Ich sah Sie vom Fenster aus — und da wollte ich fragen, ob Sie nicht doch einmal die Wohnung anschauen wollen; innen ist es viel behaglicher, als es von außen scheint. Freilich, ich weiß nicht einmal, ob Sie überhaupt eine Wohnung suchen — aber sie steht schon so lange leer und da — und da —"

Verlegenheit und Scham überkam die Kleine von neuem in so starkem Maße, daß sie nicht weitersprechen konnte und ratlos die Lider senkte. Max war inzwischen raschen Schrittes nähergetreten; er empfand Mitleid mit dem armen Ding, das vielleicht schon lange nach einem Mieter suchte, um dem Vater das kümmerliche Dasein erleichtern zu helfen.

„Bitte, liebes Fräulein," sagte er, „zeigen Sie mir die Zimmer. Das Haus liegt allerdings ein wenig abseits vom Stadtverkehr —"

Digitized by Google

„Aber Sie haben den Haltepunkt der Pferdebahn vor der Thür," fiel das Mädchen lebhaft und erfreut ein, „und sind in einer Viertelstunde mitten im Zentrum. Darf ich vorausgehen?"

Sie schlüpfte durch die Thür, und Max folgte ihr. Die Kleine hatte übrigens ganz recht: das Innere des Hauses stellte sich ungleich besser dar als sein Aeußeres. Von irgendwelcher Eleganz war freilich nichts zu spüren, aber Treppen und Gänge waren sauber gehalten, blank gescheuert und mit feinem weißen Sande bestreut. Max betrachtete alles mit aufmerksamem Blick. An einer Thür des Erdgeschosses sah er eine Visitenkarte mit der Aufschrift: „Knut Hallwyl, Naturarzt", und daneben auf einem Porzellanschild unter einer Klingel mit Messinggriff den Namen „August Schultze, Schutzmann". Dann ging es eine Treppe höher in das erste Stockwerk, wo das junge Mädchen die zu vermietende Wohnung aufschloß. Max war sichtlich überrascht durch die Behaglichkeit der beiden Räume. Er trat an das Fenster und schaute auf den Hof hinaus; die Gastwirtschaft lag auf der anderen Seite, die Stille und Geräuschlosigkeit der Wohnung war also ein weiterer Vorzug und ein nicht zu unterschätzender.

Fräulein Riesencamp spähte mit einem ängstlichen Ausdruck auf ihrem hübschen Gesicht zu Max herüber. Würde dem Fremden die Wohnung gefallen?

„Sie sind ganz ungeniert bei uns, mein Herr," begann sie schüchtern, „und Sie können sich darauf verlassen, daß ich für Reinlichkeit und gute Bedienung sorgen werde. Vielleicht versuchen Sie es einmal — die Wohnung ist auch nicht teuer. Wir lassen sie um zehn Mark billiger als früher, da sie uns schon so lange leer steht."

Die Kleine hatte eine ungemein sympathisch klingende Stimme, und in der zitternden Besorgnis, die deutlich hindurchtönte, in der fühlbaren Angst, der Herr könne

wieder fortgehen, ohne sich zum Mieten entschlossen zu haben, lag etwas Rührendes.

Max nickte. Er fragte nach dem Preise der Wohnung, der in der That erstaunlich wohlfeil war, und erklärte sich bereit, die Wohnung zu übernehmen. Ein unwillkürliches „Gott sei Dank!" kam von den Lippen des Mädchens, und während ihre Wangen sich purpurn färbten, glänzte ihr ganzes Gesichtchen vor Freude.

„Einen Augenblick, mein Herr," rief sie; „ich werde gleich meinen Vater benachrichtigen, mit dem sie alles besprechen können!"

Sie sprang davon und kehrte nach einigen Minuten mit dem Maestro Riesencamp vulgo Giganti, dem ehemaligen Heldendarsteller und späteren Taschenspieler und Mimiker, zurück. Etwas Heldenhaftes hatte Herr Riesencamp nicht mehr an sich, die Jahre mochten die Spuren seiner einstigen Größe verwischt haben. Er war ein sehr langer und auffallend magerer Mann. Ein verschossener türkischer Schlafrock umschlotterte seine hagere Gestalt, darunter lugten ein Paar Füße in niedergetretenen Hausschuhen hervor. Um den Hals trug er einen baumwollenen Shawl, und über diesem thronte ein wachsgelbes, faltenreiches, durch eine beständige Mimik in grotesker Weise ausgearbeitetes Gesicht mit hoher Stirn, Hakennase und dünnen Lippen. Ein Kranz graublonder Locken umsäumte von Ohr zu Ohr den sonst ziemlich kahlen Schädel.

„Ich heiße Riesencamp," sagte der Eintretende, mit der rechten Hand seinen Schlafrock drapierend. „Höre, daß Sie gewillt sind, unser Quartier zu mieten und bin erfreut darüber. Bin erfreut darüber, mein Herr! Mit wem habe ich die Ehre?"

„Mein Name ist Schrader," erwiderte Max, „Korrespondent im Hause Sporrschild. Der erste Buchhalter der Firma, Herr Freilig, empfahl mich zu Ihnen."

Digitized by Google

„Mein Freund Freilig," fiel Rieſencamp mit erhobener Stimme ein und rückte Max einen Stuhl zurecht, „welche Freude! Ein lieber Mann und ein wackerer Mann! Auch ein Mäcen der Kunſt und ſelbſt Künſtler — in engerem Sinne! Kennen Sie Engels „Ideen zur Mimik" mit Mettenleitners vorzüglichen Federſkizzen?"

Max verneinte bedauernd.

„Schade," erwiderte Rieſencamp, „ein treffliches Werk, doch zu wenig geſchätzt. Ich unterrichte danach. Ich habe auch Freilig nach Engels Prinzipien unterrichtet, und er hat manches gelernt. Er hat Intereſſe zur Sache. Sein Napoleon iſt nicht übel, aber für den Seneca fehlt ihm die Stirn. Da kann nur eine Perrücke helfen. Ich ſelbſt arbeite ſtets ohne Perrücke, ohne Schminke und Maske; das Geſicht allein charakteriſiert. Ich kopiere aus dieſem Grunde auch nur bartloſe Phyſiognomien. — Wie geht es meinem Freunde Freilig? Sah ihn zum letztenmal vor etwa acht Wochen, als er im Verein junger Kaufleute eine kleine Vorſtellung zum beſten gab. Er gefiel ſehr, nur ſein Friedrich der Große mißlang. Das Feuer der Augen zündete nicht, der Adlerblick fehlte, das ſiegende Leuchten."

„Papa," fiel die Tochter des Mimikers ein, „willſt du nicht mit dem Herrn wegen der Wohnung ſprechen?"

„Wegen der Wohnung? — Ah ja, Marthchen — ich danke dir für die Erinnerung! Alſo wegen der Wohnung. Sie ſind einverſtanden? Gut. Zweiunddreißig Mark monatlich, drei Mark Bedienung. Schön! Intereſſieren Sie ſich für die höhere Salonmagie?"

Max lächelte. „Ein wenig, Herr Rieſencamp," erwiderte er.

„Nur ein wenig — ſchade! Ich bin nämlich auch Preſtidigitateur. Im Moment außer Stellung. Die Konkurrenz iſt auch auf dieſem Gebiete überſtark geworden, Herr Schröder —"

„Schrader," verbeſſerte Fräulein Martha ſchüchtern.

„Herr Schrader," fuhr Rieſencamp unbeirrt fort. „Die Apparate haben die freie Kunſt verdrängt, gerade ſo wie die Maſchinen die ehrliche Handarbeit. Die Taſchenſpieler der Neuzeit ſind gar keine Künſtler mehr, der Mechanismus ihrer Apparate funktioniert für ſie. Es iſt eine ſchwere Zeit, Herr Schrader, und nur derjenige, dem die gütige Natur Spannkraft des Geiſtes gegeben hat, kommt über ſie hinweg. Das Leben gleicht einer Dampfwalze; man wird zermalmt, ſpringt man nicht rechtzeitig zur Seite. So iſt's."

Der Mimiker vergrub betrübt das Kinn in ſeinem blau und rot geſtreiften Shawl und rieb die Handflächen ſeiner ſpinnenhaft mageren Finger auf dem Schlafrock. Max benutzte die kleine Pauſe, ſeine Börſe zu ziehen und den Betrag für die Miete des erſten Monats auf den Tiſch zu zählen. Beim Anblick des Geldes erhellte ſich das Geſicht des alten Komödianten; er nickte freundlich und pfiff durch die Zähne.

„Das liebe Geld — o, das ſchnöde Metall!" meinte er. „Lykurg führte Eiſen ein, heut zahlt man nur dem Feinde mit Eiſen. Seltſame Welt! Wollen Sie eine Quittung?"

Schrader verzichtete darauf, ſagte, er wolle am Nachmittag einziehen und fragte zu ſeiner Orientierung nach den Nachbarn im Hauſe.

„Anſtändige Leute," erwiderte Rieſencamp, „wenigſtens auf dieſer Seite. Drüben weniger. Da liegt die Reſtauration von Pipuſi, der ſich einbildet, ſeine Familie ſtamme aus Italien, weil er ſich hinten mit einem i ſchreibt. Der dicke Mann iſt vom Größenwahn der Zeit mit Geierkrallen umfangen; ſein Geſchäft geht ſchlecht, und er kann mich nicht leiden, weil ich noch nie etwas bei ihm verzehrt habe. Denn ich bin Vegetarier und lebe nach dem Nähr-

ſyſtem des Doktors Knut Hallwyl. Der wohnt unter Ihnen — hier grade drunter — und iſt Naturarzt. Wenn Sie einmal krank werden ſollten, was die ewige Vorſehung verhüten möge, ſo vertrauen Sie ſich Hallwyl an. Man nennt ihn den Waſſerdoktor, weil er nur mit Waſſer kuriert. Und alle ſeine Kuren glücken. Freilich — die Herren von der Medizin wollen nichts von ihm wiſſen, und die Apotheker haſſen ihn. Kein Wunder!“

Der Mimiker machte eine verächtliche Bewegung mit der linken Hand, ſtrich das auf dem Tiſche liegende Geld ein, ſteckte es in die Hoſentaſche und ſchaute dann Max fragenden Blicks an.

„Wie meinen Sie?“ ſagte er und fuhr hierauf, da Max nichts erwiderte, weil er bisher nur Zuhörer geweſen war, ohne weiteres fort: „Eine unſichtbare Linie, die ich als den Meridian des Haſſes und der Liebe bezeichnen möchte, ſcheidet dieſes Haus gewiſſermaßen in zwei Teile. Jenſeits wohnt die Welt, die mich haßt, verkörpert durch Pipuſi und ſeine Gäſte, in der Hauptſache Pferdebahnkontrolleure und Droſchkenkutſcher, ſowie durch Herrn v. Streitz, den Beſitzer eines ſogenannten Reklamebureaus, ein ebenſo großſchnäuziges als mir auch ſonſt unangenehmes Individuum. Diesſeits hingegen liegt das Reich der Kultur, der Friedfertigkeit und Verträglichkeit und der ſtillen Daſeinsfreude. Hier wohne ich und hier wohnt Hallwyl — hier wohnt der Schutzmann Schultze, der Ihnen Xenophons „Anabaſis“ im Urtext lieſt als wäre ſie das Berliner Adreßbuch, hier wohnen nur ruhige Leute, die ſich ſchätzen und lieben und achten. Hier werden auch Sie künftig wohnen und Sie werden zufrieden ſein. Denn mein Blick trügt mich nicht: Sie ſind eine Natur, deren Weſenskern nach ſtillem Sichausleben hin gravitiert. Sie werden ſich in Ihrem neuen Heim glücklich fühlen. Ich weiß es.“

„Hoffen wir's," entgegnete Max mit einem Seitenblick auf Fräulein Martha, die mit zunehmender Unruhe dem geschwätzigen Alten gelauscht hatte, knöpfte seinen Paletot wieder zu und reichte dem Mimiker die Hand. „Auf gute Nachbarschaft und auf Wiedersehen!"

„Also sei es," sprach Herr Riesencamp feierlich, indem er sich erhob, mit seiner Rechten einen Halbkreis durch die Luft beschrieb und sie dann in die Hand Maxens niederlegte.

Als Max den Hofraum durchschritt und wieder auf die Straße trat, that es ihm fast leid, einem unwillkürlichen Gefühle von Gutherzigkeit nachgegeben und die Wohnung gemietet zu haben. An dem Logis selbst ließ sich ja nichts aussetzen, aber die Verschrobenheit des Herrn Riesencamp konnte mit der Zeit lästig werden, recht lästig. Nach der Schilderung dieses originellen Menschenkindes schienen auch die übrigen Bewohner der Nummer 192 etwas absonderlicher Art zu sein. Der „Wasserdoktor" mit dem schwedischen und der größenwahnsinnige Restaurateur mit dem italienisch klingenden Namen, der adelige Reklameheld und der Schutzmann, der in seinen Mußestunden griechische Klassiker in der Ursprache las, — hinter all diesen Leuten witterte Max instinktiv eine Portion Narrheit. Die kleine Martha mit ihrem zarten Oval und dem schüchternen Augenpaar schien in diesem seltsamen Hause die einzig wirklich Vernünftige zu sein.

Doch was gingen ihn die Leute im Hause an! Er hatte ein stilles und billiges Quartier gesucht und gefunden; im übrigen wollte er für sich leben und ganz allein für sich — was gingen die Leute ihn an!

9.

Am Nachmittage siedelte Max in seine neue Wohnung über und begann sofort, sich einzurichten. Es war bald

geſchehen. Das Mobiliar des Heimathauſes war verkauft worden, Max hatte nur das Allernötigſte zurückbehalten. Er räumte ſeine kleine Bibliothek in den Bücherſchrank, ſtellte und hing Bilder und Photographien auf, die er mitgebracht hatte, brachte Schreibtiſch und Toilette in Ordnung und zündete dann, da es zu dunkeln begann, die Lampe an. Im Schein des Lichtes erhöhte ſich die Behaglichkeit der Wohnung; Max freute ſich darüber — ein anheimelndes Empfinden, wie er es lange nicht verſpürt hatte, kam über ihn.

Drei Tage ſpäter begann er ſeine Thätigkeit im Hauſe Gebrüder Sporrſchild. Er fand ſich ſchnell in der neuen Arbeit zurecht, um ſo ſchneller, als er Intereſſe und guten Willen mitbrachte. Er arbeitete gemeinſam mit dem Prokuriſten in einem Zimmer. Dies war Herr Ferdinand Müllner, ein ſchon älterer und beſcheidener Mann, der die Unvorſichtigkeit begangen hatte, ſich noch in ſeinen reiferen Jahren mit einem ſehr hübſchen jungen Mädchen zu verheiraten. Er war damit einer ſchlauen Circe ins Netz gegangen, die ihn gewaltig unter dem Pantoffel hatte; ſie kokettierte dabei gern und brachte den unglücklichen Ehemann, der ſie mit toller Leidenſchaft liebte, oft zur Verzweiflung.

Müllner, der eine offene und gerade Natur war, unter ſeiner Eiferſucht aber ſchwer litt, hatte ſeinen Zimmergefährten ſchnell ins Herz geſchloſſen, und es war ihm eine Erleichterung, ſich ihm anzuvertrauen. Jeden Morgen mußte Max ein neues Kapitel aus dem Eheſtandsleiden des Prokuriſten hören. Müllner kam gewöhnlich einige Minuten ſpäter als Max auf das Bureau, und ſeine dräuende Miene pflegte dem anderen von vornherein zu verkünden, daß ſich zwiſchen den vier Wänden des Müllnerſchen Heims ein kleines Drama abgeſpielt habe. Schon beim Ausziehen des Paletots begann der Prokuriſt mit

den Einleitungsphraſen ſeines täglichen Miſerere. „Guten Morgen, Herr Kollege! Wie geht's? Beſſer als mir — glaub's ſchon! O, dieſe Weiber! Fand geſtern eine weiße Roſe auf ihrem Schreibtiſch! Eine ſchöne, große, weiße Roſe! Ich frag' Sie, wo kommt die Roſe her?! Herr Kollege, eine Frau kauft ſich nicht ſelbſt eine weiße Roſe! Weiße Roſen läßt man ſich ſchenken! Wer hat ihr die weiße Roſe geſchenkt? Wer?! — Soll ich Ihnen ſagen, wer? Kein anderer als Follenius, unſer erſter Commis, der junge Menſch mit dem Lieutenantsſcheitel und den wohlriechenden Taſchentüchern! Und ich Eſel habe ihn ſelbſt in meinem Hauſe eingeführt! Er leugnet's natürlich, und ſie auch. Aber ich ſehe ſcharf, und ich werde mir Gewißheit verſchaffen. Und ich töte ihn — bei Gott, ich töte ihn — ich ſchieße ihn nieder!"

Dieſen Schluß: „Ich ſchieße ihn nieder!" hatte Max ſchon ſo oft gehört, daß er nicht mehr recht daran glaubte. Müllner ſchoß jeden nieder, auf den er eiferſüchtig war, aber es kam nie zum Schuß. Er war im Grunde genommen ein Othello ziemlich harmloſer Natur. Jedes Troſtwort Maxens beruhigte ihn ſchnell.

Max hatte ſich anfänglich vorgenommen, ſich mit den Kollegen im Geſchäft, die er an Bildung und Weltſchliff weit überragte, auf einen ſtreng förmlichen Fuß zu ſtellen. Es blieb indeſſen auf die Dauer der Zeit nicht dabei. Das Bureauperſonal hatte ſchon vor Jahren eine ſogenannte Vergnügungskaſſe gegründet, die der Buchhalter Freilig verwaltete und die zweimal im Jahre geleert wurde: einmal am Geburtstage des Kaiſers und ein zweites Mal im Sommer bei Gelegenheit eines gemeinſamen Ausfluges in die Umgebung der Hauptſtadt. Max konnte ſich nicht ausſchließen, als am Abend vor dem kaiſerlichen Wiegenfeſte Freilig mit einer Liſte an ihn herantrat, um ihn aufzufordern, an dem Feſtmahle des Perſonals teilzu-

nehmen, das zu Ehren des Tages in einem Extrazimmer der Gratweilschen Bierhallen stattfinden sollte. Bei dieser Gelegenheit lernte er die einzelnen Herren Kollegen näher kennen, und er konnte es nicht verhindern, daß dieser und jener einen engeren Anschluß an ihn zu nehmen versuchte. Es lag ihm herzlich wenig an diesen neuen Freundschaften, aber es widerstrebte ihm andererseits auch, sich für stolz und hochmütig ansehen zu lassen.

Es war ein sehr festlicher Abend, diese Kaisergeburtstagsfeier im Extrazimmer der Gratweilschen Bierhallen. Freilig hatte die Arrangements übernommen, denn er arrangierte für sein Leben gern. Um neun Uhr abends begann das Souper. Es war eine Bowle angesetzt worden aus Moselwein, Selterswasser und Ananas, die allen schmeckte; Follenius allein vermißte auf der Zunge den „prickelnden Mousseux des Champagners". Er war ein sehr feiner Herr oder that wenigstens so. Herrn Quenseler bat er, während man sich an Zander mit Champignonsauce erlabte, den Fisch doch gefälligst nicht mit dem Messer zu essen, da dies jeden gebildeten Menschen nervös machen müsse, und als sich der alte Freilig erhob, um das Hoch auf Seine Majestät auszubringen, zog er ein Monocle hervor, klemmte es sich ins Auge und fixierte den Redenden so, daß dieser außer Fassung geriet und sich mehrfach in der Satzkonstruktion verwickelte. Freilig half sich indessen damit, daß er schnell zum Schluß und zum Hoch überging, nahm jedoch später Follenius beiseite, um ihm zu erklären, es schicke sich nicht für einen Commis des Hauses Sporrschild, sich bei einem Toaste auf den Landesherrn einen Glassplitter ins Auge zu klemmen.

In späterer Stunde geriet Follenius mit dem eifersüchtigen Prokuristen Müllner aneinander. Es gelang Max jedoch, Frieden zu stiften, und um die peinliche Stimmung zu verscheuchen, schwang sich Freilig auf einen

Stuhl und brachte ein Hoch auf die Firma aus; dann aber kam der große Effekt, mit dem der erste Buchhalter jede Feierlichkeit, der er beiwohnte, abzuschließen pflegte. Der kleine Lamprecht stellte einen Tisch am Ende des Zimmers auf und auf einen daneben stehenden Stuhl einen kleinen Handkoffer. Hierauf schlug er an sein Glas und verkündete mit seiner hohen Fistelstimme folgendes: „Meine Herren! Herr Freilig wird die Güte haben, uns durch seine mimischen Talente zu erfreuen und uns zunächst eine Serie bekannter historischer Persönlichkeiten in wohlgelungenen Kopien vorführen!"

Alle Anwesenden machten erwartungsvolle Gesichter, obwohl sie alle die „mimischen Talente" des ersten Buchhalters schon ein Dutzend Mal oder mehr zu bewundern Gelegenheit gefunden hatten. Freilig drapierte sich inzwischen mit einem weißen Tischtuch, öffnete dann seinen Koffer, nahm einen Klappspiegel, den er auf den Tisch stellte, schnitt eine Grimasse und begann sich hierauf langsam wieder aufzurichten, indem er die Augen unnatürlich weit aufriß.

„Ah," sagte Follenius, der schon wieder übermütig wurde, „Bismarck!"

Es sollte aber Friedrich der Große sein.

„Pst," machte Herr Quenseler, „können Sie denn gar nicht stille sein!"

Nun kam Richard Wagner an die Reihe.

„Aha," sagte Follenius, „Seneca!"

„Aber, Follenius," fiel Müllner ein, „menagiere dich doch ein bißchen!"

Freilig warf beiden Sprechern mißbilligende Blicke zu und bereitete sich für die Physiognomie Napoleon Bonapartes vor.

„Sehr gut," rief Follenius, „Moltke, wie er leibt und lebt!"

Da aber riß Herrn Freilig die Geduld. Ohne ein Wort zu entgegnen, warf er Perücken und Spiegel in den Koffer zurück, schloß letzteren heftig zu und rief nach dem Kellner. „Die Rechnung, Kellner; ich will bezahlen!“ —

Da öffnete sich zum Glück die Thür, und Maestro Riesencamp trat in das Zimmer. Er hatte durch Max von dem Festessen des Personals von Gebrüder Sporrschild gehört und wollte die Gelegenheit wahrnehmen, einmal seinen Freund und Schüler Freilig zu begrüßen. Man bot ihm ein Glas Bowle an, doch Riesencamp lehnte dankend ab; er trank nach dem Nährsystem Knut Hallwyl nur unverfälschtes Wasser. Was ihn hergeführt hatte, war im übrigen allein die Sehnsucht, einmal wieder den Monolog aus Wilhelm Tell oder den Shyloks oder den Franz Moors zu deklamieren.

Freilig that ihm denn auch den Gefallen, ihn aufzufordern, etwas von seiner Kunst zum besten zu geben. Und nun legte Riesencamp los, mit einer so mächtigen Stimme, daß sein hagerer Körper förmlich konvulsivisch zitterte. Zwischen jedem Monolog machte er einige Kartenkunststücke und war glücklich über den Beifall, den man ihm zollte.

Es ging in die zweite Morgenstunde, als das große Fest bei Gratweil endlich sein Ende erreicht hatte. Max war froh, als er endlich im Bette lag.

Am folgenden Morgen sah man in den Bureaus des Hauses Sporrschild allgemein ziemlich niedergeschlagene Mienen. Der elegante Herr Follenius kämpfte mit einem grimmigen Katzenjammer, der sich deutlich auf seinen bleichen Gesichtszügen markierte. Auch Freilig war schlechter Laune, und Müllner hatte beim Ausziehen des Paletots eine Flut geheimnisvoller Drohungen gegen das weibliche Geschlecht im allgemeinen und gegen „das Weib“ im be-

ſonderen ausgeſtoßen. Und gerade an dieſem Tage wurde dem Bureauperſonal die ſeltene Ueberraſchung zu teil, den Beſuch des zweiten Chefs der Firma, des Herrn Karl Sporrſchild, zu empfangen.

Max befand ſich gerade bei Freilig, mit dem er wegen eines etwas unklar gefaßten Briefes aus St. Petersburg zu beraten hatte, als ein eleganter offener Schlitten, mit zwei prächtigen, höchſt luxuriös aufgeſchirrten Braunen beſpannt, vor das Geſchäftshaus klingelte.

„Sieh da," ſagte Freilig, durch das Fenſter ſchauend, „der Herr Kommerzienrat!"

Alles reckte im Comptoir die Hälſe, um dem Blicke Freiligs zu folgen.

„Fräulein Tochter auch," bemerkte Follenius, ſtrich raſch mit ſeinem Haarbürſtchen über das blonde Haar und wirbelte mit den Fingern an ſeinem Schnurrbart.

„Und noch ein Herr," fügte der kleine Lamprecht hinzu.

Inzwiſchen öffnete ſich die Comptoirthür, und Fräulein Eva Sporrſchild trat ein, gefolgt von ihrem Vater und einem jungen hochblonden Herrn, der einen kurzen, polniſch verſchnürten Sealſkinpelz trug, unter dem ungeheuer weite Beinkleider mit Bügelfalten und ſehr zierliche Lackſtiefeln hervorſchauten. Den blanken Cylinderhut trug der Herr in der elegant behandſchuhten Rechten.

Max, der ein gutes Gedächtnis für Phyſiognomien beſaß, erkannte das ſchmale und vornehme Geſicht des Fremden auf der Stelle wieder. Es war jener däniſche Legationsſekretär — der Name war Max entfallen —, mit dem er im Sommer von Hamburg nach Berlin im gleichen Eiſenbahnwagen gereiſt war.

Beim Eintritt des Kommerzienrats hatten ſich die Herren des Comptoirs reſpektvoll erhoben.

„Guten Morgen, meine Herrn," ſagte Sporrſchild, liebenswürdig mit der Hand winkend, „bitte — bitte ſehr,

ſich nicht ſtören zu laſſen — bitte, Platz zu behalten! Guten Morgen, Freilig! Wie geht's, alter Freund? Iſt mein Bruder noch da? — Schön — danke, danke, melden Sie mich nicht erſt an, Freilig — laſſen Sie, laſſen Sie, ich find' ſchon allein den Weg! Baron Rasmus wollte einen Kreditbrief von Jonas Ryding in Kopenhagen an uns viſieren laſſen, — haben Sie die Güte, lieber Freilig, die Sache zu ordnen! Unſer erſter Buchhalter, Herr Freilig, mein beſter Baron — ich bin in zehn Minuten zurück, und dann können wir zuſammen nach der Ausſtellung fahren."

Er nickte und winkte mit dem abgezogenen Handſchuh und verſchwand hierauf hinter der nach dem Privatbureau ſeines Bruders führenden Thür.

Währenddeſſen hatte Max einen Stuhl für Fräulein Eva herbeigeholt. Die junge Dame dankte kurz und ließ ſich nieder. Baron Rasmus ſchaute zerſtreut zu Schrader hinüber — er kannte ihn nicht wieder — und zog dann eine Brieftaſche aus ſchwarzem Leder mit Silberecken aus der Bruſttaſche ſeines Rocks.

„Darf ich in aller Eile das Geſchäftliche erledigen, gnädiges Fräulein?" wandte er ſich an Eva.

„Bitte ſehr, Herr v. Rasmus!"

Während der Baron ſeinen Kreditbrief Freilig übergab und dieſer zu Müllner eilte, um mit dem Prokuriſten das weitere zu beſprechen, fand Max Gelegenheit, einen raſchen Seitenblick auf die Tochter ſeines Prinzipals zu werfen. Sie war keine auffallende Schönheit, aber eine Erſcheinung von ausgeſprochener Vornehmheit. Der weiße Schleier, den ſie trug, war durchſichtig genug, ein von der friſchen Luft hell gerötetes pikantes Geſichtchen mit braunen, ſehr klugen Augen erkennen zu laſſen. Ihre Geſtalt war ſchlank und geſchmeidig, die Toilette voll Chic, aber faſt geſucht einfach.

Baron Rasmus lehnte sich mit dem Rücken gegen den Zahltisch und putzte mit einem seidenen Foulard sein Monocle.

„Waren die Gnädigste gestern im Tattersall?“ fragte er.

„O gewiß,“ entgegnete das Fräulein lächelnd, wobei ihre frischen Lippen eine blendendweiße Zahnreihe enthüllten, „ich mußte meinem „Troilus“ Bewegung schaffen! Man vermißte Sie übrigens. Ei, wer fragte doch nach Ihnen? — Ich glaube, der Serbe — Graf — wie heißt er gleich —?!“

„Tokowa?! So, der?“ — Das letzte klang langgedehnt und ein klein wenig wegwerfend. „Hat er bei Ihnen Besuch gemacht?“

„Irre ich nicht — ja. Mir ist, als hätte ich seine Karte im Hause gesehen.“

„Mit seiner Schwester?“

„Ich weiß es in der That nicht, Herr v. Rasmus. Hat der Graf überhaupt eine Schwester?“

„J ja“ — und der Baron nickte lebhaft. „Eine sehr interessante Schwester — serbisch-montenegrinisch-türkischer Typus. Diese Schwester ist viel mehr wert, als der Bruder. Schade, daß sie leidend ist. Sie sagt, das nordische Klima bekäme ihr nicht. Glaube aber, daß es tiefer steckt. Lunge oder vielleicht Herz.“

„Wo haben Sie die Dame kennen gelernt?“

„In der Oper — wann war's? Vor drei, vier Wochen! Emsteeg stellte mich ihr vor. Er hat in Hamburg im Hause des Grafen verkehrt. Apropos — werden Sie aus dem Grafen klug?“

„Ich kenn' ihn zu wenig, er ist mir auch gleichgültig. Aber Papa sagt, er führe brillante Empfehlungen mit, scheint also durchaus kein Abenteurer zu sein.“

„O — bewahre! Er ist ja bei der letzten Cour bei Hofe vorgestellt worden! Aber — nun, ich meine, man

weiß nicht recht, wovon er ſein recht luxuriöſes Leben beſtreitet."

„Er kann ja reich ſein!"

„Das wird eben geleugnet. Maurocordato, der kleine Rumäne, den Sie ja auch kennen und der mit den Verhältniſſen der ſerbiſchen Geſellſchaft genau vertraut iſt, behauptet, daß die Tokowas ihr ganzes Vermögen eingebüßt hätten." Der Baron ſah ſich plötzlich ſcheu um und legte erſchreckt den Zeigefinger an den Mund. „Mon dieu, man ſpricht ſo laut," fuhr er leiſer fort, „und bedenkt nicht, daß man nicht allein iſt!"

Fräulein Sporrſchild lachte melodiſch auf. „Sagen Sie raſch noch etwas recht Gutes über den Grafen, damit man das Schlechte vergißt!"

Der Baron lachte mit. „Nun," meinte er; „er iſt ein guter Kerl!" —

In dieſem Augenblick verließ Max das Bureau. Die Unterhaltung der beiden hatte ihn lebhaft intereſſiert. Alſo Tokowa und ſeine Schweſter weilten in Berlin?! — Das Herz begann dem jungen Manne ſtärker zu klopfen, als er der verlorenen Liebe gedachte. Baron Rasmus hatte erzählt, daß Komteſſe Lia leidend ſei; was fehlte der Aermſten? Litt ſie unter der Tyrannei ihres Bruders — oder unter der Laſt ihrer geſcheiterten Hoffnungen?

Max ſetzte ſich ſchweigend an ſeinen Schreibtiſch und beugte ſich über die vor ihm liegenden Briefſchaften. Aber ſeine Gedanken waren heute nicht bei der Arbeit, ſie wanderten rückwärts und verloren ſich in einer krauſen Fülle von Erinnerungen. Der helle Sonnenglanz des Wintertages, der durch die großen Spiegelſcheiben in das Zimmer flutete, verblich und wurde zu traulichem Dämmer. Die roſa verhängte Lampe brannte mitten auf dem Tiſche; an den Wänden blitzte hie und da im Reflexe des Kaminfeuers der blanke Stahl einer Waffe auf. Max

hörte nicht das Geſpräch des Prokuriſten mit Freilig; er hörte nur das leiſe Summen des Samowars, und dann eine Frauenſtimme, eine ſchöne, wohllautende Frauenſtimme, die ein ſchwermütiges ſerbiſches Volkslied ſang.

— — — — — — — — — — — —

Der Kommerzienrat Sporrſchild hatte an die Zimmerthür ſeines Bruders geklopft und war auf deſſen energiſch klingendes „Herein“ eingetreten.

„Grüß Gott, Leopold!“

Er hatte ſeinen Pelz geöffnet; ein feines Parfüm ſchlug dem vor ſeinem Arbeitstiſche Sitzenden entgegen.

„Guten Morgen, Karl,“ erwiderte der Angeredete, dem Bruder die Hand entgegenſtreckend. „Lange nicht geſehen!“

Der Kommerzienrat ließ ſich auf dem neben dem Schreibtiſche ſtehenden Seſſel nieder. Er ſtrich ein wenig verlegen mit der Rechten über ſeinen nach der Mode kurz gehaltenen ſchwarzen Vollbart.

„Iſt es ein Wunder?“ entgegnete er. „Du lehnſt jede Einladung zu uns mit einer Beharrlichkeit ab, die beleidigend ſein würde, wenn mir nicht deine Sonderlingsnatur bekannt wäre — und im übrigen weiß ich, daß dir meine Anweſenheit im Comptoir auch nicht ſonderlich lieb iſt. Dein „Lange nicht geſehen“ klingt ein klein wenig ironiſch.“

„Es war nicht ſo böſe gemeint,“ ſagte Leopold Sporrſchild lächelnd, ein Falzbein vom Tiſche nehmend und damit ſpielend. „Ich bin in der That ſo eine Art Sonderling — wir alten Junggeſellen gewöhnen uns ſchwer unſere Eigenheiten ab. Was ſoll ich bei dir, in deinen glänzenden Geſellſchaften, in denen ich mich höchſt ungemütlich fühle, unter Grafen und Baronen, die mich über die Achſel anſehen, mit denen mich jedenfalls keinerlei Intereſſen verbinden!? Ich bin eine ſchlichte Natur — du weißt es am beſten — und würde in deinen Kreiſen nur Anſtoß erregen.“

„Du könnteſt aber recht gut einmal des Abends bei uns vorſprechen," fiel der Kommerzienrat ein; „deine Geſelligkeitsſcheu kann dich doch nicht hindern, der dir verwandtſchaftlich am nächſten ſtehenden Familie ein klein wenig Beachtung zu ſchenken. Es ſcheint aber wirklich, als ob wir für dich gar nicht auf der Welt ſeien!"

„Oho — oho," lachte Herr Leopold, „nicht übertreiben, Karl, nicht übertreiben! Ich finde mich bei jedem Geburtstage in eurem Hauſe pünktlich ein —"

„Alſo gerade viermal im Jahre!"

„Kann ich dafür, daß deine Familie nicht zahlreicher iſt?! — Scherz beiſeite, Karl, ich bin ſtark beſchäftigt und kann mich nicht allzu oft frei machen. Und dann — ich habe ja nie damit hinterm Berge gehalten, daß mir dein Lebenszuſchnitt und deine Hausführung nicht gefällt. Wir ſind gar zu verſchiedene Leute und werden auf unſere alten Tage nicht mehr näher zu einander kommen. Und deshalb ſah ich's auch gern, daß du mir die Geſchäftsleitung möglichſt allein überließeſt. Daß du nicht ſchlecht dabei fährſt, iſt dir wohlbekannt; ich habe keine andere Paſſion als die Arbeit, und da ich unverheiratet bin, ſo arbeite ich ja ſchließlich nur für euch. Doch laſſen wir das! Was macht deine Frau und Kurt, der Strick, und die Eva?"

„Danke! Thekla iſt wohl — im Winter immer; erſt bei Beginn der Badeſaiſon fangen ihre Nerven an, ſich zu regen. Kurt will zur Regierung übertreten —"

„Sieh da!" warf Herr Leopold ein, eine Cigarrenkiſte aus ſeinem Schreibtiſch nehmend. „Bitte — und verzeih, daß ich unverbeſſerlicher Nichtraucher nicht gleich an die Havanna dachte! Alſo Kurt will zur Regierung gehen? Freilich, Regierungsreferendar klingt vornehmer als Gerichtsreferendar, und man kann ſich die Vornehmheit ſchon etwas koſten laſſen!"

Der Kommerzienrat zündete ſich langſam die Cigarre an. „Sei nicht immer ſo bitter, Leo,“ ſagte er, die Stirn runzelnd. „Kurt braucht bei der Regierung nicht mehr als beim Gericht —“

„Das heißt, er braucht eben hier oder dort zu viel!“

„Er ſcheint jetzt vernünftig geworden zu ſein — wenigſtens hat er mir ſeit Jahresfriſt keine Schulden gebeichtet.“

„Aber mir,“ warf Leopold lächelnd ein. Er zog ein Schubfach ſeines Schreibtiſches auf, kramte in allerhand locker aufeinander liegenden Papieren umher und zeigte ſchließlich einen eng geſchriebenen Brief. „Kennſt du die Handſchrift? Vier Seiten! Das Fatale der Sachlage ſiegte diesmal bei Kurt über ſeine Antipathie gegen die Technik des Schreibens. Der Brief datiert vom Dezember.“

Das Geſicht des Kommerzienrats wurde dunkelrot. „Alſo wieder Schulden — dieſer leichtſinnige Bengel!“ ſchalt er. „Und da er ſich fürchtet, mir von neuem zu kommen, wendet er ſich an den Onkel! Oho, mein Bürſchchen, ſo haben wir nicht gewettet! Aus dem Umſatteln zur Regierung wird nichts — nichts!“

„Laß es gut ſein, Karl,“ wandte Leopold beſchwichtigend ein, den Brief wieder zuſammenfaltend und in das Schreibtiſchfach zurücklegend. „Ich habe ihn ſchon bei den Ohren genommen, und er hat Beſſerung verſprochen. Bleibt er in Frankfurt?“

„Er will nach Potsdam.“

„Nach Potsdam? — Meinetwegen, dann hat man ihn näher und kann ihm bequemer auf die Finger gucken.“

„Wieviel Schulden hat er denn wieder aufſummen laſſen? Voriges Jahr habe ich erſt an zehntauſend Mark für ihn bezahlt!“

„Er iſt konſervativ. Gerade ſo viel war's jetzt. Aber ich hab's von dem Meinigen bezahlt — und nun genug davon. Was macht Eva?“

„Sie wartet vorn."

„Ah — und sieht sich nicht einmal nach dem Onkel um?! Und sie will mein Liebling sein?"

Der Kommerzienrat räusperte sich. „Ich bat sie, mich mit dir allein zu lassen, weil ich Wichtiges mit dir besprechen möchte."

Eine kleine Pause verstrich. Leopold lehnte sich im Stuhle zurück, anscheinend gleichgültig, aber doch erwartungsvoll und auch ängstlich, denn alles „Wichtige" seines Bruders pflegte wenig angenehmer Natur zu sein.

Der Kommerzienrat stieß rasch hintereinander eine Reihe Rauchwölkchen durch den Mund, schaute dann aufmerksam auf seine Fingernägel und fuhr fort: „Es ist da ein Unternehmen an mich herangetreten, das ich gerne begünstigen möchte, weil der russische Botschafter mich um meine Unterstützung bat."

„Hm," machte Leopold, „und um was handelt es sich?"

„Um die Begründung einer Aktiengesellschaft zwecks Einführung russischen Pferdematerials in Deutschland. Verstehst du?"

„Nein," sagte Leopold, „nicht so recht. Um Pferde und Pferdezucht habe ich mich nie gekümmert — ich würde dich indessen begreifen, wenn du mir mitteiltest, du wolltest dich an einem Unternehmen zur Einführung englischen Pferdematerials bei uns beteiligen, denn das englische Blut gilt für gut und geeignet zur Kreuzung. Von der Güte der russischen Pferde habe ich aber noch nie etwas gehört!"

„Ich bitte dich," entgegnete der Kommerzienrat und begann nun in eingehender Weise die Vortrefflichkeit der Orloffs und die Zähigkeit der Steppenrassen zu schildern — „Gäule, deren wunderbare Schnelligkeit und deren Widerstandskraft allen Strapazen gegenüber man bei uns noch gar nicht zu schätzen weiß! — Du lächelst, Leo, aber

ich kann dich versichern, es ist so! Von Pferden verstehe ich etwas, und deshalb berührt mich das ganze Unternehmen auch so überaus sympathisch. Im weiteren — es ist ein großer Verdienst herauszuholen! Ein großer Verdienst, lieber Bruder! Durch unsere Verbindungen, die uns beide Regierungen nach jeder Richtung hin zu erleichtern bereit sind, werden wir die russischen Gäule billig einkaufen können — und du sollst einmal sehen, wie sie abgehen werden, wenn sie erst praktisch eingeführt worden sind! Sowohl die Luxusgäule, wie die Kosakenpferde! Das ist ein prächtiges Material für unsere Husaren, sage ich dir! Hast du einmal ein Kosakenpferd gesehen, Leopold?"

„Ich bedaure — nein. Ich sehne mich auch gar nicht danach. Ich denke mir ein Kosakenpferd recht ruppig und struppig, aber ich kann mich ja irren. Im Ernste: willst du dich wirklich an dieser Sache beteiligen?"

Der Kommerzienrat rückte mit seinem Stuhle näher an den Bruder heran. „Kennst du James Behrend?" fragte er.

„Den Hamburger?"

„Ja — er ist jetzt nach Berlin übergesiedelt. Ein findiger Kopf und ein reicher Mann! Behrend und ein serbischer Aristokrat, ein tüchtiger Sportsman, Graf Tokowa mit Namen, sind die Urheber der Idee. Der russische Botschafter ist dafür interessiert worden und hat mir zu verstehen gegeben, daß ihm eine thatkräftige Beteiligung gerade unseres Hauses sehr angenehm sein würde. Großfürst Wladimir wird das Protektorat übernehmen — das steht fest. Kurzum, die Sache ist gut. Eine Viertelmillion können wir schon wagen. Der russische Hofbankiertitel ist uns in diesem Falle auch sicher —"

„Und ein Orden dazu," warf Leopold mit sarkastischem Lächeln ein.

„Ah was," rief sein Bruder ärgerlich, „den mag sich Behrend um den Hals hängen! Laß uns ernst bleiben, Leo! Geschäft ist Geschäft, und wir sind keine Kinder!"

„Doch, Karl," entgegnete Leopold, die Miene verändernd — tiefe Falten lagen auf seiner Stirn; „du wirst in geschäftlichen Dingen immer ein Kind bleiben! Was lockt dich an dieser Pferdeidee? — Ich weiß es, und ich will es dir sagen. Nichts als ein flüchtiges Sportsinteresse und dazu ein Gefühl geschmeichelter Eitelkeit — jawohl, nichts weiter! Und diesen nichtigen Empfindungen zuliebe willst du eine Viertelmillion opfern! Ich denke nicht daran! Ich sage nein! — Höre übrigens, Karl: wir haben allen Grund, sparsam zu wirtschaften! Die Konjunkturen sind jammervoll und — und, es muß mal heraus, du verbrauchst Unsummen! Es ist mir wohlbekannt, daß du durch Agenten auf dein Privatkonto hin an der Börse spekulieren läßt — daher deine kolossalen Ausgaben! Wohin soll das führen? Willst du uns ruinieren?"

Der Kommerzienrat war blaß geworden. Er hatte seine Cigarre in den Aschbecher gelegt und stützte den Kopf in die Hand.

„Du hast das Recht, mir Vorwürfe zu machen," entgegnete er, „ich will mich auch nicht verteidigen. Ich habe in der That spekuliert, weil ich mich der Hoffnung hingab, mich mit einem Schlage rangieren zu können. Denn die unsinnigen Ausgaben Theklas, ihre Sucht, die erste Gesellschaft bei sich zu sehen, der Leichtsinn Kurts und meine eigenen Passionen haben meine Finanzlage schwer geschädigt. Und da ich mich schämte, dir dies einzugestehen, da ich zudem wußte, daß auch unsere Firma unter der Ungunst der Zeitverhältnisse zu leiden hat, so wandte ich mich an James Behrend. Es war unrecht, daß ich dies that, aber es ist geschehen. James Behrend hat meine Differenzen an der Börse beglichen, und ich kann nur

ſagen, daß er ſich dabei als Freund und als Gentleman gezeigt hat. Eine Liebe iſt der anderen wert: ich verſprach ihm, dich für das ruſſiſche Unternehmen zu gewinnen, und ich bitte dich nochmals: weiſe es nicht ohne weiteres von der Hand! Laß dir die Sache durch den Kopf gehen — überlege und prüfe! Es handelt ſich in dieſem Falle wirklich um mehr als um eine nichtige Eitelkeit und ein flüchtiges Sportintereſſe meinerſeits — es handelt ſich um ein gutes Geſchäft, um eine Sache, die Berückſichtigung verdient!"

Leopold war in tiefes Sinnen verloren. Er hatte erſchreckt aufgeſchaut, als ſein Bruder von der Begleichung ſeiner Differenzen durch James Behrend geſprochen, hatte dann mißmutig und erregt den Kopf geſchüttelt und ſaß nun ſchweigſam, mit dem Falzbein ſpielend, in ſeinem Seſſel.

„Darf ich zunächſt einmal wiſſen," begann er nach längerer, für Karl peinlich werdender Pauſe von neuem, „in welcher Weiſe du dich mit Behrend geeinigt haſt —?"

Der Kommerzienrat fuhr nervös auf. „Bitte, Leopold — laß das meine Sache ſein! Ich zahle ihm die Schuld ratenweiſe von meinen Einkünften ab. Sela! Und ich wiederhole dir, daß Behrend ſich in dieſer Angelegenheit mit der Nobleſſe eines Gentlemans benommen hat!"

„Das — wundert mich einigermaßen."

„So wundere dich! Es iſt Thatſache! Und nun — bleiben wir bei unſerem Thema!"

Leopold erhob ſich, langſam, wuchtig, ſich mit beiden Händen ſchwer auf den polierten Eichenrand des Schreibtiſches ſtützend, und tiefe Furchen auf der Stirn.

„Sende Behrend zu mir," ſagte er, „aber ihn allein — nicht den ſerbiſchen Grafen, der vom Geſchäftlichen wenig Ahnung haben dürfte! Und Behrend ſoll die ein-

ſchlägigen Schriftſtücke mitbringen, damit ich klar ſehen kann. Ich will dir verſprechen, die Sachlage zu prüfen; das iſt alles, was ich vorderhand thun kann. Erſcheint ſie mir undurchführbar, ſo werde ich nicht zögern, deinen Wünſchen Widerſtand entgegenzuſetzen. Aber auch im Gegenfalle werde ich mich nur dann bereit finden laſſen, auf das Unternehmen einzugehen, wenn du mir dein Ehrenwort geben willſt, dich künftighin von allen Börſengeſchäften, die nicht durch meine Hand gehen, fern zu halten. Nur dann!“

Der Kommerzienrat lachte gezwungen auf. „Ich werde wahrhaftig wie ein Kind behandelt,“ entgegnete er, die Handſchuhe anziehend; „wie ein ungezogener Junge, den man ſtrafen muß! Wie ein Schulbube! — Ich wünſchte, du wäreſt verheiratet, Leo, hätteſt eine Frau wie ich — eine Tochter, die man gern gut unter die Haube bringen möchte, und einen leichtſinnigen Strick als Sohn — ah, mein lieber Freund, du würdeſt anders reden! Du würdeſt mir nicht immer und immer wieder mit Vorwürfen kommen! — Na — ich bin zufrieden, daß du dem Unternehmen näher treten willſt, und werde dir Behrend morgen vormittag ſchicken. Ich ſehe ihn heute noch und werde ihn benachrichtigen.“ Er war gleichfalls aufgeſtanden und reichte ſeinem Bruder die Hand. „Auf Wiederſehen, alter Brummbär! — Noch eines! Haſt du irgend einen zuverläſſigen, anſtändigen und gewandten Menſchen in deinem Geſchäft, der dir entbehrlich iſt und ſich als Sekretär für unſere Neugründung eignen würde?“

„Bei mir iſt niemand entbehrlich, lieber Karl, indeſſen — warten wir's ab! Wenn die Sache zu ſtande kommt, wird ſich ſchon jemand finden! Der Schrader vielleicht!“

„Welcher Schrader?“

„Mein neuer Korreſpondent, der einzige Sohn von Philipp Schrader, dem Breslauer, — du weißt ja! Ein

brauchbarer junger Menſch, gewandt, fleißig, tüchtig, aber bei mir nicht ganz an dem richtigen Platze, wie mir ſcheint. Es kommt mir vor, als fühle er ſich nicht behaglich. Er iſt an andere Verhältniſſe gewöhnt, an einen größeren Zuſchnitt — doch, wie geſagt, warten wir's ab!"

„Mir recht — warten wir's ab!" beſtätigte der Kommerzienrat und fügte lächelnd hinzu: „Hörſt du? Das iſt Evas Mahnung."

Zwei zierliche Hände hämmerten von draußen gegen die Thür, und gleichzeitig rief eine helle Mädchenſtimme: „Meine Herren! Meine Herren! Dauert's noch lange? Wir ſpielen ſonſt Foot Ball oder Lawn Tennis im Bureau, Baron Rasmus und ich! Darf ich herein?"

Beim Klang dieſer Stimme veränderte ſich ſofort der Geſichtsausdruck Leopold Sporrſchilds. Die Stirn glättete ſich, Ernſt und Herbigkeit wichen, und ein glückliches Lächeln trat in die kalten, ſtahlgrauen Augen. Er ging zur Thür und öffnete ſie. Eva flog ihm in die Arme.

„So ein Onkel!" lachte ſie. „Biſt du überhaupt noch ein Onkel! Die Onkels bekümmern ſich doch um ihre Nichten, und du haſt nichts im Kopfe als unendliche Zahlenreihen! Iſt das recht? Nein, es iſt unrecht! Jetzt gieb mir einen Kuß und verſprich Beſſerung, du entarteter Onkel!"

Sie hing ſich an des Oheims Hals und drückte ihre friſchen Lippen auf ſeinen Mund.

Der Kommerzienrat beobachtete lächelnd, mit welcher Glückſeligkeit Leopold ſeine Nichte anſchaute, während er liebkoſend und zärtlich mit der ſtarkknochigen, ausgearbeiteten Hand ihre blühenden Wangen ſtrich. Sie war die Freude ſeiner alten Tage, ſein Liebling und zugleich die einzige, die ſeinen harten Kopf beugen und von ihm erreichen konnte, was ſie wollte. Der Kommerzienrat wußte das, und immer, wenn es zu peinlichen Auseinander-

ſetzungen zwiſchen ihm und ſeinem Bruder kam, pflegte er Eva mit ihrem ſiegenden Frohſinn ins Treffen zu führen.

Man plauderte noch einige Minuten miteinander, bis der Kommerzienrat ernſtlich zum Aufbruch drängte.

„Wir müſſen gehen," rief Eva, „Rasmus wartet auf uns! Er unterhält ſich mit Freilig über die Notſtandskriſis in Rußland und die neue Anleihe Griechenlands, aber ich halte ſein Intereſſe an dieſen Dingen für erheuchelt. Ich glaube, er langweilt ſich — erlöſen wir ihn!"

„Ein neuer Verehrer?" fragte Onkel Leopold.

„Baron Rasmus? Ein Verehrer — nein! Er verehrt nur ſich ſelbſt, denn er iſt die verkörperte Selbſtſucht. Aber er iſt amüſant und bei aller Geckenhaftigkeit nicht ohne Geiſt."

„Und ein Baron," ſetzte der Onkel hinzu; „das ſpricht mit!"

Eva lachte. „Bei mir nicht, häßlicher Ohm," ſagte ſie; „indeſſen, ich will wahr ſein. Soll ich wählen zwiſchen einem geiſtreichen Schneidermeiſter und einem geiſtreichen Baron, ſo ziehe ich letzteren vor. Addio, Onkel!"

Sie umarmte Leopold noch einmal ſtürmiſch und hüpfte aus dem Zimmer, während ihr Vater, den Pelz zuknöpfend, ihr folgte.

(Fortſetzung folgt.)

Die braſilianiſche Erbſchaft.

Novelle von **Theodor Kabelitz.**

Mit Illuſtrationen von W. Zweigle.

1.

(Nachdruck verboten.)

Herr Redwitz ſaß in ſeinem altertümlichen Großvaterſtuhl und ſchaute gedankenvoll zum offenen Fenſter hinaus, wobei er der langen Pfeife blaue Rauchwolken entlockte. Von Zeit zu Zeit hob er einen Brief mit großem amtlichen Siegel vor ſeine Augen, um aufmerkſam in demſelben zu leſen.

„Elſa! Elſa!“ rief er endlich.

Die Thür nach der Küche öffnete ſich. In kleidſamer Morgentracht trat ſeine Tochter herein. Redwitz ſchaute ſie verwundert an.

„Iſt heute ein Feiertag, Elſa?“

„Nein, Vater! Wie kommſt du darauf?“

„Ich glaubte aus deinem Anzug ſchließen zu müſſen, daß etwas Beſonderes los ſei. Du ſiehſt ganz feſttäglich aus.“

„Das ſcheint dir nur ſo, Vater,“ ſagte Elſa. Da ſie jedoch fühlte, daß unter den Blicken des alten Herrn eine heiße Blutwelle in ihr Antlitz ſtieg, zog ſie es vor, das Geſicht an ſeine Wange zu ſchmiegen, bis das ver-

Digitized by Google

räteriſche Rot der gewöhnlichen Farbe gewichen war. Der Vater mußte auch jede Kleinigkeit bemerken!

Um die Mittagszeit wollte Alex Wächter dem alten Herrn einen ſehr bedeutſamen Beſuch machen, ſo hatte Elſa es mit ihm am Abend zuvor auf dem Balle beſprochen. Und da ſie die wichtige Rolle vorausſah, welche ihr im Anſchluß an die Unterredung zufallen würde, war es natürlich, daß ihr Anzug ein wenig der Würde des Tages angepaßt worden war.

Papa Redwitz ſtreichelte den blonden Scheitel ſeiner Tochter. „So, Elſa, nun höre einmal zu! Ich habe da eben einen ſehr ſeltſamen Brief bekommen. Du weißt, daß ein Bruder meiner Mutter in die weite Welt gegangen iſt und nichts wieder von ſich hören ließ. Heute morgen erhielt ich plötzlich die Nachricht von dem Tode des alten Mannes."

Elſa nickte. Ihr Vater hatte zuweilen von dem „Erbonkel" geſprochen, der eines Tages aus der Verſenkung auftauchen und in jeder Hand einen großen Geldſack mitbringen werde. Die Sache war ihr immer ſcherzhaft vorgekommen. Nun traf plötzlich eine Todesnachricht ein, gerade an dieſem Tage, der ſie ſo glücklich machen ſollte! „Ach, das thut mir leid!" ſagte ſie befangen.

Redwitz warf ihr einen ſchnellen Blick zu. „Du brauchſt deswegen nicht zu weinen. Es iſt ſchon viel Zeit ins Land gezogen, ſeit der Onkel Fritz der Welt lebewohl geſagt hat, ſo daß heute kein beſonderer Grund zur Trauer vorliegt. Dieſer Brief enthält nämlich die Anzeige von ſeinem Tode nur ſo nebenbei. Hauptſache iſt, daß der braſilianiſche Konſul in Hamburg mich auffordert, mit meinen Papieren zu ihm zu kommen, um die Erbſchaft in Empfang zu nehmen."

„Vater!" rief Elſa und ſchlug die Hände vor Verwunderung zuſammen.

„Ja, siehst du, Kind, nun wird es doch noch etwas mit dem Erbonkel!“

„Ist es viel, Vater?“

Redwitz zog die Augenbrauen hoch hinauf. „Viel? Wer will sagen, was viel oder wenig ist! Die Ansichten darüber sind sehr verschieden, es kommt ganz darauf an, von welchem Ende man die Sache betrachtet. Uebrigens weiß ich selbst nichts Genaues.“

„Und du willst wirklich nach Hamburg?“

„Natürlich, Kind, ich kann doch die Erbschaft nicht beim Konsul liegen lassen!“

„Wann denkst du zu reisen, Vater?“

„Wenn meine Sachen in Ordnung sind, möchte ich am Mittwoch fahren.“

Elsa lief in die Küche, wo eine Aufwärterin die gröberen Hausarbeiten besorgte. „Bringen Sie diese Oberhemden zur Wäscherin, Frau Lehmann, bestellen Sie aber dabei, daß ich sie diesmal am Dienstag abend zurück haben muß. Mein Vater wird verreisen.“

„Verreisen will Herr Redwitz?“

„Ja, nach Hamburg.“

„I du meine Güte! Nach Hamburg! Das liegt ja dicht bei Amerika.“

Elsa lächelte. „Es handelt sich auch um Amerika. Wir hatten einen Onkel in Brasilien —“

„In Brasilien! Herr meines Lebens, das ist wohl ganz auf der anderen Seite der Welt!“

„So ungefähr, Frau Lehmann. Der Onkel ist gestorben, und nun soll mein Vater zum Konsul kommen.“

Die Frau blieb mit offenem Munde stehen. „Tot ist er? Und zum Konsul aus Amerika soll Herr Redwitz kommen? Das wird wohl wegen der Erbschaft sein!“

„Es ist möglich, Frau Lehmann,“ meinte Elsa lächelnd.

Die Aufwärterin geriet in sichtbare Aufregung. „Wo

ſind die Oberhemden, Fräulein? Ich werde ſie gleich fortbringen, damit Herr Redwitz nicht zu warten braucht." Sie nahm den Wäſchekorb und ergriff eine Blechkanne. „Petroleum bringe ich auch mit." Dann eilte ſie fort. Nur im Beſitz von ganz beſonders wichtigen Neuigkeiten ſchlug ſie ein ſolches Tempo ein.

Beim Krämer ſtellte Frau Lehmann die Petroleumflaſche hin. „Füllen Sie die Kanne voll, Herr Grütter, ich laufe ſchnell zur Waſchfrau, damit Herr Redwitz ſeine Oberhemden zum Dienstag bekommt, er muß verreiſen."

„Was hat er denn vor?" fragte der Krämer.

„Mein Gott, wiſſen Sie das noch nicht?"

„Kein Wort, Frau Lehmann! Iſt etwas los?"

Die Frau trat dicht an den Ladentiſch und beugte ſich zu dem Krämer hinüber. „Denken Sie doch, Herr Grütter, der amerikaniſche Konſul hat ſelbſt an Herr Redwitz geſchrieben! Er ſoll nach Hamburg kommen und die Erbſchaft holen."

Jetzt wuchs die Spannung des Händlers. „Eine Erbſchaft, Frau Lehmann? Davon hat man noch gar nichts gehört."

„Du liebe Güte, da ganz auf der anderen Seite von der Welt, in — in — wie heißt es doch? — ja ſo — in Braſilien haben ſie einen Onkel gehabt, ſo einen reichen Amerikaner, wiſſen Sie, die das Geld mit Scheffeln meſſen, der iſt geſtorben und hat Herr Redwitz all ſein Hab und Gut vermacht. Denken Sie nur, Herr Grütter!"

Der Krämer unterbrach ſeine Hantierung. „Was Sie ſagen, Frau Lehmann! Iſt es viel?"

„Viel? Viel? Aber ich bitte Sie, Herr Grütter, das läßt ſich gar nicht ausſprechen, ſo viel iſt es! Sie hören es ja, ein reicher Amerikaner, dem das größte Stück von Braſilien gehört hat! Mein Gott, ſo ein Glück! Und Fräulein Elſa kann ſich gar nicht laſſen vor Freude! Jetzt

kriegt ſie am Ende einen von Adel! — Aber ich muß machen, daß ich zur Waſchfrau komme, ſonſt werden

die Oberhemden nicht fertig. Am Mittwoch ſchon reiſt Herr Redwitz!“

„Warten Sie doch, Frau Lehmann!“ rief der Krämer.

„Ist das auch wirklich alles wahr, was Sie mir erzählt haben?“

Die Frau stellte ihren Korb auf den Ladentisch und stemmte beide Fäuste in die Hüften. „Wahr?! Das fragen Sie mich, Herr Grütter? Bin ich eine ehrliche Frau oder bin ich es nicht? Noch viel mehr ist wahr! Ich kann's ja sagen, Millionen sind es, viele Millionen! Herr Redwitz weiß selbst nicht mal, wie viele Millionen es sind!“

Damit rauschte sie fort.

Unterwegs machte Frau Lehmann — im Vorbeigehen natürlich — einige Bekannte mit dem Zweck ihres eiligen Ausgangs bekannt; bei der Waschfrau wurde die Wundermär von der brasilianischen Erbschaft dann noch einmal gründlich erörtert. Auch aus der Handlung des Herrn Grütter fand die erstaunliche Kunde ihren Weg in die Häuser. Eine Stunde später bildeten sich vor dem Laden bereits Gruppen von Frauen, welche die Sache eifrig besprachen. Der Krämer konnte die Hände gar nicht schnell genug rühren, so stark war der Zudrang der Kundschaft an diesem Tage. Selbst aus entfernten Straßen kamen die Dienstmädchen herbei, um die Neuigkeit an der Quelle noch einmal zu hören. Nur wenige unterließen es, mit einem kleinen Umweg an der Wohnung des Herrn Redwitz vorüberzugehen. Verstohlene Blicke flogen zu den Fenstern des ersten Stockwerks hinauf, ob der Erbe der brasilianischen Schätze nicht sichtbar würde. —

Alex Wächter ahnte nichts von alledem. Als er sich dem Hause näherte, verdeckte der Ueberrock seinen Frack, doch ließen die neuen Handschuhe und der Cylinderhut auf ein wichtiges Vorhaben schließen. Mit dem Schlage zwölf legte er die Hand auf den Drücker zu Redwitz' Wohnung. Elschen hatte bereits eine Stunde auf seine Schritte gelauscht, daraus erklärte sich der Zufall, daß sie sich gerade auf dem Vorplatz befand und die Glocke festhalten

konnte, deren Geklingel jeden Fremden anmeldete. Die Begrüßung vollzog ſich im Flüſterton. Mit gewandter Drehung entzog ſich Alex Wächter der jungen Dame, die ihm beim Ablegen des Ueberrocks hilfreiche Hand leiſten wollte. Als er darauf im tadelloſen Frack vor ihr ſtand und dem ſtattlichen, braunen Schnurrbart die letzte Sorgfalt angedeihen ließ, ſah ſie mit Augen zu ihm auf, in denen lauter Sonnenſchein glänzte. „Ach, Alex!“

Es vergingen einige Minuten, in denen die beiden Geſtalten ſich eng umſchlungen hielten. Vielleicht hätte die Sache noch länger gedauert, wäre im Zimmer nicht ein leichtes Huſten und das Rücken eines Stuhls vernehmbar geworden. Elſa fuhr aus den Armen des jungen Mannes, ihre Hände glitten eilig über die Friſur, welche etwas in Unordnung geraten war.

Als ſich drinnen nichts mehr hören ließ, atmeten die beiden erleichtert auf. „Wirſt du mir auch treu bleiben, wenn er nein ſagt, Elschen?“ fragte Alex Wächter zaghaft.

„Treu bis in den Tod, Alex!“ verſicherte ſie flüſternd. „Aber geh jetzt hinein! Der Vater hat die Zeitung zu Ende geleſen, dann iſt er immer am beſten geſtimmt.“

Der junge Herr fühlte den letzten Reſt ſeines Mutes ſchwinden. „Elſa, wenn er nein ſagte —“

Sie hatte bereits die Thür geöffnet. „Vater, hier iſt Herr Wächter, der mit dir ſprechen möchte.“ Damit ſchob ſie den Freier ins Zimmer und machte leiſe hinter ihm zu. Hurtig eilte ſie ins Nebenzimmer und legte das Ohr an das Schlüſſelloch. Elſa horchte! Es war vergebliche Mühe. Ihr Herz pochte ſo heftig, daß ſie nichts anderes hörte. Sie richtete ſich auf und preßte beide Hände auf die Bruſt. So harrte ſie des Moments, in dem ſie gerufen würde.

Beim Eintritt des jungen Mannes ließ Herr Redwitz die Zeitung ſinken. Ein leichtes Lächeln flog über ſein

Gesicht. Er kannte Alex Wächter sehr wohl und wußte, daß er nicht erst gelegentlich des Balles am Vorabend die Nähe seiner Tochter auffallend suchte. Der feierliche Aufzug im Frack und Cylinderhut erlaubte über die Bedeutung des Besuchs keinen Zweifel. Verbindlich lud er den jungen Mann zum Sitzen ein.

Dieser blieb stehen und räusperte sich wiederholt, ohne Worte zu finden. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er hatte einen Augenblick das Gefühl, sein Herz sei bis unmittelbar unter den Hals hinaufgestiegen. Zwar fand er endlich die Sprache wieder, aber es darf nicht Befremden erregen, daß es keine rednerische Musterleistung war, die er vortrug.

Elsas Vater hörte ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. Als der Freier seinen Antrag vorgebracht hatte, bat er ihn freundlich, Platz zu nehmen. Einige Sekunden, die Alex Wächter eine Ewigkeit dünkten, blickte Redwitz gerade aus, bevor er zu sprechen begann. —

„Sehen Sie, Herr Wächter, Elsa ist mein einziges Kind, und ihr Glück liegt mir am Herzen. Da Sie um ihre Hand bitten, werden Sie vorher die Ueberzeugung gewonnen haben, daß meine Tochter Sie lieb hat. Von diesem Standpunkt wäre nichts gegen die Sache zu sagen. Auch gegen Ihre Person habe ich keinerlei Einwendung; im Gegenteil, es giebt in dieser Stadt keinen jungen Mann, den ich höher schätze. Indessen als Vater fühle ich mich verpflichtet, auch andere Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. Von der Liebe seiner Frau und der Hochachtung seines Schwiegervaters kann der Mann leider keine Familie erhalten. Wären Sie staatlicher Beamter, der sein festes, wenn vielleicht auch geringes Einkommen besitzt, oder ein selbständiger Geschäftsmann, der durch Fleiß und Umsicht den Boden festigt und mehrt, auf den er sich und die Seinigen stellt, mit Freuden legte ich das Schicksal meines Kindes in Ihre Hände. Sie sind in Stellung bei Seiffert

Witwe & Sohn. Ich weiß, daß der Prinzipal Ihre Thätigkeit schätzt, ich zweifle nicht, daß Sie auch anderweitig einen Platz ausfüllen würden, indessen bringen gerade unsere kleinstädtischen Verhältnisse ein Moment der Unsicherheit in die Lage der Privatangestellten, weil die Zahl der Stellungen so gering ist."

Bei der sachlichen und doch freundlichen Art, wie der alte Herr sprach, fand Alex Wächter seine Unbefangenheit wieder. „Ich verstehe Ihre Bedenken, Herr Redwitz, und bitte Sie daher, mir ein aufklärendes Wort zu verstatten. Es ist meine Absicht, mich selbständig zu machen, ehe ich das Geschick Ihrer Fräulein Tochter unlösbar mit dem meinigen vereinige. Der Anfang wird klein und vielleicht nicht ganz leicht sein, aber ich hoffe ihn zu überwinden."

„Der Plan ist gut, Herr Wächter," versetzte Redwitz. „Indessen bin ich als pensionierter Bankbeamter aus der Residenz hierher in meinen Geburtsort gezogen, weil man hier billiger lebt. Ich wäre in keiner Weise in der Lage, meinem einstigen Schwiegersohn materiell zu Hilfe zu kommen."

Ein leises Rot stieg in Alex Wächters Wangen. „Verzeihen Sie, Herr Redwitz, bei meinen Plänen für die Zukunft kommt in dieser Hinsicht nur meine eigene Person in Betracht. Wenn Sie mir die Hand von Fräulein Elsa nicht versagen, so würde ich in dieser Erfüllung meines innigsten Wunsches das Glück meines Herzens, aber nicht die materielle Grundlage meines Haushaltes suchen. Heute, wo ich noch in abhängiger Stellung mich befinde, schöpfe ich den Mut zu meiner Bitte aus der Gewißheit, daß Fräulein Elsa meine Empfindungen teilt. Wir sind aber beide jung und würden eine Wartezeit leicht tragen, wofern wir frei und offen vor aller Welt uns als Brautleute bekennen dürfen. Eine Verlobung, die mir das einstige Glück mit Sicherheit verbürgt, würde meine Ar-

beitsfreudigkeit verdoppeln, um so die Erfüllung meiner Wünsche zu beschleunigen."

Redwitz nickte mehrfach zustimmend mit dem Kopfe. „So sehr ich von der Notwendigkeit einer gesicherten

Grundlage für die Exiſtenz einer Familie überzeugt bin, ſo wenig bezweifle ich, daß der Mann und ſein Charakter der Anker iſt, der alles hält. Nun denn, Herr Wächter, ich will Ihren Wünſchen kein Hindernis in den Weg legen — falls Elſa einwilligt. Aber das müſſen Sie ſelbſt mit ihr ausmachen, ich werde ſie rufen."

Er erhob ſich und ſchritt geradeswegs auf die Thür zu, hinter der Elſa das Ende der langen Unterredung mit pochendem Herzen erwartete.

„Elſa, Herr Wächter wünſcht jetzt mit dir zu ſprechen, ſei ſo gut und ſage ihm deine Meinung."

Die Augen geſenkt, die Wangen erglühend von jungfräulicher Befangenheit, trat Elſa über die Schwelle. Sie merkte es nicht, daß der alte Herr ſachte zur Thür hinausging und ſie mit dem Geliebten allein ließ.

„Elſa!" Alex rief es jubelnd. „Dein Vater ſagt nicht nein, welche Antwort giebſt du mir?"

Wie heller Frühlingsglanz flutete es aus ihren Augen zu ihm hinüber. „Alex!" Dann hing ſie an ſeinem Halſe.

* * *

Nach dem Mittagsſchläfchen pflegte Redwitz ſeinen Kaffee zu trinken, daran ſchloß ſich ein Spaziergang, den er nur bei ſehr ſchlechtem Wetter ausfallen ließ. Auch an dieſem denkwürdigen Tage folgte er ſeiner alten Gewohnheit.

Um die fünfte Nachmittagsſtunde betrat er dann wie gewöhnlich das Gaſtzimmer der Huthſchen Brauerei, wo ein Kreis bekannter älterer Herren beim Schoppen Bier die Zeit bis zum Abendeſſen zu verplaudern pflegte. Der Bierbrauer eilte lebhaft auf ihn zu. „Herzlich willkommen, Herr Redwitz! Der Stammtiſch iſt vollſtändig verſammelt, bitte, nehmen Sie nur Platz!"

Nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit geleitete er den Gast zu den übrigen.

Als Redwitz die Gaststube betrat, brachen die Stammgäste das bis dahin sehr lebhafte Gespräch ab. Jetzt reichte ihm jeder mit unverkennbarer Hochachtung die Hand.

Der Eckplatz in dem Ledersofa war nach stillschweigender Uebereinkunft für den Inhaber der Firma Seiffert Witwe & Sohn bestimmt, weil dieser als der wohlhabendste Mann nicht nur am Stammtisch, sondern in der Stadt überhaupt galt. Heute war der Ehrenplatz leer, obwohl Seiffert am Tische saß. Der Wirt drängte den Ankömmling dorthin und rieb sich die Hände.

„Ein Seidel wie gewöhnlich!" bestellte Redwitz.

„Kommt sofort, Herr Redwitz!"

Ohne sich des Platztausches im Augenblick bewußt zu werden, ließ sich der alte Herr in die bevorzugte Ecke fallen. Er fuhr mit dem Tuch über die Stirn. „Furchtbare Hitze heute, meine Herren!"

Während er sich harmlos bewegte, folgten aller Augen seinem Thun mit versteckter Spannung. Kaum hatte er sich niedergelassen, als der Strumpfwirker zu seiner Linken sich langsam so weit nach der anderen Seite beugte, daß er den nächstsitzenden Herrn mit dem Ellbogen erreichte. Dieser nahm die Bewegung auf, und so ging der kleine Stoß rund um den Tisch herum. Damit war die Thatsache festgestellt, daß Redwitz den Platz einnahm, der dem Reichsten zukam.

Der Unterhaltung fehlte der rechte Fluß. Jeder verhielt sich zuwartend; Redwitz war fast der einzige, welcher sprach. Endlich ging auch ihm der Stoff aus. „Sie sind ja allesamt fürchterlich schweigsam, meine Herren!" Er blickte sich im Kreise um und gewahrte Mienen, die schlau sein sollten, aber nur eine gewisse, unbeholfene Verlegenheit ausdrückten. „Ist vielleicht etwas los am Stammtisch?"

Wieder lächelndes Schweigen.

Er zuckte die Achſel und wendete ſich an den Wirt. „Bitte, bringen Sie mir einmal den Fahrplan.“

„Den Fahrplan? Sofort, Herr Redwitz!“

Einige Sekunden ſpäter war das gewünſchte zur Stelle. Der Wirt blieb neben dem alten Herrn ſtehen und ſah aufmerkſam zu, wie er die Fahrzeiten prüfte. Am ganzen Tiſch wurde kein Wort geſprochen. Redwitz nickte befriedigt und gab den Plan zurück.

„Wollen Sie verreiſen?“ fragte der Wirt ſo harmlos als möglich.

„Ja, ich muß dieſer Tage nach Hamburg.“

„Wohl in Geſchäften?“

„Wie man es nimmt. Es iſt ein Bruder meiner Mutter geſtorben, vor längerer Zeit bereits. Nun giebt es doch noch einiges zu regeln.“

„Meinen herzlichſten Glückwunſch!“ ſagte der Bierbrauer.

Wie auf Kommando ſprangen alle anderen von ihren Sitzen auf. Sie ſchüttelten dem verwunderten Manne die Hände, ihre Glückwünſche gingen wie Sturzbäche auf ihn nieder.

„Aber meine Herren, was iſt denn los? Sie machen mich ja ganz verwirrt!“ rief Redwitz. Plötzlich fiel ihm Elſas Verlobung ein. Er lächelte. „Ach ſo! Iſt denn das ſo raſch bekannt geworden?“

„Natürlich, natürlich!“ klang es ringsum, „wir wiſſen es alle!“

„Na, dann trinken Sie nur aus. — Bitte, eine Runde auf meine Rechnung, Herr Huth.“

„Wird gleich gebracht, Herr Redwitz!“

Das Bier wurde auf den Tiſch geſtellt. „Proſit, meine Herren!“

„Proſit, Herr Redwitz! Nochmals beſten Glückwunſch!“

„Sie können lachen!“ bemerkte der dicke Rentner Schmidt. „Ja, wer ſolches Glück hätte!“

Der alte Bankbeamte horchte auf. „Worauf haben Sie eigentlich angeſtoßen, meine Herren?“

„Hört doch, wie er ſich verſtellt! Auf die braſilianiſche Erbſchaft natürlich!“

„So ſo!“ ſagte Herr Redwitz, während ein leichtes Lächeln um ſeine Lippen ſpielte. Ohne ſein Wiſſen hatte ſich alſo bereits das Gerücht mit ſeinen Angelegenheiten beſchäftigt.

„Iſt es viel?“ fragte Seiffert Witwe & Sohn.

Redwitz zog die Augenbrauen hoch. „Viel? Was iſt viel? Es kommt ganz darauf an, von welchem Ende man die Sache betrachtet. Als ich noch an der Reichsbank war, habe ich manchen Tag zwanzig Millionen durch die Hände laufen laſſen, ohne daß es mir viel ſchien.“

Abermals traf der Ellbogen des Strumpfwirkers den Nachbar, und wie vorhin ging der leiſe Rippenſtoß um den Tiſch. Alle hatten es gehört. Zwanzig Millionen!

2.

„Da haben Sie es ſchwarz auf weiß, meine Herren!“

Es war der Brauereibeſitzer und Bierwirt Huth, der dieſe Worte feierlich ausſprach. Dabei legte er die neueſte Nummer des wöchentlich dreimal erſcheinenden Stadtblattes nebſt Anzeiger für die Umgegend von Haſſelfelde auf den Stammtiſch des Hauſes. Ein halbes Dutzend Hände griffen gleichzeitig nach der Zeitung, die Firma Seiffert Witwe & Sohn behielt ſie in den Fingern.

„Vorleſen!“ bemerkte der Rentner Schmidt.

„Vorleſen!“ wiederholte Uffland, der Strumpfwirker.

Seiffert lehnte ab, weil er ſeinen Kneifer vergeſſen hatte, und gab das Blatt einem würdigen Herrn mit weißem Backenbart. „Leſen Sie, Herr Gerichtsſchreiber.“

Der Gerichtsschreiber räusperte sich zweimal, dann begann unter größter Spannung der Tischgenossen der Vortrag.

„Millionenerbschaft. Alljährlich zur Zeit der sauren Gurken geht die Nachricht durch die Presse, daß hier oder dort eine Millionenerbschaft der glücklichen Erben harrt. Diese Nachrichten erweisen sich fast regelmäßig als Enten, von denen nach kurzer Zeit niemand mehr etwas sieht und hört. Um so angenehmer berührt es uns, daß wir nach eingezogenen Erkundigungen unseren geehrten Lesern völlig verbürgt folgendes mitteilen können. Vor einer Reihe von Jahren starb in Brasilien ein eingewanderter Deutscher, der durch glückliche Umstände und geschickte Benutzung der Zeitverhältnisse dahin gelangt war, einer der reichsten Männer seines reichen Adoptivvaterlandes zu sein. Da der Verblichene Leibeserben nicht hinterließ, verkaufte die Regierung den zum größten Teil aus fruchtbaren Ländereien und Bergwerken bestehenden Nachlaß, gleichzeitig wurden Nachforschungen nach den Verwandten in Deutschland angestellt. Diese haben ergeben, daß ein bekannter und allgemein geschätzter Bürger unserer Stadt, Herr R....., der einzige Erbberechtigte ist. Infolge einer Aufforderung des Konsulats hat sich unser Mitbürger bereits nach Hamburg begeben, um die Millionen, welche wohlverwahrt in den feuerfesten Gewölben der Anglo-Deutschen Bank des glücklichen Erben harren, in Empfang zu nehmen. Wir wiederholen, daß wir uns für die Richtigkeit unserer Mitteilungen verbürgen und geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß alle Bewohner unserer Stadt mit uns sich glücklich schätzen, einen so ausgezeichneten Mitbürger wie Herrn R..... zu besitzen."

„Also wirklich wahr!" sagte der Rentner Schmidt.

„Sie haben es ja gehört," warf die Firma Seiffert Witwe & Sohn ein. „Uebrigens erzählte er neulich selbst,

daß er nach Hamburg wolle, um die Erbschaft zu holen. Bilden Sie sich ein, daß ein Geizhals wie Redwitz für nichts und wieder nichts eine Runde giebt?"

„Wenn einer Glück haben soll!" bemerkte der Strumpfwirker. „Vor vierzig Jahren ist ein Vetter von mir ausgewandert. Ich muß doch einmal schreiben, ob er noch am Leben ist."

Nachdenklich schaute die Tischgenossenschaft ins Bierglas.

Der Bierbrauer rieb sich vergnügt die Hände. „Sie wissen noch nicht alles, meine Herren!" Er griff nach dem Stadtblatt nebst Anzeiger und schlug die letzte Seite auf. „Lesen Sie das auch vor, Herr Gerichtsschreiber!" Dabei deutete er mit dem Finger auf eine kurze Anzeige.

Der Aufgeforderte ließ die Augen schnell über die Zeilen fliegen. Dann fiel seine Faust wuchtig auf den Tisch. „Der Glückspilz!"

Die Nachbarn drängten mit den Köpfen hinzu, um nachzusehen, aber die übrigen erhoben Einspruch. „Vorlesen! Vorlesen!" klang es aufgeregt im Kreise.

Der Gerichtsschreiber begann von neuem.

„Die Verlobung meiner einzigen Tochter Elsa mit dem Kaufmann Herrn A. Wächter beehre ich mich Freunden und Bekannten hierdurch ganz ergebenst anzuzeigen. Fr. Redwitz.

„Darunter steht: Als Verlobte empfehlen sich Elsa Redwitz — Alex Wächter."

Einen Augenblick herrschte starres Schweigen.

„Was manche Menschen für ein Glück haben, ist nicht zu sagen!" bemerkte der Strumpfwirker trübe. Er besaß einen heiratsfähigen Sohn und hatte im stillen schon allerlei Pläne gemacht.

„Mein Buchhalter!" sagte Seiffert, indem er sich über die Stirn strich.

Schallendes Gelächter folgte dem Ausspruch.

„Ihr Buchhalter!“ rief der Strumpfwirker, der sich freute, daß endlich jemand etwas Unangenehmes widerfuhr. „Haben Sie nicht gehört? Herr Kaufmann A. Wächter! Wie lange meinen Sie, daß der noch Ihre Geschäfte besorgt? Mahlzeit! Wofür hat man einen Schwiegervater, der in brasilianischem Golde schwimmt?“

Die anderen Herren pflichteten dem bei.

„Er ist seit Jahren in Ihrem Geschäft und kennt die Kundschaft. Mit Redwitz' Geld kann er Ihnen schlimme Konkurrenz machen,“ meinte Schmidt.

Seiffert wurde schweigsam. Ein über das andere Mal fuhr seine Hand über die gefurchte Stirn. Noch vor Ablauf der üblichen Zeit trat er den Heimweg an.

Als er sein Geschäftslokal durchschritt, begegnete ihm Alex Wächter. „Könnte ich Sie wohl einen Augenblick sprechen, Herr Seiffert?“

Der alte Junggeselle war wütend. „Was wünschen Sie?“ fragte er schroff.

„Ich möchte mir erlauben, meine Stellung zum Quartalsschluß zu kündigen.“

„Es ist gut! Sie können gehen!“ fauchte Seiffert Witwe & Sohn den jungen Mann an. Dann machte er mit kurzer Wendung Kehrt und lief nach seiner Privatwohnung. Aechzend ließ er sich in den großen Sorgenstuhl fallen. „O, die Schlange! Und ich habe sie an meinem Busen groß gezogen!“ —

Der Redakteur des Stadtblattes nebst Anzeiger für die Umgegend von Hasselfelde war zugleich gelegentlicher Berichterstatter einer hauptstädtischen Zeitung. Selbstverständlich ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehen, über die Millionenerbschaft ausführlich zu berichten. Auf diese Art fand die Nachricht um so leichter den Weg durch die Tagespresse, als Ort und Namen nicht geheim gehalten wurden. So kam es, daß Redwitz während der Rückreise

von Hamburg, nachdem er seine Angelegenheit erledigt hatte, in der auf dem Bahnhof erstandenen Zeitung einen ganzen Roman las, der ihm eine beneidenswerte Rolle zuwies.

Er ließ das Blatt sinken und blickte nachdenklich zum Fenster hinaus. Lange dachte er nach. Zeit genug war dazu vorhanden trotz der Schnelligkeit des Zuges. Allmählich nahm sein Gesicht einen immer lustigeren Ausdruck an. Als er in Berlin wieder festen Boden betrat, ertappte er sich sogar dabei, daß er ein übermütiges Liedchen vor sich hin summte, das ihm aus seiner Jugend im Gedächtnis geblieben war.

Der erste Weg führte ihn ins Telegraphenamt, wo er an Elsa depeschierte, daß er Geschäfte halber einige Tage in Berlin bleiben müsse.

Die Drahtnachricht traf unmittelbar vor Schluß der Post in Hasselfelde ein. Der Vorsteher des Amtes nahm sie an sich, um sie selbst in der Wohnung des Glücklichen abzugeben, an der sein Weg ihn vorüberführte. Zuvor aber trat er in die Huthsche Brauerei, um einen Trunk zu thun. Am Stammtisch nahm er einen Augenblick Platz.

„Wer bekommt die Depesche?" fragte der Strumpfwirker, indem er auf das blaue Couvert in der Hand des Beamten deutete.

„Herr Redwitz telegraphiert an Fräulein Elsa."

Tiefes Schweigen folgte den Worten.

Der Wirt, welcher wie die gesamte Stammgesellschaft vor Neugierde brannte, klopfte auf den Busch.

„Sie kennen natürlich den Inhalt?"

„Ein Geheimnis ist nicht dabei," versetzte der Beamte. „Herr Redwitz wird geschäftlich einige Tage in Berlin festgehalten."

„Versteht sich eigentlich ganz von selbst, er muß doch

das Vermögen anlegen," meinte der Gerichtsſchreiber. „Bin übrigens neugierig, was er für Papiere kauft. Man wird's ja wohl erfahren. Ein alter Fuchs iſt der Redwitz, das muß man ihm laſſen, und bei der Bank war er lange genug, um das Geſchäft zu verſtehen."

— — — — — — — — — — — —

In der Hauptſtadt kaufte der vielbeneidete alte Herr einen feuerfeſten und diebesſicheren Geldſchrank, den er ſofort nach Haſſelfelde ſenden ließ. Nachdem er einige recht heitere Tage in Geſellſchaft ſeiner Bekannten aus früheren Jahren verlebt und bei dieſem Verkehr eine auffallende Vorliebe für Geſpräche über Staatspapiere verraten hatte, fuhr er ſeelenvergnügt nach Hauſe.

Der Geldſchrank war ſchon vor ihm eingetroffen und erregte ungeheures Aufſehen. Gehört hatte ganz Haſſelfelde von ſolchem Möbel der reichen Börſenleute ſchon, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte es ſelbſt Seiffert Witwe & Sohn nur in hauptſtädtiſchen Comptoiren. Für den eigenen Gebrauch genügte ihm ein eiſenbeſchlagenes Wandſpind mit Sicherheitsverſchluß.

Als der Geldſchrank durch die Straßen gefahren wurde, öffneten ſich Fenſter und Thüren, wo er vorüber kam. Mit ſchier ehrfürchtigem Staunen folgten ihm die Blicke. Die Straßenjugend lief in dichten Rudeln dem Wagen nach und ſah darauf verwundert zu, wie das ſchwere Möbel in die Höhe gewunden wurde*). Man hatte die Fenſter zur Wohnung ausgehoben, um den Schrank hineinbringen zu können. Nachdem er verſchwunden war, trug Haſſelfelde das Gefühl erhebender Sicherheit in ſich, der braſilianiſche Schatz könne ihm nicht mehr entriſſen werden. Mehr oder weniger beſtimmt glaubte jeder, daß auch für ihn etwas davon abfallen müſſe.

*) Siehe das Titelbild.

3.

Nachdem der erste Aerger über die Kündigung seines Geschäftsführers, der aus einem treuen Helfer ein gefährlicher Konkurrent zu werden drohte, verraucht war, faßte Seiffert einen Entschluß, aus dem er außer großer Beruhigung zugleich die Ueberzeugung schöpfte, daß er trotz allem der gewiegteste Geschäftsmann in ganz Hasselfelde war. Es galt, den Spieß umzudrehen und seinerseits den Segen der Redwitzschen Erbschaft zu ernten, statt die Beute desselben zu werden. Er war wohlhabend genug, um ohne Geschäft von seinem Gelde leben zu können, und hatte bei seinem Alter keineswegs das Bedürfnis, sich in einen Konkurrenzkampf mit dem jungen Wächter einzulassen, der, „in Seiffertscher Schule" heraugebildet, ihn mit Hilfe der dort erlernten Geschäftspraxis bekämpfen würde. Ihm gehörten Speicher, Böden und Lagerräume, die der andere erst bauen mußte. Ließ er es dahin kommen, so verlor sein Eigentum die Hälfte an Wert. Deshalb handelte er am schlauesten, wenn er Wächter das ganze Geschäft aufzuhängen suchte. Gelang ihm das, so hatte er selbst den Vogel abgeschossen, war des Aergers und der Konkurrenz mit einem Schlage enthoben. Seine einzige Sorge ging dahin, Wächter und dessen Hintermann Redwitz für diesen Plan zu gewinnen.

Der erste Vorstoß in dieser Richtung gewann Gestalt in einem prächtigen Strauß, zu dem er die Rosen eigenhändig in seinem Garten schnitt. Mitten zwischen denselben steckte seine Visitenkarte mit der Inschrift: „Der glücklichen Braut ehrerbietigst gewidmet von Seiffert Witwe & Sohn, Agentur und Kommission." Die Braut bezw. Tochter der Männer, mit denen er zu rechnen hatte, mußte er vor allen Dingen günstig stimmen. Entschlossen, ohne Zögern vorzugehen, ließ er dem ersten Schritt sofort den zweiten folgen.

Als Redwitz nach ſeiner Heimkehr zum erſtenmal am Stammtiſch erſchien, fand er den Eckplatz im Lederſofa mit

einem Gewinde aus Blumen und Eichenlaub behängt. Seiffert bekannte ſich ſogleich zur Urheberſchaft und bat um

die Erlaubnis, zu Ehren des Heimgekehrten ein Fäßchen Bier auflegen zu dürfen.

Ein Redner war der sechzigjährige Junggeselle nicht, weshalb er sich rechtzeitig mit dem Gerichtsschreiber in Verbindung setzte. Derselbe rühmte beim ersten Glas in bewegten und schwungvollen Worten den Segen der Freundschaft überhaupt und die Herzlichkeit am Stammtisch im besonderen. Nachdem er noch das Notwendigste über die Ehre gesagt, von der sich die Tafelrunde durch die Mitgliedschaft eines so ausgezeichneten und verdienstvollen Mitbürgers wie Herr Redwitz durchdrungen fühle, welchem allgemeinen Empfinden Herr Seiffert, in Firma Seiffert Witwe & Sohn, durch Stiftung eines Fäßchens vom edlen Gerstensaft so sinnvoll Ausdruck gegeben, schloß er mit der Aufforderung zu einem kräftigen Hoch auf Herrn Redwitz und das liebe, verehrte Brautpaar, dem Glück und Segen auf allen Wegen blühen möchten.

Seiffert wollte nicht zögern, das glühende Eisen zu schmieden. Nach seiner Heimkehr setzte er Alex Wächter dadurch in Erstaunen, daß er in liebenswürdigster Weise die Hand auf seine Schulter legte und wohlwollend zusah, wie er Ziffern in das dicke Buch schrieb. Die Verwunderung des jungen Mannes wuchs, als ihn sein Chef einlud, mit ihm in die Privatwohnung zu kommen, und ihn dort freundlich zum Sitzen nötigte.

Seiffert begann beinahe väterlich zu sprechen. „Sie wollen sich selbständig machen, lieber Wächter. Ich begreife das. Als älterer Freund erlaube ich mir einen Vorschlag, den ich Sie in Erwägung zu nehmen bitte. Natürlich werden Sie in dem von mir betriebenen Geschäftszweige thätig sein. Ich bin immerhin in den Jahren, daß ich mich gern und ohne Groll vom Geschäft zurückziehe, zumal ich weiß, daß das alte Haus unter der neuen Leitung zu weiterer Blüte gelangen wird. Kurz, ich

ſchlage Ihnen vor, mein Geſchäft, ſo wie es liegt, zu übernehmen."

Alex Wächter hätte eher den Einſturz des Himmels als dieſes Anerbieten erwartet. Er kannte genau die feſte Grundlage der Firma. Der Gedanke, ſie könne ihm gehören, trieb ihm das Blut ſchneller zum Herzen. Der Rückſchlag folgte ſofort. Woher ſollte er das Geld nehmen? Natürlich war ihm bekannt, was ſich die Leute über ſeines künftigen Schwiegervaters braſilianiſche Erbſchaft erzählten, aber ſeine Braut und ihr Vater hatten kein Wort über die Sache verloren. Was ſollte er antworten?

Dem Chef des Hauſes entging weder der wechſelnde Geſichtsausdruck, noch das Zögern ſeines Beamten. Er zog daraus ſeine Schlüſſe und freute ſich, daß er ihn überrumpelt hatte, bevor er mit Redwitz Rückſprache nehmen konnte. „Was ſagen Sie zu meinem Vorſchlag, lieber Wächter?"

„Ich danke Ihnen unendlich für Ihr Vertrauen, Herr Seiffert, aber woher ſollte ich die Mittel nehmen, um das Geſchäft zu kaufen?"

Der alte Junggeſelle dachte an den Geldſchrank und kniff die Augen zuſammen. Was Alex Wächter ſagte, ſchien ihm eine wenig geſchickte Ausflucht. Wie naiv von dem jungen Manne, ihm auf dieſe Weiſe entſchlüpfen zu wollen! Mittelloſigkeit, wenn der Schwiegervater auf Goldbarren ſitzt! Lächerlich! Aber loslaſſen durfte er nicht! Wer mochte wiſſen, was Redwitz für geheime Pläne hatte! Der junge Menſch war unbeholfen und ließ ſich jedenfalls leichter breitſchlagen. „Ueber das Geld machen Sie ſich nur keine Sorge, lieber Wächter. Wann iſt Ihre Hochzeit mit Fräulein Redwitz?"

„Wir haben den zweiten Oktober feſtgeſetzt."

„Gut," ſagte Seiffert, „dann können wir die Umſchreibung des Grundſtücks am dritten Oktober vornehmen."

„Aber das Geld, Herr Seiffert?“

Der Chef hatte einen neuen Gedanken. Er brauchte kein Kapital, und nirgends ſtand ſein Vermögen ſicherer als bei dem Schwiegerſohn des alten Redwitz. „Ich will Ihnen etwas ſagen, lieber Wächter. Die geſamte Kaufſumme bleibt im Geſchäft ſtehen, ich müßte ſie doch wieder anlegen, und bei Ihnen weiß ich ſie in guten Händen. Sie verzinſen mir das Geld mit fünfeinhalb Prozent.“

„Mit fünf Prozent, Herr Seiffert!“

„Abgemacht! Sie ſollen nicht über mich klagen! Alſo fünf Prozent. Am Tage nach Ihrer Hochzeit mit Fräulein Redwitz findet die Umſchreibung ſtatt. Einverſtanden?“

„Die Summe müßte eine Reihe von Jahren unkündbar ſein, damit ich Zeit gewinne,“ ſagte Alex Wächter, dem der Kopf zu ſchwindeln begann.

„Sieh den Schäker, er will nicht anbeißen!“ dachte Seiffert. „Wahrſcheinlich hat Redwitz andere Pläne.“ Dann ſtimmte er kräftig zu. „Das iſt ſelbſtverſtändlich! Bei pünktlicher Zinszahlung bleibt das Geld fünf Jahre unkündbar. Sind Sie nun zufrieden?“

„Ich weiß nicht, wie ich mir Ihre Freundlichkeit erklären ſoll. Zuvor hätte ich gern —“

„Mit meinem Schwiegervater geſprochen!“ ergänzte Seiffert im ſtillen. „Das ſollſt du eben nicht, guter Freund. Der alte Redwitz würde natürlich bar zahlen, und dann muß ich mein Geld mit drei Prozent in Staatspapieren anlegen, ſtatt jetzt fünf Prozent zu erzielen. Du kommſt nicht fort, bis alles in Ordnung iſt.“ Laut ſagte er dann: „Ich denke, wir ſind jetzt einig, lieber Wächter, alſo laſſen Sie uns die Sache in den Hauptpunkten zu Papier bringen, dann iſt ſie erledigt!“

So geſchah es.

Als Alex Wächter, trunken vor Glück, um eine Stunde Urlaub bat, um mit dem unterſchriebenen Papier zu Elſa

zu fliegen, ſah ihm ſein Chef mit überlegenem Lächeln nach. „Lauf nur, guter Freund! Der alte Redwitz wird fluchen und wettern, aber Seiffert Witwe & Sohn iſt früher aufgeſtanden! Mein Geſchäft iſt gut verkauft, und das Geld verzinſt ſich prachtvoll.“ ...

Elſa hörte den Bericht jubelnd an, Redwitz ſchaute mit kaum merklichem Lächeln auf den blinkenden Geldſchrank. Als Alex Wächter geendet hatte, ſprach der alte Bankbeamte gewichtige Worte.

„Glauben und Vertrauen ſind die Stützen des kaufmänniſchen Lebens! Woher ſie kommen? Sie liegen in der Luft, ſie ſuchen förmlich einen Gegenſtand, an den ſie ſich klammern dürfen. Sieh dir den Geldſchrank an, Alex! Kein Menſch außer mir weiß, was darin iſt. Für jeden enthält er ſo viel, als ſeine Einbildungskraft hineinlegt, und darauf baut ſich ſein Glaube. Hauptſache iſt, daß niemals der leiſeſte Hauch das Vertrauen erſchüttert. Maßlos wie die Zuverſicht, iſt auf der anderen Seite die Angſt. Iſt ſie einmal geweckt, kann niemand ſie bannen. Das ſtolzeſte Gebäude ſtürzt zuſammen, ſobald der Glaube an ſeine Dauerhaftigkeit ſchwindet. Das mußt du immer bedenken!“

* * *

Unter den Bewohnern von Haſſelfelde waren die Vermutungen geteilt, ob Redwitz ſeiner Tochter die Ausſtattung einer Prinzeſſin anſchaffen werde, oder ob es beim guten Bürgerbrauch ſein Bewenden haben ſolle. Die Vertreter der letzten Meinung blieben im Recht. Man fand, daß dieſe Beſcheidenheit den Mann und ſein Haus ziere. Nichts berührt unangenehmer, als wenn jemand ſeinen plötzlichen Reichtum protzig zur Schau ſtellt. Die Geſchäftsinhaber des Städtchens waren doppelt zufrieden. Luxusgegenſtände hätten ſie nicht liefern können. Wären ſolche

gewünscht worden, so hätte sich der Segen des Geldschranks nach außerhalb ergossen.

Das Interesse für die vaterstädtische Industrie wurde rühmend anerkannt, um so mehr, als Redwitz die Ausstattungsgegenstände bar bezahlte, was in dem kleinen Orte, wo leider die schädliche deutsche Kreditgeberei in höchster Blüte stand, erstaunlich war. Die Hochachtung vor dem alten Bankbeamten und den Seinigen blieb, wenn überhaupt der Steigerung fähig, in beständigem Zunehmen. Hier und dort wurden Stimmen vernehmbar, es sei vielleicht an der Zeit, einen Mann wie Redwitz zum Ehrenbürger von Hasselfelde zu ernennen.

4.

Der Nimbus der brasilianischen Erbschaft übertrug sich nach Elsas Hochzeit und der Geschäftsübernahme durch Alex Wächter auf die Räume, wohin der Geldschrank alsbald gebracht wurde. Redwitz behielt sich in demselben nur ein Fach vor, dessen Schlüssel er niemals aus der Hand gab.

Das öffentliche Wohlwollen ergoß sich strommeise über die Firma Wächter & Comp. Besonders aus der unbekannten „Compagnie" wehte es wie ein Hauch brasilianischen Goldes. Der Wirkung vermochte sich niemand zu entziehen.

Eine Bank gab es nicht in Hasselfelde. Die Gutsbesitzer der Umgegend holten mit Vorliebe den Rat des Herrn Redwitz ein, wenn es sich um An- und Verkauf von Papieren handelte. Schon nach Ablauf des ersten halben Jahres sah sich das Geschäft gezwungen, eine besondere Bankabteilung einzurichten. Schließlich übertrug man der Firma alles, was nur entfernte Beziehungen zum Handel mit Wertpapieren hatte. Arm und reich beeilte sich, seine Ersparnisse und Kapitalien von Wächter & Comp. verwalten zu lassen.

275449A

Genau zum Schluß des fünften Geſchäftsjahres erhielt Seiffert von Wächter & Comp. die Nachricht, daß ihm die Kaufſumme für das Geſchäft ausbezahlt werden ſolle. Der alte Junggeſelle geriet darüber in helle Beſtürzung. Er war beim Zinsgenuß recht bequem geworden. Was ſollte er in aller Welt mit dem Kapital anfangen, von dem er jetzt ſo ſichere und gute Renten bezog! In ſeiner Ratloſigkeit begab er ſich ins Comptoir. Erleichtert ging er nachher zum Stammtiſch: aus alter Freundſchaft wollte die Firma ſein Geld zu vier Prozent im Bankgeſchäft behalten.

Das Glück blieb der braſilianiſchen Erbſchaft treu. Die Geſchäftsverbindungen des Hauſes dehnten ſich fort und fort aus, geſtalteten ſich immer einträglicher. Induſtrielle Unternehmungen, bei denen die Firma beteiligt war oder die ſie ganz in der Hand hielt, führten einen Aufſchwung des Städtchens herbei, den früher niemand für möglich gehalten hatte. Selbſt das Stadtblatt nebſt Anzeiger für die Umgegend von Haſſelfelde erſchien in täglicher Ausgabe.

Um ſo anerkennenswerter war es, daß Wächter & Comp. nach wie vor in einfacher Weiſe fortlebten. Nicht als ob ſie auf jede Bequemlichkeit verzichtet hätten! In der Nähe des alten Schützenhauſes erwarben ſie ein hübſches Grundſtück, wo ſich unter ſchattigen Bäumen bald eine geſchmackvolle Villa erhob. Dort verlebte Alex Wächter mit ſeiner ſchönen Gattin glückliche Stunden, dort wuchſen ihnen drei liebliche Kinder heran, dort ſaß der alte Großvater Redwitz, dem das zunehmende Alter die Thätigkeit im Geſchäft verbot, gar gern im Sonnenſchein und freute ſich, wenn ſeine Enkel ſich im Grünen tummelten.

Seinen achtzigſten Geburtstag beging der Greis unter der herzlichſten Teilnahme von ganz Haſſelfelde. Selbſt aus der Ferne trafen Glückwünſche ein.

Leider sollte er diesen Tag nicht lange überleben. Umgeben von den Seinigen entschlief er. Unter seinem Nachlaß fand sich ein geschlossener Brief. „An meine Kinder!"

Ueber die Schulter ihres Gatten gebeugt, las Elsa mit demselben zugleich die letzten Worte des greisen Vaters.

„Wenn ihr diese Schrift vor Augen habt, bin ich nicht mehr unter euch, ihr Lieben, aber ich scheide in dem Bewußtsein, daß ihr glücklich seid. Ihr findet nun auch die brasilianische Erbschaft. Sie betrug nur viertausend Mark, aber sie hat uns Segen gebracht. Die Legende von den Millionen entstand ohne mein Zuthun. Als sie einmal vorhanden war, widersprach ich ihr nicht. In dem Geldschrank erblickten die Leute eine Bestätigung dessen, wovon sie vorher überzeugt waren. Ich handelte als Kaufmann, der seinen Kredit durch Repräsentation befestigt und mehrt. Dich, lieber Alex, wußte ich des Vertrauens würdig, darum durfte geschehen, was die Leute freiwillig thaten. Nicht nur ihr, meine Kinder, die ganze Stadt hat dabei gewonnen. Ich scheide von euch mit unbeschwerter Seele. Seid ferner glücklich und gedenkt des euch segnenden Vaters!"

Elsa schlang die Arme um den Hals ihres Gatten und zerdrückte eine Thräne der Rührung. Alex Wächter aber zog sein Weib an sich. „Ich ahnte längst, was jetzt Gewißheit ist. Der Vater hat niemand getäuscht, denn jeder muß wissen, wem und warum er vertraut. Die Sicherheit liegt zuletzt doch nur im Charakter der Menschen. Darum laß uns weiter arbeiten im Bewußtsein und mit dem Willen, das Vertrauen der Leute zu verdienen."

Hollands erſte Handelsſtadt.

Rotterdamer Federzeichnungen. Von **Franz Weſtege.**

Mit 14 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Von Antwerpen kommend, gelangt man in zweieinhalbſtündiger Fahrt über Dortrecht nach Rotterdam, das die zweitgrößte Stadt und der wichtigſte Handelsplatz der Niederlande iſt und von der hochgelegenen Bahn und der prächtigen Maasbrücke dem ankommenden Fremden gleich ein höchſt anziehendes Bild mit regem Leben und Verkehr darbietet. Die Stadt liegt in der Provinz Südholland an der Mündung des Rotteflüßchens in die hier bereits ſehr breite Maas, 18 Kilometer von deren Mündung in die Nordſee. Sie iſt rings von zahlreichen induſtriellen Anlagen umgeben und dehnt ſich am rechten Maasufer in Geſtalt eines beinahe gleichſchenkeligen Dreiecks aus, deſſen ſüdöſtliche Grundlinie der Fluß iſt, während das Delftſche Thor die Spitze bildet.

Rotterdam beſitzt drei Bahnhöfe; es iſt Knotenpunkt der Linien nach Amſterdam, Breda und dem Haag, die durch Eiſenbahnbrücken über die Maas und den Koningshaven, ſowie durch einen mitten durch die Stadt führenden Viadukt miteinander verbunden ſind. Durch ihre günſtige Lage iſt die mit dem 1886 einverleibten Delfshaven gegen

Der Große Markt in Rotterdam mit dem Erasmusdenkmal.

230 000 Einwohner zählende Stadt der natürliche Seehafen des gesamten Rhein- und Maasgebietes; ihre Verbindung mit dem Meere ist vermittelst des Kanals durch den Hoek von Holland oder den Nieuwen Waterweg wesentlich erleichtert worden. — Den Verkehr begünstigen die trefflichen Häfen, die es den Seeschiffen ermöglichen, bis mitten in die Stadt zu gelangen, und die schon ohne den 1894 vollendeten neuen Rheinhafen 70 Hektar mit 20 Kilometer Quailänge bedeckten.

Altes Haus am Nieuwe Haven.

Namentlich dieser lebhafte Schiffsverkehr macht die Stadt für den Binnenländer sehr interessant. An eigentlichen Sehenswürdigkeiten und Ver-

gnügungsetablissements bieten freilich andere holländische Städte, in erster Linie natürlich Amsterdam, mehr, weshalb Rotterdam von eigentlichen Touristen weniger häufig besucht wird. Eben deswegen dürfte es aber wohl am Platze sein, den geneigten Leser zu einem Rundgange durch die Stadt unter unserer Führung einzuladen.

Ziemlich inmitten der Stadt ist der sogenannte Große

Der Leuve Haven.

Markt gelegen, der freilich zum größeren Teil nur eine Brücke ist, die einen Kanal überwölbt, in dessen Nähe alles feilgeboten wird, was die Haushaltungen täglich für ihre Küche bedürfen. Auf diesem Platze erhebt sich das von H. de Keyser geschaffene Bronzestandbild des berühmten Gelehrten Erasmus von Rotterdam, der in dieser Stadt am 28. Oktober 1467 das Licht der Welt erblickte und in der Nacht vom 11. zum 12. Juli 1536 zu Basel

ſtarb. Sein eigentlicher Name war Gerhard Gerhards, holländiſch Geert Geerts; er gilt für den umfaſſendſten und geiſtreichſten Humaniſten des 16. Jahrhunderts und hat ſich unvergängliche Verdienſte um die Belebung der klaſſiſchen Studien erworben. Das Denkmal wurde ihm im Jahre 1622 von ſeiner Vaterſtadt errichtet; es ſtellt den Gelehrten im Doktortalar, mit dem Barett auf dem Haupte, in einem Folianten leſend dar. Den Kindern von Rotterdam wird ſcherzhafterweiſe erzählt, daß Erasmus in ſeinem Buche jedesmal eine Seite umſchlage, wenn er auf dem nahen Laurenziturme die Mitternachtſtunde ſchlagen „höre“.

Nördlich vom Großen Markt führt die Hoogſtraat (Hochſtraße) vorüber, eine der belebteſten Verkehrsadern von Rotterdam mit vielen ſchönen Läden, ehemals ein langer Damm, der die Stadt gegen den Fluß hin abſchloß und ſie gegen Ueberſchwemmungen ſchützte. Zwiſchen der Hochſtraße und der Maas erſtreckt ſich jetzt die eigentliche Handelsſtadt; nördlich davon liegt die alte Binnenſtad, das Handwerker- und Krämerviertel mit engen Gaſſen, in denen aber auch hübſche Häuſer zu finden ſind. Das übrige iſt die Buitenſtad (Außenſtadt), die ſich prächtig an dem wogenden Strome hinzieht.

In der von der Hochſtraße zur nördlich davon gelegenen Großen Kirche führenden Querſtraße bezeichnet ein kleines Standbild das Geburtshaus des Erasmus. Die Groote Kerk oder Laurentiuskirche iſt ein gotiſcher Ziegelbau aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts und in neuerer Zeit reſtauriert. Im Innern ſind die marmornen Grabmäler einiger holländiſcher Seehelden, des Vizeadmirals Witte Corneliszoon de With (geſt. 1658), des Vizeadmirals Cortenaer (geſt. 1665) und des Contreadmirals van Brakel (geſt. 1690), ſehenswert, deren Adelswappen aber die Scharen der erſten franzöſiſchen Republik

Aufgang zur Maasbrücke.

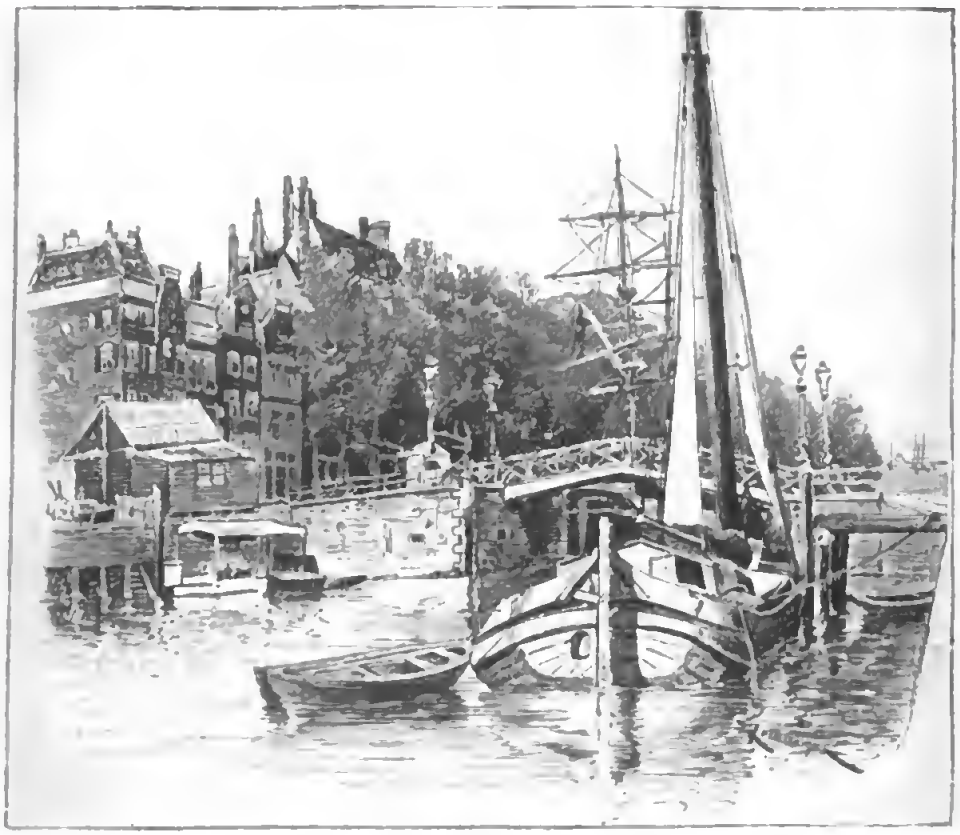
mit barbarischer Wut zerstört haben. Berühmt ist die große Orgel der Laurenzikirche, die drei Klaviaturen, 72 Register und 4762 Pfeifen hat.

Wer das ganze Stadtbild von Rotterdam überschauen will, kann nichts Besseres thun, als den 90 Meter hohen Turm dieser Kirche zu besteigen, der gleich einer ungeheuren Säule ohne Spitze von allen Seiten hoch über die Dächer emporragt. 326 steinerne Stufen sind zu erklimmen, oben wird man aber durch die weite, herrliche Aussicht reichlich belohnt. Rings das Rundbild der Stadt, deren einzelne Bestandteile sich klar und deutlich abzeichnen; die Kanäle, welche die ganze Stadt durchziehen; die Häfen: der Oude Haven, der Nieuwe Haven mit interessanten alten Häusern, der Leuve Haven, der Wijn Haven u. s. w.; die zahlreichen Brücken: außer der zum linken Maasufer führenden Eisenbahnbrücke und der imposanten Willemsbrug die Draibrug, Leuvebrug, Houtbrug u. s. w. Zahllose Schiffe und Boote gewahren wir auf der Maas und in den Häfen und Kanälen, die so tief sind, daß sogar schwer beladene Ostindienfahrer unmittelbar an den mitten in der Stadt gelegenen Magazinen löschen können. Die Haupthandelsartikel bilden Kaffee, Zucker, Reis, Tabak, Thee und Gewürze. Sehr stark entwickelt ist auch der Lokalverkehr. Jährlich laufen an 5000 Seeschiffe und gegen 77 000 Flußschiffe ein. In Bezug auf Handel und

Die Draibrug.

Verkehr wird Hollands erſter Handelsplatz auf dem Kontinent nur von Hamburg und Antwerpen übertroffen.

Von Norden nach Süden durchſchneidet die ganze Stadt in einer ſcharfen Linie der oben erwähnte Viadukt, auf eiſernen Stützen und ſteinernen Unterbauten die Eiſenbahn tragend; auf langen Brücken zieht er ſich auch über die

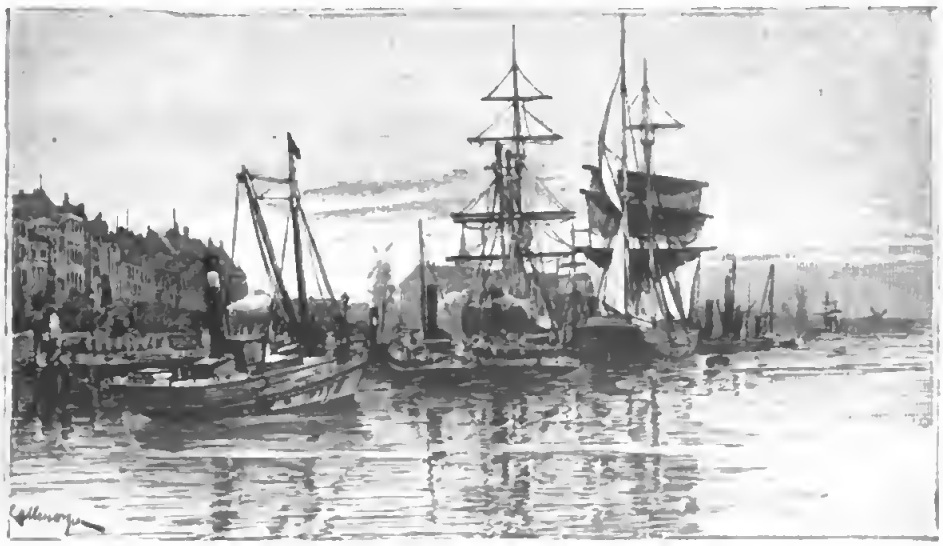


Der Nieuwe Haven.

Maasarme hin, welche die Inſeln Noordereiland und Feijenoord umfaſſen. Weiterhin aber dehnt ſich um dieſes Bild der Stadt, über deren Dächer die Türme von 25 Kirchen ſich erheben, bis in ſcheinbar endloſe Ferne eine grüne Ebene aus, von Flußläufen und Kanälen durchzogen, mit Landhäuſern und Windmühlen beſäet. Ueberall zeigt dieſe Landſchaft, in der jede belangreiche Bodenerhebung fehlt, den gleichen Charakter; nach verſchiedenen

Richtungen hin ziehen ſich ſchnurgerade Alleen, und die Türme von Briel, Schiedam, Delft, Haag, Leiden, Gouda, Dortrecht u. ſ. w. ſind am Horizont ſichtbar.

Urſprünglich hatte der Turm der Laurenzikirche eine hölzerne Spitze, die aber im Jahre 1645 durch das jetzige flache Dach erſetzt wurde. Es war das kurz vor der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, unter dem auch die Niederlande ſchwer zu leiden hatten. Der Weſtfäliſche Friede brachte dann Holland endlich die erſehnte Unab-



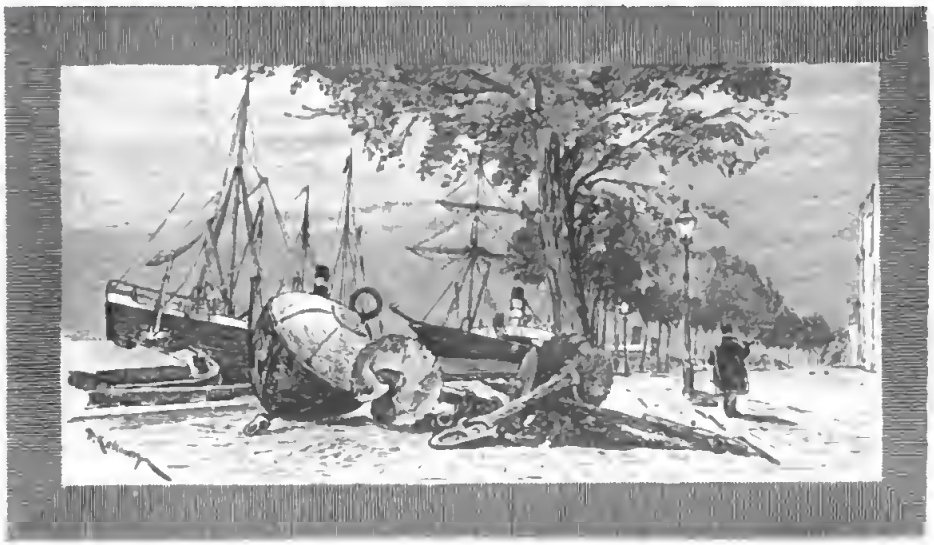
An der Oſterkade.

hängigkeit, und damit begannen auch ſeine ausgedehnten Eroberungen im Handel und Kolonialweſen. Die meiſten Vorteile daraus zogen Amſterdam und Rotterdam, erſteres Norddeutſchland, letzteres Mittel- und Süddeutſchland mit ſeinen Waren verſorgend.

Rotterdam beſaß aber dazumal noch nicht einmal ein Zehntel ſeiner gegenwärtigen Größe, wie es ſich überhaupt verhältnismäßig ſpät entwickelt hat. Es wird erſt ſeit dem 11. und 12. Jahrhundert genannt und bekam 1272 Mauern und 70 Jahre hernach Stadtrecht. 1480 nahm Franz v. Brederode die Stadt ein und verteidigte ſie

An den Boompjes längs der Maas.

gegen den Erzherzog Maximilian. Als sie eben recht aufzublühen begann, nahmen sie im Jahre 1572 die Spanier durch Verrat ein und plünderten sie gründlich aus. 1580 bekam Rotterdam Sitz und Stimme im Parlament der Staaten von Holland. Auch die Franzosen hausten wiederholt übel in der Stadt, die dann aber seit dem Sturze des ersten Napoleon sich mächtig zu heben begann. Handel, Schiffahrt und Gewerbefleiß gingen rasch in die Höhe und

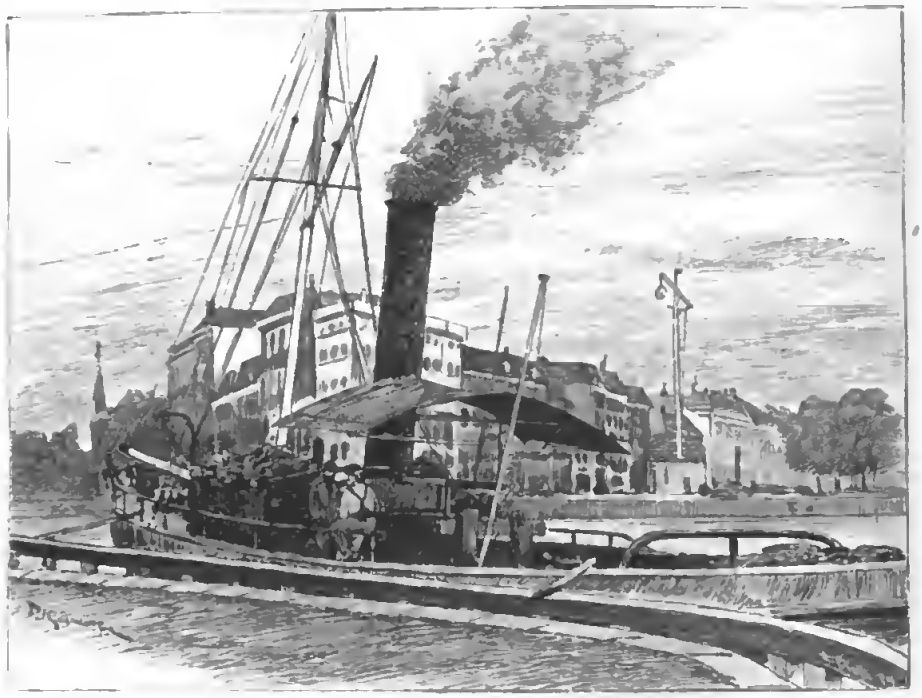


An der Willemskade.

nahmen einen Aufschwung, der selbst Amsterdam überflügelte und dem des benachbarten Deutschlands entsprach: Rotterdam bildet ja den großen Rheinhafen am Ausflusse unseres Stromes in das Meer. Es steht mit den Rheinhäfen bis Mannheim, auf der Maas mit Venloo und zur See mit Bremen, Hamburg und Stettin, sowie mit allen wichtigeren Handelsplätzen inner- und außerhalb Europas in regelmäßiger Dampferverbindung. Rotterdam ist ein Hauptmarkt für Getreide und Kolonialwaren, besitzt aber auch bedeutende Fabriken, namentlich Maschinenfabriken, Zuckersiedereien, Genever- und Likörbrennereien,

Tabak- und Metallwarenfabriken u. s. w. Noch immer weiter dehnt sich die Stadt aus, wovon uns ein Gang durch die Stadtteile hüben und drüben an der Maas bald überzeugt.

Es ist eine anziehende Wanderung zwischen den verschiedenen Wasserbecken und vorüber an den zahlreichen Werften. Fast ein Dutzend Hafenbecken zählt man auf



Schlepper am Willemsplein.

der rechten Maasseite; auf der anderen liegen nicht so viele, dafür aber größere, um die sich rings Schienenwege zur Beschleunigung des Warenverkehrs ziehen. Eine Brücke folgt auf die andere, immerwährend hört und sieht man Schleusen sich öffnen oder schließen und sieht Seedampfer aus- und einlaufen. Speicher, Dampfkräne, Schwimmdocks, Elevatoren, Schleppdampfer sind in Menge vorhanden, und 1894 wurde auch eine elektrische Zentralstation angelegt. Die stattlichen Neubauten an der Maas (Nieuwewerk), im Anschluß an den älteren Quai,

der „de Boompjes“ (die Bäumchen) heißt, weil er mit Bäumen beſtanden iſt, zeichnen ſich durch ſchöne Bauart und den regſten Verkehr aus und gewähren von der Waſſerſeite einen wirklich prachtvollen Anblick.

Die Menge friſchen Baumgrüns, das man ſich überall in den Gewäſſern ſpiegeln ſieht, bildet einen Vorzug Rotter-

Muſchelverkäuferin.

dams vor den meiſten Seeſtädten. Faſt das ganze linke Maasufer entlang ziehen ſich Bäume, von der Oſterkade (Kade = Quai), die Reihe der ſchon erwähnten Boompjes entlang, bis zur Willemskade und dem Willemsplein (Plein = Platz). In der Nähe der Willemskade liegen zwei Anſtalten, die ganz dem Seedienſt gewidmet ſind. Zunächſt der niederländiſche Jachtklub mit einem ſehr

sehenswerten Museum, das eine Sammlung auf das Seewesen bezüglicher Gegenstände vom 17. Jahrhundert an und eine permanente Ausstellung von Neuheiten auf diesem Gebiete enthält. Dann auf der anderen Seite des Veerhavens das Zeemanshuis oder Seemannsheim, in dem es viele verwitterte Seebären giebt, die von ihren Abenteuern unter den Wilden auf den Inseln des malaiischen Archipels oder im Polarmeer ein hübsches „Garn zu spinnen" verstehen. Wenige Schritte weiter gelangt man in den westlich an der Maas sich ausdehnenden Park, der einen äußerst angenehmen Spaziergang gewährt, zumal des Morgens, wenn er noch ziemlich einsam ist. In seiner Mitte erhebt sich ein von Strackée ausgeführtes Marmordenkmal des Dichters Hendrik Tollens (geb. 1778 in Rotterdam, gest. 1856). Er ist ein Lieblingsdichter der Holländer und war Kaufmann in seiner Vaterstadt.

Wäscherinnen an einem Kanal.

Das Denkmal eines anderen Mitbürgers erhebt sich im Innern der Stadt auf dem Hogendorpsplein, auf dem vormittags der Blumenmarkt abgehalten wird: das Standbild des niederländischen Staatsmannes Gijsberg Karel van Hogendorp (geb. 1762, gest. 1834) von Geefs. Die Inschrift auf dem Denkmal rühmt ihn als den „Vorkämpfer des freien Handels" und „Verfasser von Niederlands Grundgesetz".

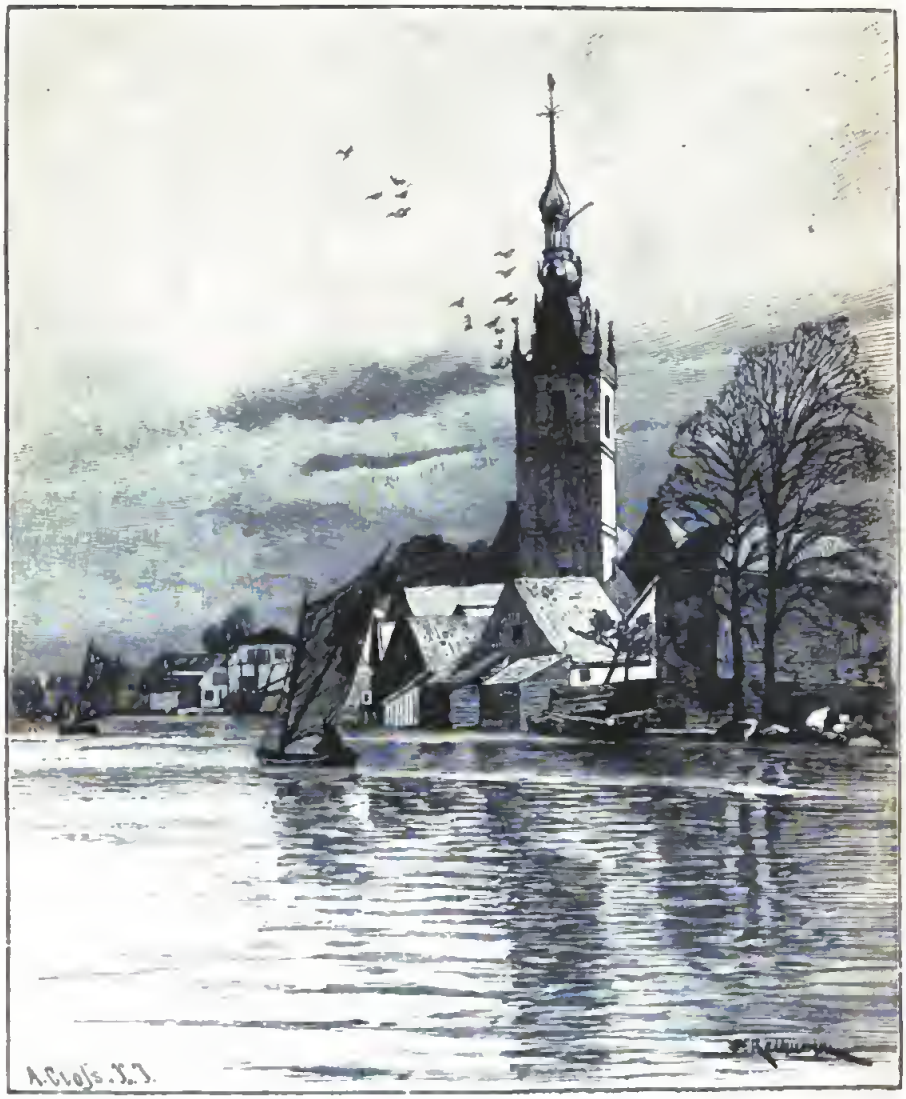
Hinter diesem Denkmal liegt das Museum Boymans, mit einer Sammlung von Werken durchweg niederländischer Meister, die zwar hinter den Galerien im Haag

und in Amſterdam weit zurückſteht, aber doch immerhin ſehr ſehenswert iſt. Das alte Gebäude wurde im Frühjahr 1864 vom Feuer verzehrt, wobei nur 163 Bilder, noch dazu alle mehr oder weniger beſchädigt, gerettet werden konnten, und über 300 Gemälde, namentlich die größeren, nebſt zahlreichen Kupferſtichen und Zeichnungen vernichtet wurden. 1867 war der Neubau fertig, und die Sammlung iſt ſeitdem durch Käufe und Schenkungen wieder auf 350 Nummern gebracht worden. Sie enthält hervorragende Werke von Rembrandt, Eckhout, Bol, den beiden van der Velde, Hals, Aalbert, Cuyp und Ruisdael. Der Bau umſchließt außerdem das ſtädtiſche Archiv und die ſtädtiſche Bibliothek.

Andere Sehenswürdigkeiten der Stadt, die wir auf unſerem Rundgange nicht überſchlagen dürfen, ſind: das Rathaus (1823 bis 1833 erneuert) mit ſeiner Eintrittshalle von joniſchen Säulen, der mit bronzenen Reliefs geſchmückte neue Seefiſchmarkt und die 1722 nach Adriaen van der Werffs Plänen erbaute Börſe, ein Sandſteinbau, der einen mit Glas bedeckten und von Säulengängen umgebenen geräumigen Hof umſchließt. In den oberen Räumen befindet ſich eine Sammlung phyſikaliſcher Apparate und die Bibliothek der Bataviſchen Geſellſchaft. Weſtlich von der Börſe liegt das Poſt- und Telegraphengebäude, gegenüber dem großen, hochgelegenen Bahnhof, Beursſtation; der Börſenplatz iſt Ausgangspunkt der Straßenbahnlinien.

Erwähnenswert ſind ferner das Muſeum für Völkerkunde, das neue Krankenhaus, die Irrenanſtalt, mehrere Armenhäuſer u. ſ. w.; der mit Skulpturen geſchmückte Brunnen auf dem Nieuwe Markt, der 1874 zur Erinnerung an den zwei Jahre vorher feſtlich begangenen dreihundertſten Jahrestag der niederländiſchen Unabhängigkeitserklärung errichtet worden iſt; das Denkmal des In-

genieurs Stieltjes auf Noordereiland und das des kühnen Seehelden Piet Hein in Delfshaven, sowie die hübsche Passage im Renaissancestil, 1878 bis 1879 nach Plänen des



Dorf bei Rotterdam.

Architekten J. C. van Wijk in der Korten Hoogstraat erbaut; das andere Ende mündet nahe beim Hogendorpsplein. Nicht zu vergessen ist endlich der zoologisch-botanische Garten (Diergaarde), einer der vorzüglichsten in Europa, ganz im Norden der Stadt, draußen vor der

Digitized by Google

Delftsche Poort, dem einzigen von den alten Stadtthoren, das zur Erinnerung stehen gelassen worden ist.

Ein solcher Gang durch die Stadt, wie wir ihn vorstehend angedeutet haben, bietet dem Fremden viel des Interessanten und Sehenswürdigen, er gewahrt auf Schritt und Tritt, daß er sich in einer Großstadt mit gewaltigem Handelsverkehr und in einer reichen Stadt befindet. Man sieht, daß die Rotterdamer nicht knausern, wenn es sich um öffentliche Interessen und Bauten handelt. Auch ihre Plätze verstehen sie zu zieren — nur hervorragende Kunstwerke älterer Epochen darf man in ihren Straßen nicht suchen, denn alles in dieser blühenden See- und Handelsstadt trägt das Gepräge der Neuzeit, in der Rotterdam seine hohe Bedeutung gewonnen hat.

Kleine Petroleumschuite.

Um so eigenartiger und malerischer aber sind die Ansichten und Eindrücke des modernen seestädtischen Lebens, die der Fremde auf seiner Wanderung gewinnt und die jeden, der ein offenes Auge besitzt, oft veranlassen werden, seinen Schritt zu hemmen und betrachtend und beobachtend stehen zu bleiben. Bald sind es große Bilder, zusammengesetzt aus Schiffen und Wasser, Straßen und Gebüsch, dann wieder kleine Ansichten des Fluß- und Kanalgewerbes, von den fleißigen Wäscherinnen bis zu der Miesmuscheln feilbietenden Verkäuferin.

In der Umgegend von Rotterdam fehlt es nicht an Lustorten, wie Crooswyck, Portegat, die Yfselmondsche Veer

und andere. Am anziehendſten iſt eine Fahrt die Maas hinunter, ſei es auf der einen oder der anderen Seite. Ohne Unterlaß wechſeln da die herrlichſten Strombilder miteinander ab, und an den Ufern laden ſtattliche Gehöfte und ſaubere Dörfer, die aus dem Grün hervorlugen, zur Einkehr ein. Die Rotterdamer Hafenanlagen reichen in dieſer Richtung, wie man auf einer ſolchen Fahrt ſieht, abwärts bis Delfshaven, wo ſich der Petroleumhafen befindet.

Blut um Blut.

Eine dalmatiniſche Dorfgeſchichte. Von **Ivan Kovir.**

1. (Nachdruck verboten.)

Auf der Höhe der graunackten Bergmaſſen, welche die großartigſte der Einbuchtungen des vielgegliederten ſüddalmatiniſchen Beckens von Cattaro, die Baja di Riſano, umſchließen, am Rande einer faſt unmittelbar über dem Küſtenſtädtchen gleichen Namens emporſtarrenden zackigen Schroffe, hielt eine kleine Morlakkenkarawane.

Sie war in der ſengenden Sonnenglut des Nachmittags den gen Ubalac emporführenden Felſenpfad hinangeſtiegen und eben im Begriffe, ſich hinter einer ſchattenſpendenden, meſſerſcharf aufragenden Felſenzacke zu lagern. Während die Weiber ſich damit beſchäftigten, einige klapperdürre Eſel, die ſie mit ſich führten, von den ſchweren Laſten zu befreien, lehnten die männlichen Glieder der Geſellſchaft, alt und jung, ihre langläufigen Büchſen ſorgſam gegen den Felſen und ſtreckten ſich dann, die beſchwerliche Arbeit der Weiber mit Gleichmut verfolgend, nieder auf das nackte Geſtein.

Die Gruppe bot ein weniger freundliches als vielmehr maleriſches Bild. Die tiefgebräunten Weiber waren angethan mit dem hellen Wollrock, der von den Schultern

bis zu den Knöcheln niederfiel, die Füße steckten in buntgebänderten Opanken, und auf den tiefschwarzen Haarflechten saß das tuchumschlungene Barett. Unter dem weitfaltigen Ueberrock leuchteten grellbunte Jacken hervor, an denen seltsam geformte metallene Zieraten niederbaumelten. Es war eine Art festtäglicher Bekleidung, denn sie waren, was sie nur selten unternahmen, nach dem Küstenstädtchen zu Markt gezogen, ihre kärglichen Feldfrüchte, die Erträgnisse eines arbeitsreichen Frühjahrs, auszubieten und dafür etwas Wein, Stoffe und sonstige Haushaltungsbedürfnisse einzutauschen. Die Männer und Knaben trugen blaue, grobtuchene Fustanellen, eng anliegende, bis zu den Hüften reichende, phantastisch bestickte Jacken, um die Mitte des Leibes den schwarzen, messingverzierten Waffengürtel, mit dem scharfgeschliffenen Yatagan und den silberausgelegten Pistolen, auf den kahlrasierten Köpfen den morlakkischen Kopfbund.

Während einige der Weiber kleine Stücke Maisbrot und rohe starkduftende Zwiebeln verteilten, die von der Gesellschaft begierig hingenommen wurden und ungeteilte Anerkennung zu finden schienen, hatte die Aelteste einem der mitgeführten Weinschläuche kunstgerecht geöffnet und den dickroten Weinstrahl in enghalsige Kürbisflaschen gleiten lassen, die alsbald von Mund zu Mund kreisten. Bald hatte sich aller eine gewisse Behaglichkeit bemächtigt, unablässig gurgelte der herbe schwere Küstenwein durch die Kehlen, die Zungen, welche durch die Anstrengungen des beschwerlichen Aufstieges gar sehr an den Gaumen geklebt haben mochten, lösten sich.

„Sing uns ein Lied, Alte!“ erinnerte polternd ein hagerer, derbknochiger Mann mit ergrautem Schnurrbart, dem die Weinröte bereits in das scharfgeschnittene Gesicht gestiegen war. „Ein lustig' Lied!“ bekräftigte er, und nötigte das Weib, dem seine Worte galten, zum Trinken.

Die Alte langte kräftig zu, neſtelte geſchäftig an ihrem Weinſchlauche und lagerte ſich dann inmitten der anderen; eine kurze Weile wiſchte ſie bedächtig mit ihrem Aermel an den weinroten Lippen und hub dann an in langgezogenen monotonen Tönen:

„Die Traube lockt unterm grünen Blatt;
Der Wein macht durſtige Kehlen glatt.
Drei Weiber ſitzen im Gartenhaus
Und leeren vergnügt die Becher aus.
Gluckgluck, gluckgluck!

Die eine vertrinket ihr Schleierlein,
Die zweit' einen Ring von Golde fein,
Die dritte trinket noch zwei-, dreimal,
Vertrinket ſogar ihren Ehegemahl.
Gluckgluck, gluckgluck!"

„Gluckgluck, gluckgluck!" wiederholte der Alte mit rauhjauchzender Stimme, „ſolang noch etwas in den Schläuchen iſt!" Er ließ aus ſeiner Kürbisſchale den vollen Reſt durch die Kehle rinnen; dann entnahm er einer gefalteten Wolldecke, die neben ihm lag, eine der landesüblichen primitiven Bratſchen und begann zum Klange der Saiten in melancholiſchen getragenen Tönen zu ſingen von der Schönheit der Berge, von den Feinden, die in dieſer Felſenwildnis ſeit mehr als tauſend Jahren unzähligemal bezwungen wurden, von dem Ruhm und den Heldenthaten der Väter und Urväter.

Mit ſtummer Begeiſterung lauſchten die Knaben, die zu ſeinen Füßen ſich niedergelaſſen hatten, und als er tiefaufatmend geendet, da baten ſie ihn, zu erzählen von ſeinen eigenen Kriegsthaten.

Wohlgefällig nickte er ihnen zu, erhob ſich und trat mit ihnen hart an den Rand des Abſturzes... in der Tiefe lag das Städtchen Riſano noch im Sonnenglanze, blaugrün leuchtete das Becken von Morinji, und dahinter

glitzerte violettgolden ein Stückchen der Baja di Teodo aus scharfprofiliertem Felsenkranze hervor. Noch weiter im Hintergrunde leuchtete die offene See, unter rosigen Wölkchen und langgezogenen Purpurstreifen sich verlierend in blaugraue Dämmerfarben, während gegenüber, in den Felskulissen und zerrissenen Schluchten der Krivoscie, hier und dort bereits leichte Schatten flatterten. Lange ließ der Alte den Blick auf der Landschaft ruhen, endlich deutete er mit dem schwarz geräucherten Tschibuk vor sich nieder in die Schluchten, bald hier-, bald dorthin, und erzählte der stumm aufhorchenden Jugend, wie vor Jahren im Kampfe um das Althergebrachte das ganze Land zu den Waffen gegriffen habe und die Kaiserlichen die Schroffen hinangestiegen seien. Er zeigte ihnen, wo die Büchsen knallten, schilderte, wie mit der größten Erbitterung Schritt um Schritt gekämpft wurde, bis die Brüder in den Bergen der Uebermacht kaum mehr standzuhalten vermochten, daß sie zum letzten Mittel, zu den Steingeschossen, greifen mußten, die hier oben am Rande des Absturzes zu Hunderten aufgeschichtet lagen, und, als jene immer härter bedrängt wurden, Tod und Verderben bringend zu Thal sausten. Er berichtete ferner, daß solche Steinlawinen insgeheim noch heute am Rande des Absturzes aufgeschichtet wären, so daß es für den Eingeweihten ein leichtes sei, sie durch einfache Vorrichtungen aus ihrer Ruhe zu heben.

Indem er wieder thalab deutete, den Weg und die Wirkung der Steine zu bezeichnen, gewahrte er, daß auf dem Felsenpfade, just in der Fluglinie der Lawine, ein Wanderer emporgestiegen kam. An ihm erläuterte er das Exempel: daß die Felsenstücke, einmal losgelassen, in immer größeren Bogen sich überschlagend hinabstürzen würden, und daß in dem Falle der Mann da unten unfehlbar des Todes wäre.

Unterdessen hatten die Weiber das Trinkgeräte gesam-

melt und verſorgt, den Weinſchlauch unter Verband gelegt und ſich den müde auf das Geſtein hingelagerten Eſeln zugewendet, ſie aufs neue zu beladen; eine heiſer bellende Stimme gemahnte den Alten an den Stand der Sonne. Dieſer warf dem Emporklimmenden an der Schroffe unten noch einen prüfenden Blick zu, nahm ſeine Waffen und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Unter rauhem Anrufen und mit der Spitze eiſenharter Stöcke wurden die Tiere angetrieben, und in gemeſſenem Trotte zog die kleine Karawane auf ſchmalem Saumwege zwiſchen grauen, verwetterten Felsblöcken und wild gelagertem Steingeröll weiter.

Sie mochte noch keine halbe Stunde Weges hinter ſich haben, als in ihrem Rücken ein tremolierender langgezogener Ruf ſich vernehmen ließ.

Der Alte hielt und lauſchte. „Beim heiligen Antonio!“ rief er, „wußt' ich's doch, 's iſt einer von Ubalac!“ und mit rauher Stimme gab er denſelben Ruf zurück.

Nicht lange, und es kam ein junger, hochgewachſener Mann dahergeſchritten, in der Rechten einen gewaltigen Prügel, in der Linken ein umfangreiches Bündel.

„Fala Isuse — Gelobt ſei Jeſus!“ grüßte er die inzwiſchen Haltengebliebenen, als er auf wenige Schritte herangekommen war.

„U vick — In Ewigkeit!“ antworteten die Nächſtſtehenden, indem ſie ihn neugierig und doch mit mißtrauiſcher Zurückhaltung betrachteten.

„Wollt ihr einen einſamen Wanderer nicht mit des Weges nehmen?“ begann der Fremde, indem ein ungewiß flackerndes, erwartungsvolles Lächeln über ſein Geſicht ſich breitete, das mit den männlich ſchönen, markigen Zügen, den blitzenden Augen unter buſchigen Brauen den Eingeborenen zwar nicht verleugnete, durch ſeine bartloſe Glätte aber und die übergeſtülpte Mütze den Matroſen kennzeichnete. „Wir haben, ich wette, dasſelbe Ziel!“

„War mir's doch —" hub der Alte an, brach aber mitten im Satze ab und ließ wie zuvor den Blick fragend auf dem Fremden ruhen.

„Juro Milogej, Alter, du hörst, ich kenne dich — du hatteſt einſt die ſchärfſten Augen im Dorfe," begann wiederum der Fremde, indem er ſich, auf ſeinen Prügel geſtützt, breitbeinig vor dem alten Manne aufpflanzte.

„Beim heiligen Antonio," rief dieſer und hielt das Mundſtück ſeines langen Tſchibukrohres vor die Stirn, „auch ich ſollte dich kennen, und wahrlich —"

„Beſinne dich, will dir auf die Spur helfen. Sind nicht vor etlichen ſechs Jahren drei junge Mannsleute im Dorfe ausgehoben worden? Sie entſchieden ſich für die Marine und gingen nach Pola. Bisher ſind nur zwei davon zurückgekehrt."

„Es iſt Ivan, der Sohn des Ovrenowitſch," ließ ſich jetzt eine weibliche Stimme vernehmen.

„Erraten, der bin ich," beſtätigte der junge Mann, ließ den Prügel zur Seite fallen und ſtreckte dem Alten die Hand entgegen, die dieſer ergriff und kräftig ſchüttelte; dann traten die übrigen Männer und auch die Weiber heran, den Ankömmling zu begrüßen.

„Wie die junge Brut von heute ſich verändert," knurrte der Alte kopfſchüttelnd, „wenn ſie etliche Jahre außer Land geweſen ... ſiehſt ganz ſo aus wie ein feiner Kaiſerlicher."

„Kein Wunder! Man wird eben ein anderer, ſo man ſechs Jahre lang und mehr alltäglich unter fremder Zucht und unter harten Ruten ſteht," und ein finſterer Zug zeigte ſich bei dieſen Worten im Geſichte des jungen Mannes. „Es iſt unter den Boots- und Steuermaaten nicht wie zu Hauſe beim Vater und der Mutter."

„Glaub's gerne," beſtätigte der Alte, während Männer und Weiber ſich zum Weitermarſch anſchickten und die beiden folgten, „haben uns nicht umſonſt gewehrt gegen

die neuen Geſetze. Man hat in Ubalac lang nicht einen ſo frohen Menſchen geſehen, wie Milan Smolojew, da er vor zwei Jahren wieder zurück war in den heimatlichen Bergen."

„Und der andere?"

„Nicolai Guſka? — Den hat's nicht lange gelitten im Dorfe, ließ ſich anwerben als Rondar*) in einem Neſte unten bei Caſtelnuovo."

„Wohl ihm, je weiter von mir, je beſſer — ſoll mir nicht in den Weg geraten, der Schurke."

„Hat dich in die Tinte geſetzt bei den Herren in Pola?"

„Iſt ein elender Schwätzer, ein verächtlicher Angeber, dieſer Bube. Hat Milan nichts davon berichtet?"

„Wohl, und dem Nicolai oft widerſprochen; doch der beſaß von je ein größer Maul; ließ das wenigſte gelten."

„Daß ich's ihm krumm ſchlage," knurrte der junge Mann und erhob drohend die geballte Rechte.

„Du ſeieſt ſelbſt ſchuld an deinem Ungemach, behauptete er, durch deine Liebſchaft und deine Händel."

„Liebſchaft!?" fuhr der junge Mann zornig auf und brach dann in eine höhniſche Lache aus. Plötzlich aber ernſt werdend ſagte er: „War eine Sache beim Weinkruge, unter erhitzten Köpfen ... war eine Dummheit, aber konnte nicht anders handeln!"

„Nun wohl, wirſt ſie ja jetzt zum Schweigen bringen, die böſen Mäuler, oder beſſer: laß ſie reden und kümmere dich um dein und deines Bruders Erbe."

„Iſt nicht alles zum beſten im Hauſe meines Vaters?" fragte der junge Mann.

„Nicht ſo ſchlimm damit — deines Bruders Weib iſt fleißig; haſt dich aber genug umzuthun, bis alles unter euch geordnet iſt und im rechten Gange."

---

*) Polizeiſoldat, bäuerliche Sicherheitswache.

Schweigend gingen die beiden nebeneinander her. Der Alte ſtocherte bedächtig in ſeinem Tſchibuk, Ivan ſah verdrießlich vor ſich hin, ſeine Züge heiterten ſich allmählich aber wieder auf, als er die Blicke prüfend über das Felſenwirrſal und nieder auf die blauen Seen der Bocche gleiten ließ. „Keine Stunde mehr," unterbrach er mit einem Klange von Innigkeit, wie im Selbſtgeſpräch, das Schweigen, „und endlich bin ich wieder in der Heimat."

„Ja, noch wird die Sonne nicht ganz nieder ſein," ſagte der Alte, „und du biſt wieder zu Hauſe."

„Wahrlich, man iſt in meinem Alter kein Knabe mehr, aber je mehr ich die Berge bis in ihre einzelnen Spitzen wiedererkenne, je mehr kann ich ein Gefühl der Rührung nicht bemeiſtern."

„Wär' auch ſchlimm, wollteſt du dich deſſen ſchämen."

„Der Himmel und die Heiligen mögen mich davor bewahren!"

„Kein ſchöner' Ding auf Erden, als das Dorf, wo man geboren iſt."

„Ein wahres Wort!"

„Wo man die eigene Mundart redet."

„So iſt es!"

„Kann man ſich's auch ſchwer erklären, um ſo tiefer fühlt man's."

„Und ſo Gott will, ſoll mich nichts wieder von hinnen treiben."

„Bau deinen eigenen Herd, wie Milan es gethan."

„Er hätt' es ſchon?"

„Hat eine eigene Kuka*) ſich geſchaffen, und glücklich ſcheint er mit dem jungen Weibe."

„Haiho! Beweibt? Das hat ſich ſchnell gemacht. Wer iſt es, die er heimgeführt?"

---

*) Bauernhütte.

„Nun wer — rate!“

„Wie ſoll ich?“

„Kennſt doch die jungen Dirnen alle.“

„In dieſen vielen Jahren iſt mir manches aus dem Sinn gekommen. Milan und ich waren einander, wie ſelten zwei, in Freundſchaft zugethan, doch daß ihm eine beſonders wäre wert geweſen, darüber hat er nie auch nur ein Wort geredet. Wer iſt's?“

„Teuta, die Tochter des Zuppanowitſch!“

Wie vom Blitz getroffen hielt der junge Mann an. Blutlos war ſein Geſicht geworden, und ein unheimliches Feuer ſtieg auf in ſeinen Augen.

Auch der Alte ſtand ſtill und ſah verwundert nach ihm hin.

„Was iſt dir?“ frug der endlich, als jener ein ums andere Mal die Farbe wechſelte.

„Was mir iſt?“ ziſchte der Matroſe, und eine Blutwelle ſchoß ihm nach der Stirn und nach der Wange. „Was du ſagſt, Alter, das iſt erlogen!“

„Erlogen? Wäg deine Worte, junger Fant!“

Hochgerötet trat jener hart heran und ließ die Fauſt mit voller Wucht auf des Alten Schulter niederfallen: „Und ich ſage dir, Juro Milogej, du lügſt!“

Der Alte wußte nicht, wie ihm geſchah, und ſuchte die ſchwere Fauſt zu löſen. Doch dieſe faßte kräftiger noch zu und ſchüttelte ihn ohne Erbarmen.

„Laß ab!“ ſchrie der Alte.

„Nimm dein Wort zurück, ich ſage dir, du lügſt!“ keuchte der andere und drang mit wildem Ungeſtüm auf ihn ein.

Nun war es auch mit Milogejs Geduld zu Ende. Mit raſchem Griff hatte er den Handſchar dem Waffengürtel entriſſen und hielt ihn drohend erhoben. „Laß ab, Hund von einem Knaben,“ ſchrie er zornerfüllt, „iſt dir dein

Leben lieb. Laß ab! — Bei meinem Seelenheil, ich ſprach die Wahrheit!"

Glanzlos wurden die Augen des anderen, alles Blut war ihm wieder aus dem Geſicht gewichen; kraftlos fiel die Fauſt von des Alten Schulter nieder, die hohe Geſtalt ſchwankte, taumelnd trat er zurück.

Schnell ſteckte der Alte die Waffe wieder weg, um dem jungen Manne beizuſpringen.

Doch dieſer wehrte entſchieden ab. „Laß mich!" ſchrie er. „Fort! Deine Leute rufen!"

Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, ohne ſich umzuſehen, bog er ſeitwärts in die Steinhalde und kletterte empor an den Felſentrümmern.

Wohl ein Dutzend Mal mahnte ihn der Alte laut rufend zur Umkehr, doch umſonſt, er erhielt keine Antwort; kopfſchüttelnd folgte Milogej endlich ſeinen Leuten.

2.

Ivan eilte, ohne ſich über den Zweck ſeines Beginnens klar zu ſein, immer haſtiger weiter. Das Gelände flachte ſich bald ab, wurde aber zerriſſener und wilder. Felsklotz reihte ſich an Felsklotz, kreuz- und quergelagert, übereinander getürmt, dann wieder trichterförmige Mulden bildend. So weit das Auge ſah, nichts als das dämoniſch wirkende Bild der weiten troſtloſen Felſenöde, nirgends eine Spur von Erdreich, kein Baum, kein Strauch zu erblicken. Oft waren die Felſentrümmer zu den ſeltſamſten Formen zerwaſchen, nur fingerſchmale ſcharfe Kanten erlaubten den Fuß aufzuſetzen, hier hart bei einander liegend, dort weit geſpannt. Nur der ſprunggewandte Eingeborene dieſer Berge vermochte hier in ſolcher Schnelligkeit vorwärts zu gelangen. Und immer wilder wurde Ivans Lauf, bis die plötzlich eintretende Dämmerung die Umriſſe des großen weiten Felſenwirrſals mehr und mehr zuſammen-

ſchrumpfen, es als eine einzige graue, ungewiß ſchwankende Fläche erſcheinen ließ, und ſeinem Naſen ein Ziel ſetzte.

Keuchend hielt er an, ſeine Blicke flogen ſuchend umher, nach Atem ringend ließ er ſich endlich nieder. Den Kopf in die Hand geſtützt, verſank er in dumpfes Brüten.

Wie war es nur, was der Alte geſprochen unten auf dem Saumwege? Er mühte ſich, jedes einzelne ſeiner Worte in das Gedächtnis zurückzurufen, ſich voll bewußt zu werden, was ſo plötzlich über ihn hereingebrochen war. Doch ihm war wirr und wüſt im Kopfe, die Pulſe hämmerten, er konnte die Flut der ſtürmenden Gedanken nicht zuſammenfaſſen; ſie verwoben unklar ſich zu einem einzigen großen ſchmerzlichen Gefühl bitterſter Enttäuſchung, und ihm überließ er ſich in ſeiner Erſchöpfung.

Die kurze Dämmerung war eingetreten, die Schatten der Nacht hatten ſich herniedergeſenkt. Ein kühler Luftzug erhob ſich, und mit ihm ſchwanden auch die letzten ſchattenhaften Umriſſe der nächſten Umgebung. Die Tiefe der Dunkelheit war vollſtändig, ſie wandelte ſich aber allmählich wieder zu einem nebelhaften Grau. Das poröſe Geſtein, auf welches die Sonne tagüber brennend niedergeſtrahlt, wurde feucht, es ſchien zu dampfen; ringsum war Grabesſtille, nicht der leiſeſte Laut ließ ſich vernehmen.

Auch in Ivan war es allmählich ruhiger geworden, noch ſaß er, die Augen bedeckt mit den Händen. Innen aber war es leichter geworden, Bilder, längſtvergeſſene und friſcherlebte, ſtiegen in ihm auf und rundeten ſich zu ſeeliſcher Empfindung, die ſich weich und lind um ſein Herz legten.

Wie war ſie doch ſein Liebling geweſen, Teuta, die Tochter des Nachbars Zuppanowitſch, von Kind an! Schon als kleiner Knabe hatte er ſie in ſein Herz geſchloſſen, als ſie auf den ausgemergelten Flieſen der Hütteneingänge mit bunten Steinen ſpielten oder im Schatten der Oliven-

bäume aus den Blättern der dürftigen Granatapfelhecke dem ſtruppigen Hausköter Kränze flochten; als ſie ſpäter mit den Alten zu Felde zogen, um unter mühevoller Arbeit dem ſteinigen Boden die kärglichen Feldfrüchte abzutrotzen; als ſie die Ziegen zur mageren Weide trieben, zum Klange ihrer Glöcklein auf zackigen Höhen und buſchigen Terraſſen ſeltſam melancholiſche Lieder ſangen. Wie hatte er ſie ſpäter bei den wilden Spielen der halbflüggen Jugend gegen die Roheiten der Dorfjungen in Schutz genommen, wie ſie ihm denſelben durch kindliche Zuneigung gelohnt! Er ſelbſt war, wie alle Rangen des Dorfes, ein wilder Burſche geweſen, voll Temperament und ungezügelter Raufluſt, erfüllt von Hochmut und bengelhaftem Trotz. Doch wie zerſchmolz ſeine Leidenſchaftlichkeit, wenn ihn aus ihren dunklen Augen ſtrafende Blicke oder von ihren Lippen vorwurfsvolle Worte trafen. Er liebte ſie mehr als ſeine eigenen Geſchwiſter, unbewußt, daß es eine Liebe gäbe, eine Liebe werden könne, die tiefer gründe als die Liebe zur Schweſter.

Als er dann ein Jüngling geworden, ſie mit einem Male zur Jungfrau herangereift war, als Brauch und ſtarre Sitte mancherlei Schranken legten, da ſchien es, als ob eine Entfremdung zwiſchen ihnen Platz gegriffen hätte. Oft wollte ihn bitteres Weh beſchleichen, wenn ſie ſeinen gelegentlichen Aufmerkſamkeiten ſichtlich aus dem Wege ging; zornige Eiferſucht regte ſich in ſeinem Herzen, wenn er zu bemerken glaubte, daß die Burſchen die Blicke zu ihr erhoben. Wenn aber bei feſtlichen Gelegenheiten draußen vor dem Dorfe auf freiem Platze die Bratſche erklang oder er ſich bei den Klängen der Kololieder, unter den johlenden Beifallsrufen der Alten, mit ihr im Reigen drehen durfte, wenn das feingeſchnittene Köpfchen, auf dem kokett die Mütze ſaß, ſich zu ihm erhob, aus ihrem ovalen Antlitze der Blick der kohlſchwarzen Augen ihn voll traf,

dann glaubte er in ihnen leſen zu dürfen, daß ſie ihm noch immer ſo gut war wie vordem. Und ſeltſam, je mehr er ſich deſſen ſicher fühlte, deſto mehr wuchs ſeine Schüchternheit, je weniger fand er den Mut, ſich ihr in traulicher Weiſe zu nähern.

Als dann ſeine Aushebung erfolgte, der Tag angebrochen war, vom heimatlichen Dorfe und den Seinen auf Jahre Abſchied zu nehmen, als er das letzte Mal vor ihr ſtand, da wollte er ihr ſagen, ſie möchte treu ſein gedenken, bis er wieder käme, bis er eines Tages Einlaß begehre zum gaſtlichen Mahle ihres Vaters. Er ſah in ihren Augen eine Thräne aufſteigen, die ſich allmählich den dunkelbewimperten Lidern entrang und langſam über die Wange rollte, er wollte vergehen vor Weh, wollte ſprechen, doch ſeine Zunge war ſchwer wie Blei, auch ihm umflorten ſich die Augen. Die Kameraden riefen — ſtumm reichte er ihr die Hand und ging.

Und dann war er mit den beiden anderen fortgezogen nach Pola. Hart war ihn die erſte Zeit angekommen, bis er ſich, fern von der Heimat, fern von ſeinem Liebſten, hineingefunden hatte in das neue fremdartige Verhältnis, in die militäriſche Zucht und Ordnung. Still in ſich hielt er ſein Geheimnis bewahrt, ſelbſt zu ſeinem Freunde Milan hatte er nie davon geredet. Wohl war er von den beiden mit mancherlei Stichelreden bedacht worden, die darauf hinaus liefen, daß er ſein Herz zu Hauſe in den heimatlichen Bergen gelaſſen, wenn er an dienſtfreien Abenden bei ihren anfänglich gemeinſamen Beſuchen der Matroſenkneipen träumeriſch hinter dem Weinkruge geſeſſen. Doch ſeine gelegentlichen Zurückweiſungen hatten die beiden nach und nach entwaffnet. Mit Nicolai Guſka war er durch dienſtliche Vorgänge wider Willen bald in ein getrübtes Verhältnis geraten, und es war ihm gerade recht, daß ſie zu Ende ihrer Rekrutenzeit an Bord verſchiedener Schiffe kamen.

Von da an hörten die drei kaum noch voneinander, bis er nach mehreren Jahren und verschiedenen weiten Fahrten zum letztenmal in Pola anlief. Schon stand die Entlassung in die Heimat in naher Aussicht. Da ward er eines Tages einem Landdepot zugeteilt, in welchem er zum erstenmal wieder mit Nicolai zusammentraf. Die früheren Zwistigkeiten schienen vergessen, und noch denselben Abend wanderten sie Arm in Arm in eine der Osterien, wo es unter den zahlreich anwesenden Matrosen ziemlich hoch herging.

Der schwere istrische Wein galt den zumeist erst von See heimgekehrten fröhlichen Zechern als ein lange entbehrtes Labsal, und sie geizten nicht in seinem Genusse. Bald gingen die Wogen der Stimmung recht hoch, muntere Matrosenlieder wechselten mit derben Scherzen und Späßen. Sie galten nicht zuletzt der schwarzäugigen Marietta, der Aufwärterin, und bald konnte Ivan bemerken, daß sie an ihm besonderes Gefallen zu finden schien. Die Weinlaune hatte es ihm angethan, denn obwohl ihn die Schöne im Grund des Herzens recht kühl ließ, ging er doch ein auf ihre Neckereien, ohne zu bemerken, daß er sich dadurch nicht nur die Eifersucht seines Landsmannes Nicolai, sondern auch diejenige eines Steuermannsmaaten zuzog, der die Sache keineswegs von der leichten Seite zu nehmen schien.

Einige Stichelreden von hüben, die derbe Entgegnung von drüben, und der Streit war fertig. Wohl versuchte Ivan im letzten Augenblicke noch, sich dem Unteroffizier gegenüber klüglich aus der Affaire zu ziehen, doch Nicolai schürte den Streit. Der Maat verschanzte sich hinter seiner höheren dienstlichen Stellung, forderte unbedingte militärische Achtung und drohte ihn zu verhaften. Da regte sich in ihm der wilde Trotz, ein unbedachtes Wort entfuhr seinen Lippen, im nächsten Augenblick fühlte er sich an der Kehle

ergriffen — ein Schlag seiner Faust, und der Maat lag regungslos am Boden.

Seiner Sinne kaum mächtig, verließ er taumelnd das Weinhaus. Sollte er zurückkehren in die Kaserne? Was hatte er verbrochen, was würde ihm geschehen? Ziellos durchstreifte er die Gassen.

Allmählich stellte sich die Ernüchterung bei ihm ein, damit aber wuchs auch die Erkenntnis der Tragweite seiner Handlung und die Furcht vor den Folgen. Da legte sich eine weiche Hand auf seine Schulter, er sah auf und in die Augen Mariettas. Unbewußt hatte er die Porta Marina passiert, eine enge Seitengasse betreten und stand wieder vor dem Weinhause. Sie lud ihn ein, nochmals einzutreten, und willig ließ er sich von ihr führen.

In diesem Augenblick ging der letzte Gast, Nicolai Guska, über die Schwelle; er wollte ihn rufen, doch dieser ging wortlos von dannen. Von Marietta aber fühlte er sich niedergezogen auf eine Bank, und sie strich ihm kosend die Wolken von der Stirne. Der Maat, erzählte sie, sei besinnungslos niedergesunken, hätte sich aber alsbald wieder erhoben und wäre von den Zechgenossen von dannen geführt worden. Ivan solle keine Furcht hegen, sondern die krausen Gedanken verjagen und wieder heiter aus seinen Augen blicken. Ein Wort nur von ihr und der Maat würde schweigen. Er überließ sich ihrem Zureden und trank wieder von dem Weine; sie trieb wie zuvor ihre Neckereien, und er sah ihr lachenden Mundes in die schelmischen Augen.

Plötzlich schreckte ein Geräusch sie auf, der schwere gleichmäßige Schritt einer Patrouille ließ sich draußen auf den Steinfliesen der engen Gasse vernehmen. Sie wollte Ivan verbergen, doch schon öffnete sich die Thür, und wenige Minuten später ward er wegen Urlaubsüberschreitung verhaftet. Gering nur wäre die Strafe gewesen, die

er deshalb erleiden mußte, hätte nicht Nicolai von dem Streite mit dem Bootsmaaten unabsichtlich oder absichtlich geplaudert, der solcherweise zu Ohren der Vorgesetzten gelangte.

Der Tag der Entlassung, dem Ivan mit brennender Sehnsucht entgegengeharrt hatte, nahte heran. Schon am frühen Morgen schollen vom Kasernenhofe die jubelnden Lieder der ausgedienten Mannschaften. Er aber saß oben bei Wasser und Brot hinter verschlossenen Thüren und vergitterten Fenstern. Fröhlicher Dinge zogen die da unten nach der Heimat, er aber sollte bleiben. Immer wilder bäumte er sich auf gegen das herbe Geschick, das ihn betroffen, tolles Rasen überkam ihn, und im überschäumenden Unwillen rüttelte er an den Eisenstäben des Fensters — ein mächtiger Ruck noch, und sie lösten sich aus ihren Lagern.

Der Gedanke an die Flucht stand damit bei ihm fest, und in der folgenden Nacht schon befand er sich im Freien. Wochenlang trieb er sich, von allen Mitteln entblößt, umher, vom Hunger und der Aussichtslosigkeit seiner Flucht gepeinigt, bis er eines Tages dem Spürsinn der Gendarmen erlag und einer noch viel härteren Strafe und der Verurteilung zum Nachdienen entgegenging.

Und dann ...

Stöhnend fuhr Ivan auf, und seine Blicke blieben an der silberglänzenden Scheibe des Mondes haften, die sich soeben über die gespenstisch ragenden Umrisse eines fernen zackigen Höhenzuges majestätisch erhob. Wie mit einem Schlage waren die gähnenden Schatten der Nacht zerstoben und drängten zurück in unzählige Risse und Schlünde. Um ihre Ränder aber phosphoreszierte ein magisches Leuchten, das in lichtflockigen Silberwellen sich fortsetzte und niederflutete über die unzähligen Felsenprofile, das Chaos der bizarren Pfeiler, Zacken und Spitzen, die sich in dieser

mild flackernden Umarmung zu bewegen schienen. Zur Linken ragten geisterhaft massig die Schwarzen Berge des montenegrinischen Hochlandes zum schwarzblauen Himmel empor, durch die Scharten und Geröllschluchten der näher liegenden Höhen aber floß voll die silberne Lichtflut gleich wogenden Wasserstürzen.

Ivan starrte tief ergriffen hinein in den Zauber der Vollmondnacht, der ihm aufs neue zum Bewußtsein brachte, daß er in den geliebten heimatlichen Bergen weilte. Satt wollte er sich trinken an der lange nicht mehr gesehenen, berückenden Phantasmagorie.

Da gellte der Schrei eines aufgestörten Raubvogels schrill durch die unheimliche Totenstille, Ivan erschrak, und scheu flog sein Blick nach oben.

Unmutvoll erhob er sich und streckte die sehnigen Glieder. Er suchte sich zu orientieren, musterte unsicher die nächste Umgebung, dann plötzlich entschlossen, eilte er weiter von Stein zu Stein, dem Lichte entgegen.

Nicht lange, und er sah sich auf einem schmalen Saumwege, der in vielen Windungen durch die Steinwüste führte. Einen Augenblick hielt er an, überlegend, ob er sich rechts oder links wende, dann nahm er die Richtung, die der bisher eingehaltenen entsprach.

Plötzlich stand er wieder still. War das nicht fernes Hundegebell, das soeben an sein Ohr schlug?

Er trat seitwärts vor und sah sich über einem Berghang, tief unten im Mondglanze die Linien terrassiger Kulturen, die silberüberfluteten Dächer von Wohnstätten, ein einzelnes Licht schimmerte noch in den Hütten.

Ein Zittern und Beben überläuft den starken Mann, er scheint zu schwanken, seine Hand sucht tastend nach einer Stütze... da liegt sie vor ihm die Stätte, wo seine Wiege gestanden, das Ziel seiner Sehnsucht, das armselige Bergdorf, das sein Bestes und Liebstes umschloß. Das

Licht, das matt heraufſchimmert, vielleicht galt es ihm, ſollte ihm zeigen, daß zagend die greiſe Mutter um ihn bangt.

Ein wilder Schmerz hub an in ſeiner Bruſt zu bohren, krauſe Gedanken durchwirbelten ſeinen Kopf.

Soll er niederſteigen zu den Seinen, ſich ergeben dem bitteren unabwendbaren Geſchick? Wird er den Mut finden, dem falſchen Freunde zu begegnen, dem Weibe ins Auge zu blicken, das ihm die Treue gebrochen?

Nein, und tauſendmal nein! Niemals kann er mit dieſem ſchneidenden Stachel im Herzen ein erträgliches Daſein finden neben ihrem Glück, niemals wird er vermögen, dieſelbe Luft mit jenen zu atmen, die ihm ſein Lebensglück geraubt.

Fort will er wieder, hinaus als ein freier Seefahrer auf die ihm liebgewordenen großen Waſſer, in eine Welt, die er im Grunde ja als eine beſſere kennen gelernt hatte. Fort wollte er von der heimatlichen Scholle, um in der Erfüllung dieſes Berufes ſein Leid zu vergeſſen, die Ruhe wieder zu finden, Aufgaben zu erfüllen, die ihm jetzt begehrenswerter erſchienen, als da unten in dem halbwilden Dorfe zu verkommen, wo jahraus, jahrein der Hunger ſeinen Umgang hält, den Hunden die Rippen klappern, die Hühner als wandelnde Skelette nach dürftigem Futter haſten und die Ziegen vergeblich ihre Magerkeit unter den zottigen Fellen zu verbergen ſuchen.

Ungeſtüm wendete er ſich zum Gehen, doch wenige Schritte nur, da ſtieß ſein Fuß in der Uebereilung gegen eine ſcharfkantige Felſenklippe; er ſtolperte, ſtürzte, ſchwer ſchlug ſein Kopf auf das Geſtein. Er raffte ſich taumelnd auf, taſtete nach der entfallenen Mütze und ſuchte mit ihr das Blut zu ſtillen, das er warm über Stirn und Wangen rinnen fühlte. Nach einer Weile wollte er abermals weiter. Doch jetzt fühlte er ſich auch in der Seite ver-

letzt. Eine Verwünschung ausstoßend, ließ er sich nieder und preßte die Hände auf die schmerzende Stelle.

Da saß er wieder nächtlich auf einsamer Halde. Zu seinen seelischen Qualen gesellte sich nun auch körperlicher Schmerz. Verdoppelter Unmut erfaßte ihn, und die Zähne aufeinander pressend fluchte er seinem Mißgeschick. Er fühlte in einem Atem das Verlangen, die Welt in Stücke zu zerreißen, und zugleich erzitterte er im dumpfen Gefühl seiner Ohnmacht. Stier vor sich hin brütend hielt er die geballten Fäuste unter das Kinn gestemmt, aufs neue zogen in toller Flucht Bilder durch seine Seele, den Unmut zum Sturme aufwühlend. Allmählich aber verspürte er eine peinigende Ermattung durch die Glieder schleichen, die Augenlider wurden ihm schwer, willenlos sank er und aufseufzend hintenüber. —

Die Sonne hatte sich schon ein gutes Stück über die Wildzacken der Schwarzen Berge erhoben, als Ivan erwachte; er fühlte sich kräftiger, doch sein Kopf schmerzte, seine Augen brannten, das Gesicht war beschmutzt und entstellt vom geronnenen Blute. Verwundert sah er um sich, auf seine blutigen Hände und Kleider.

Allmählich schien er sich seiner Lage bewußt zu werden, er erhob sich und reckte die steifgewordenen Glieder.

Von ferne klang ein melancholischer tremolierender Sang an sein Ohr. Er kannte das Lied, das er dort unten bei der eintönigen Arbeit früher oftmals selbst gesungen hatte.

Wie wohlig und schmerzlich zugleich berührten ihn die heimischen Laute, ihm war sogar, als sollte er die Stimme erkennen.

Er trat vor an den Abhang und sah nieder auf die schmalen Terrassen.

Halb verdeckt durch die Zweige eines knorrigen Olivenbaumes, gewahrte er einen hochgewachsenen jungen Mann, der emsig an den Ranken einer rebenüberzogenen Mauer

band und flocht. Wenige Schritte von ihm sammelte eine schlanke Frauengestalt einiges Gemüse. Jetzt hatte sie es mit trockenen Maisblättern zu einem Bündel vereinigt und rief den Mann an ihre Seite. Sie redeten, lachten und scherzten miteinander.

Ivan sah nieder auf die beiden, die Lippen zusammengepreßt, verzehrende Glut in den Augen.

Da lachte das Weib laut auf, der Mann unten wollte sie erfassen, doch sie entwand sich ihm, neckisch übersprang sie die nächstgelegenen Beete, doch er eilte ihr behend nach. Jetzt hatte er sie erhascht, wirbelte sich mit ihr ein paarmal umher im Kreise, faßte sie um den Leib und hob sie mit jauchzendem Rufe hoch empor.

Aus Ivans Wangen war alles Blut gewichen.

Jetzt ließen unten die beiden voneinander ab, aber noch klang hell herauf ihr Lachen.

Die Frauengestalt wandte sich ihrem Bündel zu, noch ein neckisches Wort flog zu dem Manne hinüber, dieser gab sich den Anschein, als wolle er sie nochmals erhaschen, schnell aber drehte sie ihm den Rücken und lief leichtfüßig nach dem Dorfe. Der Mann sah ihr eine Weile nach und begab sich dann wieder an die Arbeit.

Auch Ivan hatte die Frauengestalt so lange mit den Blicken verfolgt, bis sie hinter den Hütten entschwunden war. Dann galt seine Aufmerksamkeit wieder dem arbeitenden Manne; finstere Entschlossenheit in den Zügen, stieg er zu ihm nieder.

Bis auf wenige Schritte hatte er sich ihm genähert. Dieser sah auf und in das blutentstellte Antlitz. Ueberraschung und Entsetzen sprach aus seinen Mienen und Gebärden; er ließ ab von den Ranken, unwillkürlich umfaßte er den Griff seines Arbeitsmessers.

„Milan Smolojew!“ klang es gepreßt über Ivans Lippen.

Der andere zuckte zuſammen, doch noch immer ſah er ſtumm und unſicher hin nach dem Fremden.

„Es gab eine Zeit, da hätteſt du mir bei einem Wiederſehen ſtets den Willkomm zugerufen, da nannteſt du mich Bruder, deinen beſten Freund.“

„Du — du wärſt Ivan? Wahrlich er iſt es! Sei mir gegrüßt, da du endlich wieder daheim biſt!“

„Will dir keinen Gruß erpreſſen. Behalte, was du nicht frei giebſt!“

„Du ſprichſt in Rätſeln, ich verſtehe dich nicht.“

Ein ſchneidendes bitteres Auflachen war die Antwort.

Verwirrt ſuchte der andere nach Worten. — „Faſt will es ſcheinen, als hätteſt du mir die Freundſchaft gekündigt.“

Ivan entgegnete nichts, aber er ſtieß heftig die dargebotene Hand zurück.

„Du biſt krank, verletzt — wie ſiehſt du aus?“

„Wie einer, der betrogen wurde und beſtohlen.“

„Beſtohlen? Von wem? Woher das Blut?“

„Das Blut?... Von dir — durch dich!“ ſtieß Ivan rauh hervor.

Stumm maßen ſich die beiden Männer, der eine mit verhaltenem Grimm, der andere mit ſteigender Verwunderung und ſcheuem Entſetzen.

„Wer war das Weib, das vorhin von dir ging?“ keuchte Ivan.

„Das war mein Weib!“

„War's Teuta, die Tochter des Zuppanowitſch?“

„Die war's!“

„Die elende Dirne!“

Da flammte der Zorn auch in dem anderen auf und er rief: „Hüte deine Zunge, ſoll ich nicht glauben, daß du verrückt biſt!“

„Verrückt! Ja — verrückt geworden durch dich —

du Hund!“ ziſchte Ivan, und mit dem Satze eines Tigers ſprang er auf den anderen ein.

Dieſer war nicht völlig unvorbereitet und ſtieß ihn mit kräftiger Fauſt zurück. Von neuem aber faßten die Hände Ivans zu, und im nächſten Augenblick umſchlangen ſich die Arme der beiden zu gewaltigem Ringen.

Ivan entwickelte die Kraft des Wahnſinns und drängte den anderen in ſeinem wilden Anſturm Schritt um Schritt zurück; dieſer hielt noch mit der Rechten das Meſſer umſpannt, nur mit dem linken Arm ſich dem Wütenden und ſeiner eiſernen Umarmung widerſetzend.

Immer wilder wurde der Kampf, die Nähte ihrer Kleidung krachten, die Männer ächzten und ſtöhnten; auch Milan ſetzte jetzt ſeine ganze Kraft ein. Er fühlte, es ging um ſein Leben. Jede Muskel, jede Sehne der beiden war aufs äußerſte geſpannt, die Sinne darauf gerichtet, des Gegners Blöße zu erſpähen; da verwickelte ſich Milans Fuß in eine Ranke, die am Boden wuchernd ſich hinzog, er knickte in das Knie, ein furchtbarer Stoß des Gegners, und er flog dröhnend zur Erde.

Im nächſten Augenblick fühlte er den ſchweren Körper Ivans über ſich, um ſeine Kehle klammerte ſich ein eiſerner Griff, ſein Atem, ſein Blut ſtockte, da hob er verzweiflungsvoll den Arm, und mit kräftigem Stoß fuhr das Meſſer tief in des Gegners Rücken.

3.

Vor den Hütten des Dorfes ſtanden müßig die Männer umher, aus ihren Tſchibuks dichte Rauchwolken vor ſich hin blaſend. Die Weiber, mit ihrer Spindel im Arm, ſchwatzten eifrig von den Vorgängen, deren Zeugen ſie ſoeben geweſen. Vor kaum zwei Stunden war Milan Smolojew barhäuptig und verſtört, mit zerzauſten Kleidern die Dorfgaſſe herabgelaufen und hatte die nächſtbeſten Männer

aufgeboten, ihm bei der Bergung des Ivan Ovrenowitſch, der draußen im Gelände liege, behilflich zu ſein. Gefolgt von einem Haufen neugieriger Weiber und Kinder hatte eine Anzahl derſelben ſich eilends aufgemacht, und bald darauf bewegte ſich ein langſam einherſchreitender Zug dem Dorfe zu. Vier der Männer trugen eine aus allerlei Geräten notdürftig hergeſtellte Tragbahre, auf welcher Ivan gebettet lag.

Am Eingange des Dorfes war ihnen ein derbknochiger junger Mann entgegengetreten; es bedurfte jedoch kaum ſeines Winkes, die Männer hielten.

Er trat heran an die Bahre, warf einen langen ſcheuen Blick auf das aſchfahle blutige Antlitz, das vor ihm lag und mit geſchloſſenen Augen leblos zur Seite hing, nahm dann die ſchlaff über die Bahre herabhängende Rechte in die ſeine, beugte ſich nieder und drückte einen Kuß auf die blutloſen Lippen. Dann richtete er ſich hoch auf, in ſeinen Augen begann es leidenſchaftlich aufzuflammen, ſein Blick überflog die Männerſchar und blieb auf Milan haften.

„Milan Smolojew," rief er, „ich, Dimitri Ovrenowitſch, frage dich, ob es wahr iſt, was bereits ganz Ubalac wiſſen will, ob dieſer hier, mein Bruder, durch deine Hand gefallen?"

Milan Smolojew ſtand wenige Schritte hinter der Bahre, ein Bild von Faſſungsloſigkeit, doch er erwiderte endlich mit feſter Stimme: „Was nützt jegliches Wort ... nur er ſelbſt, Ivan Ovrenowitſch, könnte bezeugen, daß ich nichts anderes that, als mein eigenes Leben zu ſchützen."

Stumm winkte Dimitri den Männern. Dieſe ſchickten ſich an, mit ihrer Laſt ihm zu folgen.

In dieſem Augenblick aber trat ein junges Weib haſtig heran, beugte ſich tief über den Lebloſen, ihr Barett rollte zur Erde, die Haarflechten löſten ſich und fielen nieder über Ivan gleich einem ſchwarzglänzenden Schleier.

Plötzlich schnellte sie empor. „Dimitri Ovrenowitsch, du irrst — ich höre seine Pulse pochen, dein Bruder lebt. Schnell, ihr Männer, tragt ihn herein in Milans Hütte!“

Eine Einspruch erhebende Handbewegung Dimitris hielt die Leute ab, dem Gebote zu folgen. Entschlossen aber trat das junge Weib vor ihn hin und sagte: „Das kannst du nicht weigern, Dimitri, jede Minute kann kostbar sein für sein Leben.“

„Er ist mein Bruder! Ich duld' ihn nicht an eurem Herde!“

Das junge Weib hatte indessen das eine Ende der Bahre schon ergriffen und drängte die Männer, sie auf die Erde niederzusetzen; diese widerstrebten und riefen: „Hier ist Juro Milogej, der Alte, er mag seinen Rat geben.“

Dieser trat heran, und mit einem forschenden Blick nach dem Verwundeten sagte er: „Laßt ab von dem Streite angesichts dieses Blutes. Wozu ihn jetzt bis ans Ende des Dorfes schleppen? Ihr seht, daß hier das Leben nur noch an einem Faden hängt. Eile thut vor allem not — ihr Weiber, schnell: bringt Wasser, Branntwein, Linnen!“

Schweigend hatte Dimitri zugehört, er sah es noch mit an, wie die Männer jetzt die Bahre auf die Erde niedersetzten, und entfernte sich dann mit langen Schritten.

Kräftige Arme griffen zu, sie hoben den Verwundeten vorsichtig empor und trugen ihn in Milans Hütte.

Die Weiber der nächsten Wohnstätten hatten sich alle zur Hilfe erbötig gezeigt, der alte Juro Milogej nahm sich der dargereichten Spenden an, wies aber die Leute bis auf wenige wieder über die Schwelle.

Vorsichtig war der Verwundete entkleidet, die Wunde unter des Alten Anleitung gewaschen, dann mit Branntwein eingerieben worden; sie saß eine Handbreite unter dem Schulterblatte; kopfschüttelnd hatte Milogej ihre scharfen

Ränder betrachtet; der Stahl mußte tief in den Körper eingedrungen sein.

Inzwischen wurde in der Tiefe des einzigen Raumes aus Maisblättern und Ziegenfellen ein Lager hergerichtet und der Verwundete darauf gebettet.

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage waren bereits vergangen, Ivan hatte die Besinnung noch nicht wieder erlangt. Seine Atemzüge und der Pulsschlag waren zwar bald etwas kräftiger geworden, doch es hatte sich Fieber eingestellt, das ihn zähneklappernd zusammenschauern, dann wieder in Fieberhitze erglühen ließ. Röchelnde Seufzer entstiegen seiner Brust, er zeigte sich zuweilen ungebärdig, abgebrochene Worte und wirre Reden kamen über seine Lippen.

Es war in den Nachmittagsstunden des dritten Tages. Die Wogen der ersten Erregung hatten sich im Dorfe bereits wieder gelegt, doch ging keiner der Insassen an der Kuka vorüber, ohne sich nach dem Befinden des Verwundeten teilnahmsvoll zu erkundigen. Nur Dimitri und die nächsten Verwandten der Familie Ovrenowitsch hatten noch nicht vorgesprochen. —

Milan hatte den größten Teil der vergangenen Nacht an dem Lager des Verwundeten zugebracht, jetzt lag er hinter der Hütte auf den Fliesen und schlief. Im Inneren der Wohnstätte, die zu ebener Erde nur einen einzigen Raum umschloß, war es bis auf das gelegentliche Meckern eines Ziegenpaares, das in einer Ecke abgepfercht stand, lautlos still. An den Wänden, nackt und rauh, wie die Natur den kalkigen Fels dieses Landes geschaffen, hingen einige Vogelnetze und schlaff niederhängende leere Weinschläuche umher, dazwischen Feuergewehre und Messer, Rauchgeräte und Pulverhorn.

Es war nur ein einziges Fenster mit rauchgetrübten Scheiben vorhanden, das geöffnet werden mußte, wollte

Digitized by Google

man hinausblicken. Die Mitte des Raumes nahm eine Felsplatte ein, die Feuerstelle. Ueber dieser hing an derber Kette herab von der Decke ein metallener Kessel. Im Hintergrunde führte eine breitsprossige Leiter zu einem viereckigen Loche empor, dem Eingange des Schlafraumes. In einer der Ecken stand unter einem Heiligenbilde ein primitiver Tisch, auf dem braune Kürbisflaschen, etliche Schalen und die Ueberreste einer Mahlzeit umherlagen.

Im Hintergrunde, neben dem Lager des Verwundeten, saß auf niederem Schemel Teuta, das Weib Milans, neben sich einen plumpen, viereckig länglichen Kasten, auf zwei derben Bogenhölzern ruhend; in seiner Tiefe war ein Säugling gebettet, den sie in gemessenen Bewegungen hin und her schaukelte.

Sie war schlank von Gestalt und stand in der Blüte der Jugend. Sie bot eine von der elenden Umgebung seltsam abstechende hübsche Erscheinung. Unter den edel geschwungenen Brauen leuchteten tiefdunkle Flammenaugen, zwischen den feingeschnittenen Lippen schimmerte eine Linie weißer Perlen. Sie hielt das Haupt müde auf die Hand gestützt und blickte wie traumverloren in die Ferne.

Da fuhr sie plötzlich auf aus ihrem Sinnen, vom Lager des Verwundeten ließ sich leises Stöhnen vernehmen, das stärker anwuchs, der Kranke begann sich unruhig umherzuwälzen, zusammenhanglose Worte wurden laut, deutlich aber klang ihr eigener Name zu ihr herüber. Ueber ihr bleiches Antlitz legten sich noch trübere Schatten, um ihre Mundwinkel zuckte es schmerzlich; fester erfaßte sie den Griff und energischer zerrte sie an der Wiege des Kleinen.

Nach einer Weile erhob sie sich, trat an den Tisch, tauchte ein bereit liegendes Stück Linnen in eine der wassergefüllten Schalen, glättete dasselbe und legte es dem

Verwundeten auf die Stirne. Aufſeufzend nahm ſie ihren Platz wieder ein.

Plötzlich flog die Thür auf, ein junger Mann wurde in ihrem Rahmen ſichtbar, haſtig und erregt klang ſein Ruf nach Milan.

„Was ſoll er?“ fragte Teuta entgegen.

„Wo iſt dein Mann? Eile ihn zu rufen — die Gendarmen!“

Mit einem Aufſchrei fuhr Teuta empor und ſtürzte vor die Hütte.

Draußen ſtanden einige Männer und ſahen geſpannt hinüber nach dem Saumwege, der von Riſano her in vielen Windungen über das Felſenplateau zum Dorfe führte. Nur auf Augenblicke wurden die Hüter der Ordnung und des Geſetzes ſichtbar zwiſchen den wirr liegenden Zacken und Klippen, dann und wann blitzten ihre metallenen Abzeichen und die Waffen hell auf im Lichte der Sonne.

„Milan, Milan!“ ſchrie Teuta, die Hände ringend, und eilte um die Hütte. Heftig rüttelte ſie ihn aus dem Schlafe.

Dieſer ſprang erſchrocken empor und rieb ſich gähnend die Augen.

Auch einige Männer waren nach hinten gekommen, und nun drang von allen Seiten die Forderung auf ihn ein, ſich ſchleunigſt in Sicherheit zu bringen.

Milan hatte ſich geſammelt, ſah eine Weile betroffen vor ſich nieder, erklärte dann aber kopfſchüttelnd und abwehrend: „Wollte ich fliehen, hieße das nur die Schuld bekennen.“

„Sie werden dich binden wie ein Tier und ſchmachvoll von dannen ſchleppen.“

„Kann ich's ändern?“

„Fliehe! Ivan geſundet — die Zeit läßt Gras darüber wachſen.“

„Weib und Kind im Stich laſſen?"

„Wird es anders, wenn du hinter Schloß und Riegel ſitzeſt?"

Milan ſchien einen Augenblick zu ſchwanken, dann aber ſagte er: „Bin ich fern, verſchollen, wird Dimitri nicht meinem Bruder den Fuß auf den Nacken ſetzen?"

Stumm blieben die Männer.

„Wär's nicht feig?" fragte Milan wieder.

Aber auch Teuta riet jetzt dringend zur Flucht.

„Bei den Weibern iſt das Fühlen beſſer denn das Raten," wehrte Milan. „Bedenke, daß ſie mich wie einen ränbigen Hund hetzen werden über alle Berge. Und iſt es ausgemacht, daß die Federbüſche meinethalben auf dem Wege ſind?"

„Der Capovilla*) hat dir Zeit gelaſſen, doch wer ſteht dafür, daß er's jetzt nicht meldet."

„Mag er's. Ich bin ſchuldlos. Wer wird ſich wie ein Hund von einem Irren niederſchlagen laſſen? Mag Dimitri denken, mag er ſich entſchließen, wie er will. Recht ſoll mir werden vor den Herren; will ſie prüfen die Gerechtigkeit, die ſie ſtets rühmen — auch für mich muß ſie vorhanden ſein."

„Er will nicht hören, mag er's fühlen," ſagte rauh einer der Männer nnd gebot den übrigen auseinander zu gehen, daß es kein Aufſehen gäbe. Eiligen Schrittes entfernten ſie ſich nach allen Seiten, Milan aber bot Teuta die Hand und trat mit ihr vor die Hütte. An die Einfaſſung der Thür gelehnt erwarteten ſie das Kommende.

Kurze Zeit darauf ſchlugen die Hunde an, und ihr wütendes Gebell ſetzte ſich von Haus zu Haus weiter.

In die Dorfgaſſe bogen zwei Gendarmen, die kurzen Bajonette aufgepflanzt, die Hand am Gewehrgriffe. Sie

*) Gemeindevorſtand.

kamen in gemeſſenen gleichmäßigen Schritten näher, jede der Wohnſtätten in unauffälliger Weiſe ins Auge faſſend, und gingen mit ſtummem Kopfnicken an Milan vorüber. Teuta atmete tief auf, Milan erwiderte den leiſen Druck ihrer Hand.

Eine qualvolle Viertelſtunde verging für die beiden, ſie blieben regungslos und ſtumm auf ihrem Platze; die Dorfgaſſe war wie ausgeſtorben, nur hier und dort trippelte eine futterſuchende Henne. Dann und wann bewegten ſich an den Hütten faſt unmerklich die Thüren, hinter ihren Spalten ſtanden die Nachbarsleute und lauſchten.

Da ſchlugen am anderen Ende des Dorfes aufs neue die Hunde heftig an; einige Augenblicke ſpäter wurden die zurückkehrenden Gendarmen in Begleitung eines ſtämmigen Morlakken in der Dorfgaſſe wieder ſichtbar. Hinter ihnen öffneten ſich zu beiden Seiten die Eingänge der Hütten, bewaffnete Männer und neugierige Weiber und Kinder traten auf die Gaſſe und ſchickten ſich an, den dreien zu folgen. Als im Weiterſchreiten das Dorfvolk um ſie her immer mehr anwuchs, hielten die Gendarmen ihre Gewehre ſchußfertig.

Alſo kam der Zug heran an Milan, der noch in unbeweglicher Haltung vor ſeiner Hütte ſtand. Wohl legte ſich ſeine Stirn in Gewitterfalten, ſeine Zähne nagten nervös an den Lippen, doch er zwang ſich zu äußerer Ruhe.

Da trat der Capovilla vor und ſagte: „Milan Smolojew, wir haben Beſuch erhalten. Die Herren wünſchen dich und das, was zwiſchen dir und Ivan Ovrenowitſch vorgefallen, näher kennen zu lernen.“

„Ich werde ſie nicht daran hindern,“ entgegnete dieſer. „Mögen ſie fragen, ich will antworten.“

„Ihr gebt zu,“ begann der ältere der beiden Gendarmen, „daß der Verwundete, der bewußtlos in Eurer Hütte liegt, durch Eure Hand verletzt wurde?“

„So iſt es.“

„Erzählt, wie iſt dies zugegangen.“

Milan gab in abgeriſſenen Sätzen eine Schilderung des Vorganges.

„Ihr behauptet alſo, Euch in Notwehr befunden zu haben?“ fragte der Gendarm.

„Nur das Meſſer in meiner Hand vermochte mich noch zu retten.“

„Iſt es, wie Ihr ſagt, dann kann Euch ja nichts abhalten, dieſe Rechtfertigung auch vor den Herren vom Gericht zu wiederholen.“

Aufkreiſchend trat Teuta zwiſchen Milan und die Gendarmen; ein drohendes Murren erhob ſich unter den umherſtehenden Männern und Weibern.

Da trat Milan einen Schritt vor, legte die Hand auf die Schulter ſeines Weibes und ſagte: „Ihr Männer und Weiber, beruhigt euch! Ich gebe zu, daß ein ſolches Verlangen dem ungebundenen Sohn der Berge wenig gefallen kann, aber ſo wollen es die neuen Zeiten. Läge die Schuld bei mir — ihr wißt es — ich hätte mich blutwenig um die Meinung der Herren gekümmert, Ubalac läge längſt ſchon weit in meinem Rücken. Mein Gewiſſen aber iſt rein, ich wüßte nicht, was mir das Gericht anhaben könnte. Wenngleich ungern, aber ich gehe — gehabt euch wohl! Nehmt euch meines Weibes an und meines Kindes!“

Laut ſchreiend warf ſich Teuta an ſeine Bruſt, doch er drückte flüchtig nur einen Kuß auf ihre Wange und drängte ſie ſanft zurück.

Der zweite der Gendarmen hatte unterdeſſen eine Handfeſſel hervorgezogen, aber niemand bis jetzt auf das leiſe klirrende Geräuſch der Ketten geachtet. Als dieſer aber auf Milan zutrat, ihm die Hände zu feſſeln, da wies ihn jener zornfunkelnden Auges zurück: „Wagt das nicht!“

rief er. „Ich ſchwöre es euch bei allen Heiligen, daß ich dann keinen Fußbreit weiche von dieſer Stelle.“

Auch die Umſtehenden hatten jetzt den Vorgang erſehen und die Abſicht begriffen. Wilddrohende Proteſte und Flüche ausſtoßend, erhoben ſie ihre Waffen.

Betroffen ſtanden die beiden Männer der Ordnung und faßten nach ihren Gewehren.

Da trat in dieſem kritiſchen Augenblick der Capovilla an die beiden heran und ſagte rauh: „Ihr habt vernommen, daß Milan Smolojew mit euch geht, nicht dem Zwange folgend, aus freiem Entſchluſſe. Wozu die Feſſel?“

Der ältere warf ſeinem Kameraden einen Blick zu, dieſer ſchob die Kette in ſeine Taſche.

Milan, dies gewahrend, wandte ſich, ſtumme Grüße nach allen Seiten nickend, zum Gehen, die Gendarmen folgten dicht hinter ihm. Finſter und in drohender Haltung einherſchreitend gab ihnen eine Anzahl Männer noch weit hinaus vors Dorf das Geleite.

Tenta war dem letzten Teil dieſes Vorganges nicht mehr mit voller Aufmerkſamkeit gefolgt. Als ſie vernommen hatte, daß ihr Mann den Gendarmen folgen werde, als er ſie ſacht beiſeite ſchob, da legte es ſich wie ein Schleier über ihre Augen. Sie preßte die Hände verzweiflungsvoll ineinander, ſchlug ſie vor das Geſicht und war dann niedergeſunken in die Kniee. Noch immer verharrte ſie in dieſer Stellung, umſtanden von alten und jungen Weibern, von denen die einen heftig geſtikulierend ſchwatzten, die anderen aber ihr Troſt zuſprachen. Sie hörte nicht. Endlich atmete ſie krampfhaft auf, ein Thränenſtrom entquoll ihren Augen, heftig wehrte ſie der Teilnahme, erhob ſich, ſchwankte in ihre Hütte und ließ ſich nieder auf ihren Schemel.

Sie hatte nicht bemerkt, daß der Verwundete aufgerichtet auf ſeinem Lager ſaß, bei ihrem Eintreten

zuſammenſchrak und mit weitaufgeriſſenen Augen den Bewegungen ihrer Geſtalt folgte.

Ivan war inzwiſchen zum Bewußtſein erwacht und hatte ſich verwundert umgeſehen. Er ſah wohl im Halbdunkel, das hier herrſchte, die heimiſche Einrichtung, die ihm wohlbekannten Waffen und Geräte; doch wie war er hierher gekommen, wo befand er ſich? Allmählich wurde es lichter in ihm, doch die loſen Bilder dieſer Dämmerung, ſie tauchten ſprunghaft von einem ins andere, knüpften und löſten ſich zu ungewiß flatternden Vorſtellungen, die ihn aufs neue zu verwirren drohten.

Was hatte er nur erlebt? Was bedeutete der brennende Schmerz in ſeinem Rücken, die Behinderung des Atmens? Er fühlte in ſeiner Kehle einen quälenden Huſtenreiz aufſteigen, die Bruſt hob und ſenkte ſich krampfhaft unter bellenden Lauten, er glaubte erſticken zu müſſen. . . . Jetzt fühlte er ſich freier, warm floß es über ſeine Lippen, er wiſchte ſich den Mund und fuhr erſchrocken zurück — Blut! nicht nur in den wirren Gedanken, die ſein Gehirn durchkreuzten, nein, auch hier Blut!

Aber es war ihm jetzt leichter, das ſchmerzvolle Ringen nach Luft vorüber. Er hörte draußen vor dem Hauſe bekannte Stimmen, dann wildtobendes Schreien, er wollte ſich erheben, matt aber ſank er zurück — er fühlte mit dumpfem Bangen, daß körperliches Ungemach und ſeeliſche Erregung ſein ganzes Sein gleich tief erſchüttert haben müßten. Und wieder kamen die Bilder der Erinnerung wie eine Sturzflut herbeigezogen, dann aber ſtieg mit einem Male die ganze ſchreckensvolle Erkenntnis in ihm auf, und in tiefſter Seele erbebte er.

Da fiel das volle Tageslicht in den Raum, im Rahmen der Thüröffnung erblickte er eine händeringende, ſchwankende Geſtalt, die ſich, bitterlich ſchluchzend, an ſeiner Seite niederließ.

Verwundert, faſſungslos ſtarrte er zu ihr hinüber, die Lage ſeines Körpers wurde ihm unbequem, er drohte umzuſinken. Mit dem letzten Kraftaufwande ſtützte er ſich auf die Hände und wendete ſich ihr mit leiſem Aechzen zu — ſie hob das vergrämte Antlitz, und erſchrocken ſahen ſie ſich ins Auge.

Wie ein heller Lichtſtrahl war es über des jungen Weibes Angeſicht geflogen: „Du wachſt, du lebſt!“ rief ſie mit einer Stimme zwiſchen Lachen und Weinen. „Nun wird alles gut!“ jubelte ſie laut auf und flog nieder auf die Kniee neben ſeinem Lager.

„Faſt hätte ich dich nimmer erkannt — Teuta — mein holdes Jugendgeſpiel!“

Stumm ſah ſie ihm in die Augen.

„Sprich — du biſt es doch?“

„Ich bin es, Ivan.“

Er ſah ſie an und ſagte mit einem leiſen Beben in der Stimme: „Das alſo iſt der Augenblick, auf den ich mich ſo viele Jahre freute.“

Ein Schatten zog über Teutas Angeſicht. Schnell erhob ſie ſich, trat an den Tiſch, miſchte aus den umherſtehenden Schalen einen Trank und bot ihm denſelben an. „Nimm,“ ſagte ſie, „er wird dich erfriſchen!“

Er nahm die Gabe dankbar entgegen und ſchob den Becher dann leer zurück: „Es war Wein darunter — brennt wie Feuer in der Kehle.“

„Wein und Kräuterſäfte, die dir helfen ſollen, du Armer.“

„Was iſt mit mir, wo bin ich? Willſt du mir's nicht ſagen?“

„Wird es dich nicht zu ſehr erregen?“

„Nein, nein,“ ſagte er ſchnell und wollte ſich noch mehr emporrichten, ſank aber kraftlos und ſchmerzlich aufſtöhnend nach hinten.

Digitized by Google

Sie sprang schnell herzu, schob die umherliegenden Maisblätter zu dichten Haufen, sein Haupt höher zu betten.

Dankbar berührte er ihre Hand. „Erzähle, erzähle!" bat er.

Und sie berichtete ihm die Vorgänge, doch sie verschwieg ihm noch, daß Milan fortgeführt wurde von den Gendarmen.

Aufmerksam hatte Ivan zugehört und sah dann verwirrt auf zu der Decke.

Der Tag ging auf die Neige, es war bereits um viel dunkler geworden in dem Gemache. Teuta brannte ein Oellämpchen an und stellte es auf einen Stuhl in der Nähe des Kranken. Dann warf sie einen schnellen forschenden Blick nach der Wiege, setzte sich auf ihren Schemel, und stillschweigend saßen sie nebeneinander.

Ivans Atemzüge waren noch mehr röchelnd geworden, neuer Hustenreiz stellte sich bei ihm ein. Besorgt hielt Teuta die Hand unter seinen Nacken, den Kopf höher aufzurichten.

Endlich war auch dieser Anfall vorüber.

„Sein Messer hat tief getroffen, ich fühle es; Milan hätte es aber doch lieber gleich noch tiefer tauchen sollen," sagte er düster.

„Laß die frevelhaften, die gottlosen Reden," mahnte sie.

„Willst du mir sagen: was soll ich jetzt noch auf dieser Erde?"

„Du sollst gesunden, Ivan, um deiner selbst willen, aber auch um Milans willen, daß nicht der Tod des Freundes auf seinem Gewissen laste!"

„Wo ist er, warum läßt er sich nicht blicken?"

Teuta wollte antworten, da begann es daneben in der Wiege zu wimmern, immer ungebärdiger, ungeduldiger. Hastig erhob sie sich, nahm den Säugling aus dem Behälter, schlug ihn in trockene Tücher und, den

kleinen Wurm auf den Armen, nahm ſie wieder ihren Platz ein.

„Dein Kind?“ fragte Ivan mit umnebelter Stimme.

„Ja, mein Kind,“ antwortete Teuta verwirrt, ohne den Blick von dem Kleinen zu erheben, das ſie jetzt auf die Kniee nahm, hin und wieder ſchaukelte und zu beſchwichtigen ſuchte.

Ivan ſah geraume Weile zu, das Kind wurde nach und nach ſtiller.

„Willſt du mir nicht ſagen, Teuta, wie ihr eigentlich zuſammengekommen ſeid, du und Milan?“ fragte er zögernd.

Teuta antwortete nicht.

„Soll ich's nicht wiſſen, will ich weiter nicht in dich dringen,“ ſagte er, und aus ſeiner Stimme klang es, als denke er anders als er redete. „Auf eines vielleicht aber antworteſt du,“ hub er wieder an, „. . . nicht dem Ivan von ehemals, doch dem todkranken Mann von heute.“ Er hielt eine Weile inne, wie um alle ſeine Kraft zu ſammeln, einen mutvollen Anlauf zu nehmen, und ſagte dann: „Haſt du nie daran gedacht, daß einer draußen war in der Fremde, der eines Tages kommen konnte — zu ſeinem Jugendgeſpiel, mit warmen Worten auf den Lippen und heißen Wünſchen im Herzen?“

„Wohl, Ivan,“ entgegnete ſie, anfänglich zögernd, dann gefaßt und ruhig. „Dein Jugendgeſpiel dachte lange daran, jeden Tag und jede Stunde; jener Mann aber in der Fremde wollte nichts mehr wiſſen von ſeiner Teuta.“

Ivan war jäh emporgefahren und ſtützte ſich auf die zuckenden niedergeſtemmten Fäuſte.

„Ja,“ begann ſie weiter, „ich wollte es lange nicht glauben, daß du eine andere in dein Herz geſchloſſen.“

„Wer ſollte das ſein?“

„Jene ſchwarze Dirne in Pola, um derentwillen du einen anderen niedergeſchlagen.“

„Und das glaubteſt du?"

„Sagte ſchon, ich wollte lange nicht daran glauben. Aber man erzählte es immer wieder, und die Wochen vergingen, die Monate und Jahre. Du kamſt nicht."

„Und wer ſprengte die Mär aus — der ſchurkiſche Nicolai, kein anderer!"

„Mag ſein. Bald ſagten es viele, dann alle — das ganze Dorf."

Ivan faßte mit den Fingern tief hinein in die unter ihm liegenden Maisbüſchel, ein Beben wie Schüttelfroſt überlief ſeinen Körper.

„Man hatte dich eingeſperrt, dann warſt du davongegangen. Am gleichen Tage — mit dir — war auch die Dirne verſchwunden aus der Stadt."

Einen wilden Fluch auf den Lippen, ſank der Verwundete zurück auf das Lager.

Teuta war erſchrocken emporgefahren und legte das wieder eingeſchlafene Kind ſacht in die Wiege. Dann trat ſie unruhig und unſchlüſſig heran an das Lager, ließ ſich neben dem Verwundeten nieder und ſtreichelte ihm ſanft Wange und Stirn. Er lag unbeweglich da, ſchwer röchelnd, die Augen geſchloſſen.

„Ivan! Ivan!" rief ſie, immer ängſtlicher werdend, „Ivan, hörſt du nicht?"

Er gab keine Antwort.

Sie lief an den Tiſch hinüber, holte eine Schale und flößte ihm einige Tropfen über die halb offen ſtehenden Lippen. Er ließ es bewegungslos geſchehen. In ihrer Angſt rüttelte ſie ihn leiſe an der Schulter und beugte ſich nieder zu ſeinem Ohr: „Ivan! Ivan! Wache auf!" Sie netzte ihm Wange und Stirn.

Endlich regte er ſich. „Ich werde deinen Bruder rufen!" Er nickte. „Dimitri ſinnt auf Rache, du wirſt ihm Milans Unſchuld bezeugen, hörſt du, Ivan?"

Er nickte wieder und ſagte, kaum vernehmlich: „Rufe ihn — Dimitri ſoll kommen — ſchnell, rufe ihn!“

Teuta ſtürzte an die Thür, flog die Dorfgaſſe hinab zu der Hütte der Ovrenowitſch. Dort pochte ſie ohne Umſtände heftig an. Dimitri erſchien.

„Schnell, folge mir zu deinem Bruder,“ ſchrie ſie ihn an, „er will dich ſprechen — eile!“

Und ſie faßte den anfangs Widerſtrebenden feſt am Arme und zog ihn fliegenden Laufes mit ſich fort.

Als ſie an Ivans Lager traten, lag dieſer der nahen Wand zugekehrt. Teuta kniete neben ihm nieder und legte ſanft ihre Hand auf ſeine Stirne. Erſchrocken fuhr ſie zurück — mit gellem Aufſchrei faltete ſie über der Bruſt die Hände.

Dimitri hatte den lebloſen Körper ſeines Bruders und das dickſchwarze Blut, das ſeinem Munde entquollen, nicht ſobald erblickt, als er an das Fußende des Lagers trat, die Mütze abnahm, auf Stirne, Mund und Bruſt das Zeichen des Kreuzes ſchlug und, ebenfalls die Hände faltend, ſo eine Weile ſtill verharrte.

Dann trat er zu dem Tiſch hinüber, entnahm dort ein Stück Maisbrot und legte es, entzwei gebrochen, neben ſeinem Bruder nieder.

Er wandte ſich zum Gehen.

Teuta fuhr jäh auf und folgte ihm mit bittender, verzweiflungsvoller Gebärde. „Dimitri!“ rief ſie.

Dieſer aber wehrte mit kurzer Handbewegung und ging ohne Gruß über die Schwelle.

4.

Es war am 3. Februar, dem Feſt des heiligen Triſon, des Schutzpatrons von Cattaro. Fehlte ſonſt in dieſem weltentlegenen, felſenumklammerten Städtchen an der gleichnamigen Bucht auf den engen Gaſſen und unter den ma-

leriſchen Mauern der Marina alles Leben, heute ging es daſelbſt bunt genug zu. Schon mit dem früheſten waren die Bewohner der benachbarten Uferortſchaften teils in ihren Booten, teils zu Fuß herbeigezogen, und vom Gebirge herab, auf den ſchwindelerregenden Stegen, kam allerlei Landvolk: bunt gekleidete Weiber und bis an die Zähne bewaffnete Männer, ideal ſchöne, hochgebaute Geſtalten.

Man ſah den weißen Wollrock der Montenegriner, das dunkle Kleid der Bocheſen, wie die reiche maleriſche Tracht der Riſanoten; vereinzelnd tauchten hohe unheimlich magere Geſtalten in abgetragener, elender Gewandung auf, die darum nicht minder ſtolz in der Haltung waren und im Antlitz den Ausdruck männlichen Trotzes zeigten; es waren die wetterfeſten Söhne der wilden Krivoscie, mit ihren ſtahlharten Muskeln die Kräftigſten und Klettergewandteſten im weiten Umkreis der Bocche.

Sie hatten an der Porta Marina, im Angeſicht der blitzenden Bajonette der Thorwache, die Waffen abgelegt; in weitgeſtreckten Reihen lagen daſelbſt die gold- und ſilberſtrotzenden Büchſen, Piſtolen und ſeltſam geformten Meſſer.

Die Mehrzahl der Beſucher zog nach dem Dome, der heiligen Handlung beizuwohnen, die ſich dort unter allerlei Aufzügen und vielem Gepränge vollzog, dann aber ergoß ſich ein großer Teil des Menſchenſtromes in die ſtändigen und improviſierten Oſterien, um bei Schmaus und Tanz den Reſt des Tages hinzubringen. Eine nicht minder große Menge aber hatte ſich wieder auf den Quai und den Montenegrinermarkt vor der Porta Fiumara ins Freie begeben, und hier krachten den ganzen Tag über die Gewehrſalven und klangen zum Reigen die Kololieder.

Im Schatten einer Cypreſſe ſaßen die Männer von Ubalac, unter ihnen der alte Milogej und Dimitri. Sie hatten wohl teilgenommen an den allgemeinen Vergnü-

gungen, dann aber ſich eines Weinſchlauches bemächtigt und ſich hierher zurückgezogen. Sie ſaßen in engem Kreiſe dicht aneinander gedrängt auf plattem Boden, in lärmender Auseinanderſetzung begriffen.

„Eine Schmach, eine Schande wär's," polterte Dimitri, und die Zornesader ſchwoll ihm auf der weingeröteten Stirn. „Die Mutter würde mich anſpeien, der Vater aber im Grabe ſich drehen!"

Ein halbes Dutzend rauher Männerſtimmen erhoben ſich zugleich gegeneinander.

„Zähmt eure Zungen," mahnte der alte Milogej. „Man verſteht ſein eigen Wort nicht. Rede einer um den anderen."

„Läge der Fall ſo einfach, wären wir ſicherlich nur eines Sinnes."

„Und wer weiſt dich anderen Weges?" entgegnete Dimitri gereizt den Sprecher.

„Alles redet dafür, daß Jvan der Angreifer war."

„Wer will das beweiſen?" ſchrie wieder jener.

„Ich ſehe nicht ein, warum man Milan nicht glauben ſoll."

„Ein Narr, wenn er ſich ſelbſt anklagte!"

„Und Teuta, hat ſie dich nicht gerufen, als es leider ſchon zu ſpät war?"

„Ein Gaukelſpiel!"

„Ein Gaukelſpiel? Von dieſem Weibe?"

„Weibergerede, den Mann zu ſchützen!"

„Und hat Jvan," fiel der alte Milogej ein, „tags zuvor nicht auch mich faſt niedergeſchlagen?"

„Gleichviel! Er liegt unter der Erde und die Mutter in Thränen. Blut iſt gefloſſen, und Blut will wieder Blut!" ſchrie Dimitri und ſchlug die Weinſchale, die er eben zum Munde zu führen im Begriffe war, zu Boden, daß der Jnhalt hoch aufſpritzte und die Stücke weit umher flogen.

„Niemand will dir darein reden," bemerkte nach einer Weile allgemeinen Stillschweigens der Alte gelassen, „lege dein Bett zurecht, wie du willst, du selbst hast darin zu liegen."

„Werd' ich auch," gab Dimitri zurück, „und brauche dazu keine Amme."

„Ist unsere Meinung, die wir sagten, das sollst du unverwehrt lassen."

„Läßt er auch," bemerkte einer von Dimitris Seite, „weiß man doch, worauf sie hinausläuft."

„Nun? Rede!"

„Den Popen zu schicken."

„Wär's ein Unglück in diesem Falle?"

„Das beste wär's," sagte der alte Juro Milogej, „der Pope kommt, der Streit wird begraben."

„Den Teufel wird er," schrie Dimitri, „solange dieser Arm sich rühren kann," und drohend hielt er die geballte Faust erhoben. „Geschworen ist's — der Mutter und bei allen Heiligen!

In diesem Augenblicke ging ein Knabe in Cattareserkleidung an der Gruppe vorüber, sah Dimitri bedeutungsvoll an und winkte ihm. Dieser erhob sich.

„Laßt ihn," raunte der Alte den anderen zu, „der Wein regiert seine Zunge!"

„Noch hat all das Hin- und Wiederreden kein Gewicht, eh die Herren vom Gericht nicht gesprochen und Milan wieder freien Fußes ist," bemerkte beistimmend ein anderer.

Der Knabe war inzwischen umgekehrt und ging langsamen Schrittes an den Männern vorbei, der Porta Fiumara zu. Dimitri folgte. Als sie an der Wache vorüber waren, trat er an seine Seite und fragte: „Dein Vater schickt dich?"

Der Knabe bejahte.

„Er ist zu Hause?"

„Er hatte zu thun beim Feſte, nun iſt er frei.“

Sie lenkten in eine enge Seitengaſſe und hielten vor einem düſteren, fenſtervergitterten Hauſe. Der Knabe ließ mehreremal den ſchweren eiſernen Klöppel auf die Thür niederfallen, bald darauf raſſelte ein Schlüſſelbund, und ein bejahrter Mann erſchien auf der Schwelle. Er nahm Dimitri ſcharf ins Auge und bat ihn dann, einzutreten.

Der Alte führte ihn in ein unmittelbar neben dem Hauseingange gelegenes Gemach, erſuchte ihn, ſich zu ſetzen, und, indem er ihm gegenüber ſelbſt Platz nahm, fragte er: „Ihr ſeid es, der mich ſchon heute mittag zu ſprechen wünſchte, aber nur meinen Kollegen und den Knaben hier vorfand?“

Dimitri bejahte.

„Redet, was ſteht zu Dienſten?“

„Ich hatte mich ſchon heute früh allenthalben über einen Gefangenen erkunden wollen, und man hat mich an Euch gewieſen.“

„Wen betrifft es?“

„Milan Smolojew.“

„Ah — den Mann aus Ubalac.“

„Denſelben. Könnt Ihr mir ſagen, wie ſteht es mit ſeiner Sache?“

„Ihr ſeid verwandt mit ihm?“

„Das nicht, aber ich nehme ſonſt an ſeinem Ergehen großes Intereſſe.“

Der Alte beſann ſich eine Weile, zog dann die Augenbrauen hoch und ſagte: „Es kann noch immer werden, wie es will. Soviel ich aber die Anſicht des Unterſuchungsrichters kenne, ſcheint ſich ſeit dem letzten Zeugenverhöre ſeine Sache zu machen.“

„In gutem Sinne?“

„Soviel ich ſehen konnte und hörte, will es ſcheinen, als ob er frei werde.“

„Wann kann sich das entscheiden?"

„Ich sagte seinem Weibe schon, als sie als Zeugin hier war: immerhin frühestens in einer Woche. Entweder erhebt man dann die Anklage oder läßt ihn laufen."

„Sein Weib war bei Euch?"

Der Alte nickte. „Die Gefängniskost ist nicht zum besten, sie brachte Zuschuß."

Dimitri senkte langsam seine Hand in den Waffengürtel, zog einen kleinen Beutel hervor, suchte darin umher, legte eine Silbermünze auf den Tisch und sagte: „Dann erlaubt, daß ich dies hinzufüge." Ein zweites Geldstück reichte er dem Mann hin: „Und dies für Eure Bemühung."

Der Alte aber schob das Geld zurück und sagte: „Für mich nicht, wenn Ihr aber wollt, für den Knaben."

Dieser, der sich in einer Ecke niedergelassen hatte, kam auf einen Wink herbei und nahm es dankend in Empfang.

„Für Milan Smolojew ist durch sein Weib reichlich schon gesorgt, auch für den Fall, daß er frei wird."

„Darf man fragen, wie?" fragte Dimitri lauernd.

„Er fährt von hier nach Risano, das Geld ist für die Fahrt bereits zurechtgelegt. Dort verweilt er und sendet ihr einen Boten."

Dimitri zeigte sich von dieser Mitteilung sehr befriedigt. Er strich eine Weile an seinem Schnurrbarte und fragte dann: „An dem Tage seiner Freilassung einen Boten nach Ubalac zu senden, wäre das nicht möglich?"

„Wenn Euch daran liegt, warum nicht. Aber der Weg über das Gebirge ist weit und beschwerlich."

„Muß auch nicht sein," lenkte Dimitri nachdenklich ein, „ist wirklich nicht nötig."

Er schien zu einem Entschlusse gekommen und erhob sich. „Habt Dank," sagte er zu dem Alten, „will Eure Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen."

Dieſer berührte die dargebotene Hand und geleitete ſeinen Beſuch zur Thüre.

Kurze Zeit darauf ſaß Dimitri wieder bei ſeinen lärmenden Zechgeſellen, draußen auf dem Montenegrinermarkte unter der Cypreſſe. Sie wunderten ſich über die Wandelung, die inzwiſchen mit ihm vorgegangen war, über ſeine gemeſſene Art und die nachdenkliche Haltung, womit er jede Fortſetzung des früheren Disputs ablehnte.

— — — — — — — — — — — —

Wenige Wochen nach dieſem Feſte, an einem ſonnenklaren Morgen, ſaß Dimitri unter dem Eingange des ebenerdigen Raumes ſeiner Hütte und putzte an ſeinen Waffen. Um ihn her trippelte eine Anzahl Hühner, ſcharrte und ſuchte nach Futter.

Innen that ſich die Thür eines kleinen Seitenverſchlages auf, und in das Gemach trat eine greiſe, doch rüſtige Frau, ſeine Mutter. Sie bot ihm den Morgengruß. In der Ecke erhob ſich der zottige Haushund und umkreiſte ſie, zu ihr aufſchauend und freudig wedelnd. Die Frau vollendete mit flinken Griffen ihre Toilette, legte einiges Reiſig auf die Feuerſtelle, fachte die Glut an und ſtellte den Keſſel für die Morgenſuppe darüber. Als der Inhalt dieſes Kochgeräts zu brodeln begann, trat ſie zu einem an der Wand hängenden Heiligenbilde, ließ ſich auf die Kniee nieder, ihr Morgengebet zu verrichten.

Die Hände über der Bruſt gefaltet, die Augen zur Erde geſenkt, die Lippen in leiſer unabläſſiger Bewegung, verharrte ſie geraume Zeit. Endlich erhob ſie ſich, that einen prüfenden Blick in den Keſſel, rückte ihn zur Seite und deckte die Aſchenglut. Sie trat dann an eine im Hintergrunde des Raumes ſtehende Truhe, entnahm dieſer einige Kleidungsſtücke, trug ſie nach dem Tiſche und breitete ſie auf ihm aus.

„Dimitri, ſiehe!“ ſagte ſie.

Dieſer erhob ſich, ſchloß die Eingangsthür und trat an den Tiſch.

„Mutter, ich ſehe!"

„Du kennſt mein Beginnen und ſein Bedeuten."

Er nickte.

„Es ſind die Kleider deines Bruders Ivan."

„Mutter, ich kenne ſie."

„Er ruht draußen auf ſtillem Gottesfelde."

„Dir und mir zum Schmerze!"

„Hatte ich zwei Söhne, ſo beſitze ich nur mehr einen — dich, Dimitri."

„Du biſt meine Mutter, die ich liebe."

„Siehe, dieſer Rock, dieſe Binde ſind mit Blut befleckt."

Stumm und ernſt ſah Dimitri auf die Kleidungsſtücke nieder.

„Und das Blut ſchreit wider ſeinen Mörder!"

„Mutter, du weißt es, daß der Bruder deines Sohnes die Schuld ſühnen wird."

„Dein Wort in Ehren, Dimitri; aber deine Mutter wird nicht ruhen und raſten, dir die Zeugen dieſer Blutſchuld immer wieder vorzuweiſen."

„Noch iſt Milan unerreichbar."

„Aber der Tag wird anbrechen, daß er frei iſt."

„Und an dieſem Tage wird Ruhe bei dir einkehren, die Blutſchuld getilgt ſein; er wird kommen und deinen Jammer ſtillen."

Langſam faltete die Frau die Kleidungsſtücke, eins ums andere, ſorgfältig zuſammen, glättete ſie mit den Händen und legte ſie wieder in die Truhe.

Sie nahm dann den Keſſel vom Herde und goß den Inhalt in die bereit ſtehenden Schalen. Als das Gebräu hinreichend erkaltet war, legte ſie noch Maisbrot auf und bat ihren Sohn wieder an den Tiſch. Sie bekreuzten ſich, ſchlürften von der Suppe und aßen von dem Brote.

Alsdann begab ſich Dimitri an die unterbrochene Arbeit, die Frau nahm die Spindel zur Hand und drehte emſig den Faden.

Geraume Zeit war verfloſſen, da ſtieß plötzlich ein Knabe die Thür auf und trat haſtig über die Schwelle.

„Dimitri Ovrenowitſch, ich habe gethan, wie du befohlen," meldete er.

„Berichte!"

„Ein Riſanote iſt gekommen und hat Umfrage gehalten nach Milan Smolojews Kuka."

„Und er iſt dort eingetreten?"

„Ja, er iſt es — ich ſelbſt führte ihn zu Teuta, Milans Weib."

„Was hat er ihr berichtet?"

„Sie jagte mich von dannen und verhandelte mit ihm hinter verſchloſſener Thür."

„Eile zurück und beobachte ihr Beginnen."

Als der Knabe ſich entfernt hatte, erhob ſich die Mutter und ſah ihren Sohn fragend an.

„Mutter, ich mutmaße: Milan iſt frei!"

Sie trat zu ihm hin und legte die Hände auf ſein Haupt.

Dimitri begab ſich vor die Hütte, ſetzte ſich auf eine dort befindliche Bank und erwartete den jungen Boten.

Dieſer ſtellte ſich alsbald ein und berichtete, Teuta hätte ſich mit ihrem Kinde in das Nachbarhaus begeben und wäre ohne dasſelbe in ihre Hütte zurückgekehrt. Der Riſanote aber ging des Weges, den er gekommen, und trug Milans Gürtel und Waffen.

„Sonſt iſt dir nichts aufgefallen?"

„Sie treibt die Ziegen und Hühner ein und wird dem Manne alſo wahrſcheinlich folgen."

„Es iſt gut," ſagte Dimitri. „Dies zum Dank!" und er langte in ſeinen Tabaksbeutel, dem Knaben eine

Faust voll Tabak zu überreichen. Dieser nahm den Lohn freudig entgegen und entfernte sich.

Dimitri kehrte in die Hütte zurück, trat vor seine Mutter und sagte: „Mutter, ich gehe, mein Wort zu lösen."

„Du gehst, Dimitri! Das Geschick möge dir hold sein." Und sie nahm seinen Leibrock vom Haken und half ihm beim Ankleiden, sie schlang ihm den Waffengürtel um, reichte ihm Handschar und Büchse.

Er beugte sich grüßend zu ihr nieder, sie bot ihm die Hände und küßte ihm die Stirne.

Dimitri ging. Er entfernte sich in einer Risano entgegengesetzten Richtung aus dem Dorfe, schlug auf schmalen Saumwegen und über ungebahnte Felsenhalden einen großen Bogen und gelangte so nach beträchtlicher Wanderung auf den Weg, den am Morgen der Risanote und nach ihm Teuta gegangen waren. An der Stelle über dem Küstenstädtchen, dort, wo einst der alte Milogej mit seiner kleinen Karawane Rast gehalten, hielt auch er an, suchte sich unmittelbar über dem Abhang eine gedeckte Stellung und streckte sich, die Waffen zum Gebrauch bereit gelegt, nieder zwischen die Felsen.

Man konnte von diesem Platze den Felsenpfad, der von Risano aufwärts gen Ubalac führt, fast in allen seinen Teilen überblicken. Darüber hinaus lag in majestätischer Ruhe die Flut der Bucht von Morinji in ihrer dunkelblauen Pracht, von jenseits leuchtete im Sonnenglanz das gleichnamige Städtchen herüber, überragt von nacktem, wild zerklüftetem Gebirge. Dunkelgrüne Gärten mit Feigen- und Granatbäumen umrahmten die hellen Mauern der Häuser, zwischendurch brannte das Rot der Oleanderstauden; im nächsten Umkreis, hier und dort auf den Höhen, nisteten zwischen den Felsen der Rosmarin und die Aloe. Ein zarter Duft lag über dem Ganzen, ein seltsames Gewebe von nebelgrauen und rosigen Schattierungen.

Dimitri lag ſtundenlang. Die Sonne hatte den Zenith längſt überſchritten. Endlich gewahrte er in der Tiefe aus den letzten Gärten Riſanos ein Morlakkenpaar dem Felſenpfade zuſchreiten, und ſein ſcharfes Auge erkannte trotz der großen Entfernung in ihnen die Erwarteten. Es war Milan mit ſeinem Weibe.

Sie klommen den Zickzackpfad empor, dann und wann unſichtbar durch überragende Felſen; endlich erreichten ſie den letzten Teil der Höhe, über den der Weg in gerader Rinne ſteil empor zu dem Punkte führte, wo Dimitri hinter dem Geſtein hielt.

Er ließ die beiden auf Schußweite herankommen, ſchob dann den Lauf ſeiner Büchſe über den Rand des Felſens, zielte, der Schuß krachte.

Dimitri erhob ſich, der Pulverrauch verflog. Er ſtand frei aufgerichtet und ſpähte nach ſeinem Opfer.

In dieſem Augenblick ſtieg auch unten eine kleine weiße Rauchwolke auf. Mit einem Schmerzensſchrei, die Hände auf die Bruſt gepreßt, taumelte er rückwärts und ſank nieder in die Kniee. Die Büchſe war ihm entfallen, ſie kollerte mit klirrendem Gepolter in die Tiefe.

Mit einem Fluche auf den Lippen ſchnellte Dimitri wieder empor, doch aufs neue brach er zuſammen; nochmals raffte er ſich auf und ſchleppte ſich auf allen vieren ſtöhnend wenige Schritte ſeitlich, wo eine Anzahl Felsblöcke ſcharf am Rande des Abſturzes übereinander getürmt lagen. An dieſen Klötzen richtete er ſich ächzend auf, Leichenbläſſe im Antlitz, ſchwankend wie ein Trunkener, und ſpähte hinweg über den Steinhaufen.

Die beiden unten ſtiegen den Felſenpfad empor. Mit unſicher krampfhaftem Griffe zog er den Handſchar aus dem Waffengürtel, zerſchnitt die Leinen, mit denen die Blöcke an das feſte Geſtein gekettet lagen, und mit dem letzten Kräfteaufgebot, ſich hoch aufrichtend, warf er ſich mit ſeiner

ganzen Körperſchwere gegen die Felſen, ſie gaben nach und ſtürzten mit gewaltig donnerndem Gepolter hinab in die Tiefe.

Aufkreiſchend wirft ſich unten das Weib den Steingeſchoſſen entgegen, ſie will ihren Mann mit ihrem eigenen Leibe ſchützen, doch im nächſten Augenblick ſchon iſt ſie zerſchmettert zu Boden geſchleudert und auch Milan in die Tiefe geriſſen.

Ein Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes.

Biographische Skizze von **Heinr. Wille.**

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Jo sini Lieder — sin mit Bluamenduft
Het's g'sängt der Mai un in der Pflegi gha.
Drum atme si so reini Maieluft,
Me liest un liest un het sin G'falle dra,"

heißt es im „Hebelbüchlein", in der oberländischen Mundart, welche zwischen Rhein und Schwarzwald herrscht, mit Recht von Johann Peter Hebel, dem Verfasser der berühmten „Alemannischen Gedichte". Noch weiter als diese aber haben seinen Namen die Erzählungen des „Rheinländischen Hausfreundes" und des „Schatzkästleins" getragen, aus denen ja Proben in die meisten Lesebücher übergegangen sind. Sie machten Hebel zu einem Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes, von dessen Erzählungen jedermann wenigstens die eine oder andere kennt.

Die Gedichte Hebels besitzen aber auch eine allgemeine litterarische Bedeutung, denn durch sie ist die Dialektpoesie in unserem Schrifttum erst wieder zu Ehren gelangt, um sich seitdem immer größere Anerkennung zu erwerben. Bis zu seinem Auftreten galt alles Mundartliche als bäuerisch und ungebildet und war deswegen aus der Litteratur

ſtreng verbannt geweſen. Wohl hatten ſchon vor ihm Voß im Norden und Grübel und Uſteri im Süden einige Dialektdichtungen veröffentlicht, allein ſie blieben ziemlich unbeachtet, bis Hebel, auf den namentlich Goethes anerkennende Beurteilung der zweiten Auflage ſeiner „Alemanniſchen Gedichte“ die allgemeine Aufmerkſamkeit lenkte,

Johann Peter Hebel.

das falſche Vorurteil gegen mundartliche Dichtungen beſeitigte und durch ſeine anmutigen Schöpfungen bewies, daß auch ſolche echteſte und lauterſte Poeſie ſein können. Seitdem hat Hebel als Dialektdichter viele Nachfolger gefunden, insbeſondere iſt Fritz Reuter wohl der „norddeutſche Hebel“ genannt worden, jedoch zweifellos gebührt dem erſteren der unverwelklichſte Kranz mundartlicher Dichtung.

Wer aber den Dichter will verſtehen, ſoll bekanntlich in Dichters Lande gehen, und ſo laden wir auch den ge-

neigten Leser ein, uns nach jenen Gegenden im Geiste zu folgen, wo des trefflichen Mannes Wiege gestanden hat, wo seine ferneren Lebensstationen waren und seine den alemannischen Volksstamm in seinem innersten Wesen schildernden Dichtungen entstanden sind.

Geboren wurde Johann Peter Hebel am 11. Mai 1760 zu Basel als Sohn wenig bemittelter Leute. Wenn man links von der Laterne auf unserer Ansicht des Petersgrabens, dem letzteren folgend, einige Minuten stadteinwärts wandert, kommt man in die Hebelstraße mit dem alten, ziemlich baufälligen Geburtshause unseres Dichters, dem Spital gegenüber. Sein Vater, Johann Jakob Hebel, stammte aus dem Städtchen Simmern auf dem Hundsrück, war in den Dienst des Majors Iselin zu Basel getreten und in dessen Regiment mit nach Flandern, an den Niederrhein und zuletzt nach Korsika gezogen. Die Stelle in dem reizenden Gedicht Hebels „Der Bettler“:

„I bi bim Paschal Paoli
In Korsika Dragoner gsi (gewesen)“,

und andere sind Erinnerungen an den Vater, der sich nach seiner Rückkehr mit Ursula Oertel verheiratete, welche ebenfalls bei Iselin im Dienst war. Mit ihr zog er dann nach ihrer Heimat, dem sechs Stunden von Basel entfernt im lieblichen Thal der Wiese gelegenen kleinen Dörfchen Hausen, wo sie in dem noch erhaltenen Häuschen wohnten. Der Vater arbeitete in seinem Gewerbe als Weber, alle Frühjahr aber pflegte er mit seiner Frau auf einige Monate zu ihrer früheren Dienstherrschaft nach Basel zu kommen, bei der sie dann gegen Tagelohn arbeiteten. Während eines solchen Aufenthaltes in der Stadt kam der kleine Johann Peter zur Welt.

Schon im folgenden Jahr starb der Vater, die Seinen in beschränkten Verhältnissen zurücklassend, doch nahm sich

die Mutter mit herzlicher Liebe des Kleinen an, der schon früh gute Gaben verriet und nun ihre einzige Hoffnung, ihr ganzer Trost war. Trotzdem ist seine Jugend zum Teil eine recht harte gewesen. Während des Sommers fanden Mutter und Sohn Unterkunft im Hause Iselin zu

Hebels Geburtshaus in Basel.

Basel, wo der Kleine die Münsterschule besuchte und sich der liebevollen Teilnahme von Iselins Gattin erfreuen durfte. Eindrücke aus jener Zeit spiegeln die Gedichte: „Erinnerungen an Basel" und „Die Marktweiber in der Stadt" wider. Im Winter aber war Frau Hebel auf den dürftigen Verdienst in ihrem Heimatsorte angewiesen.

Bei Hausen war ein Schmelzofen, in dem die Mutter Beschäftigung fand. Hebel erzählt, daß er ihr zum Erwerb mithelfen mußte durch Steinklopfen, Kohlentragen, Schlackenführen u. s. w., auch Holzsammeln im Walde und das Aufleſen von Dung auf der Straße blieb ihm nicht erspart. Seither ist der bergmännische Betrieb dort eingegangen, nur das Haus des früheren Hüttenverwalters in Hausen steht noch. Daneben ließ ihn die Mutter vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahre die Schule in Hausen besuchen, deren Lehrer Grether einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn hatte, und außerdem erhielt er seit seinem neunten Jahre lateinischen Unterricht im nahen Schopfheim, das neben Lörrach der Hauptort dieses Gebietes ist. Mit dreizehn Jahren durfte er sogar ganz dorthin, in das Haus des Leiters der Lateinschule, Friedrich Obermüller, übersiedeln, um letztere ungestörter besuchen zu können.

Seine Mutter erkrankte während eines Aufenthaltes zu Basel im Oktober 1773. Ihrem Wunsche gemäß machte der Sohn sich mit einem befreundeten Manne aus Hausen auf, um sie heimzuholen; ganz unerwartet verschlimmerte sich aber ihr Zustand derartig, daß sie auf dem Wege in den Armen des tiefbetrübten Knaben verschied. Dies geschah zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, in der Nähe der Schloßruine Rötteln, die ihm später zu einer seiner gehaltvollsten Dichtungen, „Die Vergänglichkeit", Anlaß bot, in der er auf jenen erschütternden Vorgang hindeutet. Auch in „Die Mutter am Christabend" schwebte ihm die wackere Frau vor, deren Andenken er treu in Ehren hielt.

Sein Wunsch war, sich dem geistlichen Stande zu widmen, deswegen brachte ihn sein Vormund nach der Einsegnung in das „Gymnasium illustre" zu Karlsruhe, wo er sich — von mehreren Gönnern unterstützt — auf den

Besuch der Hochschule vorbereiten sollte. Hebel studierte dann von 1778 bis 1780 in Erlangen Theologie, wurde zunächst Pfarrvikar in dem Dorfe Hertingen und im März 1783 als Präzeptoratsvikar oder Hilfslehrer am Pädagogium zu Lörrach angestellt. Mit Eifer und Hingebung

Am Petersgraben in Basel.

wirkte er als Lehrer, auch seine in Lörrach und in der Umgegend gehaltenen Predigten fanden Beifall, und der dortige Aufenthalt bildete ungeachtet der höchst spärlichen Besoldung eine der glücklichsten Episoden in seinem Leben. Mit einer Anzahl Altersgenossen trat er in vertrauten Verkehr, wobei sich die jungen Leute mit Vorliebe des

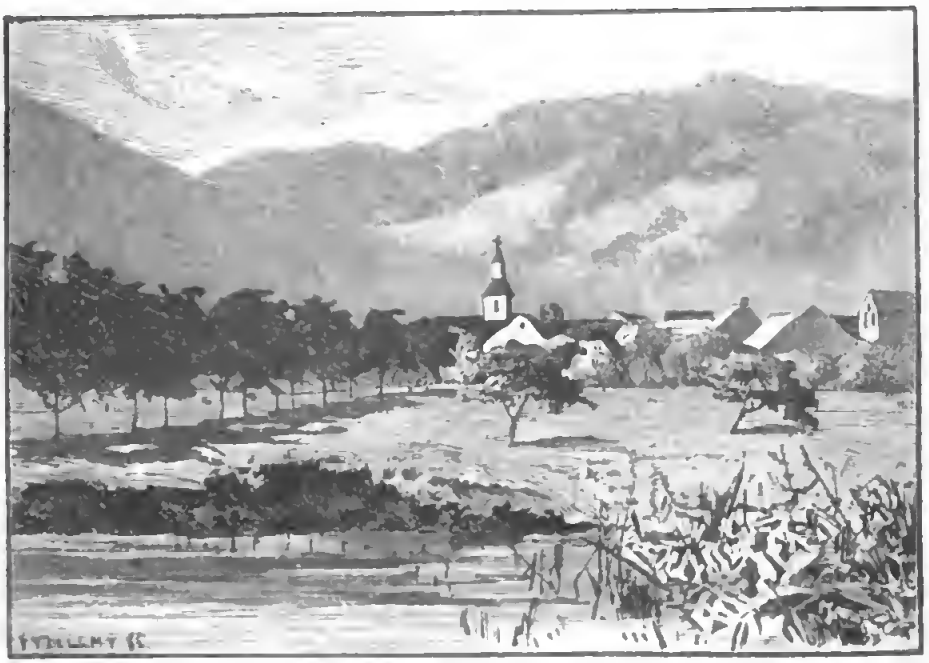
heimatlichen alemannischen Dialekts bedienten und allerlei lustige Geschichten und humoristische Wendungen ersannen, so daß dieser Freundschaftsbund den äußeren Anlaß für die Entstehung der „Alemannischen Gedichte" bot. Eine innige Neigung zog den jungen Mann zu einem benachbarten Pfarrtöchterlein, der schönen Gustave Fecht, doch kam es befremdlicherweise nicht zu einer Ehe zwischen ihnen. Hebel bewahrte ihr allezeit treue Freundschaft, aber er ist als Junggeselle gestorben. Vielleicht war es seine etwas passive und bequeme Natur, die ihn abhielt, dem Hagestolzentum zu entsagen.

In Lörrach und Hertingen hat er die meisten Eindrücke gewonnen und Erinnerungen gesammelt, die er teils schon während des dortigen Aufenthalts, zumeist aber erst nachher dichterisch verarbeitete; die Gegend von Hausen bis Lörrach bildet vorwiegend den Schauplatz seiner Gedichte, die auch in der reinen und unverfälschten Mundart seiner Heimat gehalten sind. Dies unterscheidet unseren Dichter von Fritz Reuter, der sich für seine Schriften eine Art von idealem Plattdeutsch als Ausdrucksmittel zurecht gemacht hat.

Als besonders charakteristische Merkmale jener oberrheinischen Abzweigung des Alemannischen ist die fast durchgängige Ersetzung des k durch ch (Chuchi = Küche) hervorzuheben. Dann fallen häufig am Schluß der Worte Konsonanten weg, besonders n (Rhi = Rhein, Jugeb = Jugend); zwischen zwei Vokalen wird aber stets ein n eingeschoben, falls kein i vorgeht (woni = wo ich). Von den Vokalen wird jedes lange a zu o (Hoor = Haar), o geht oft in u über, i in ü; ein kurzes e am Schluß wird abgeworfen oder in i umgewandelt. Au wird häufig u, eu zu ü und ei zu einem langen i, während es sich in der Endung eit zu einem e verkürzt (Chranket = Krankheit). Sehr beliebt ist, wie im Schwäbischen und Schwei-

zerischen, die Verkleinerungsform li, selbst da, wo es sich um gar keine eigentliche Verkleinerung handelt.

Die meisten Dichtungen Hebels entstanden erst, nachdem er sein geliebtes Oberland zwischen dem Rhein und Schwarzwald verlassen hatte, wohin er freilich, so oft es anging, in den Ferien zurückkehrte. Er war im Spätherbst 1791 als Lehrer mit dem Prädikat eines Subdia-



Hausen im Wiesethal.

konus an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen worden, und äußerte selbst, das Heimweh habe seine Gedichte erzeugt. Die Proben davon, die er seinen Bekannten mitteilte, veranlaßten diese, ihn zum Hervortreten an die Oeffentlichkeit zu ermuntern, und so erschienen im Jahre 1802 diejenigen Erzeugnisse seiner Muse, die ihm die gelungensten erschienen, gesammelt unter dem Titel „Alemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitte", mit dem aus dem Virgil genommenen Motto: „Silvestrem tenui musam meditabor avena" (Ländliches Lied will ich

auf einfachem Rohre versuchen). Der Name des Dichters war nicht genannt, sondern erschien erst auf dem Titel der zweiten Auflage, die 1804 herauskam, nachdem die erste eine über alles Erwarten günstige Aufnahme gefunden hatte. Namentlich F. G. Jacobi und Jean Paul empfahlen diese Dialektdichtungen mit begeisterten Worten, und selbst Goethe hatte in der neuen „Allgemeinen Litteraturzeitung" Worte der wärmsten Anerkennung für sie und ihren Dichter.

Dieser sei im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß zu erwerben, beginnt er, um dann fortzufahren: „Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachstum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus, aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Teil dieses Lob." Er verwandle die Naturgegenstände in ländliche Personen und verbauere so gewissermaßen das ganze Universum auf die naivste, anmutigste Art.

Der Dichter habe eine vorzügliche Gabe, die Eigentümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern und die aus allen sinnlichen Eindrücken eines solchen zusammen entspringende Empfindung wiederzugeben. Große Anmut der Erfindung und Ausführung sei ihm eigen, er treffe

meiſterhaft den Charakter der Volksdichtung, wobei ihm die behagliche naive Sprache weſentlich zu Hilfe komme. Im einzelnen lobt Goethe beſonders den „Karfunkel“ und den „Statthalter von Schopfheim“, und zu der „Wieſe“ bemerkt er, die Einzelheiten der Wanderung des darin als vorwärts ſchreitendes und wachſendes Bauernmädchen dargeſtellten Fluſſes ſeien außerordentlich artig, geiſtreich und mannigfaltig und mit vollkommener, ſich ſelbſt immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Das in dieſer Perle deutſcher Idyllik perſonifizierte Flüßchen iſt die hellſprudelnde Wieſe, die Tochter des Feldbergs, die er darin bis zu ihrer Vermählung mit dem Rhein begleitet. In dieſem Gedicht, das gleich verſchiedenen anderen in Hexametern geſchrieben iſt, wird der Rhein in folgenden Verſen eingeführt, die wir hier als eine kleine Probe folgen laſſen:

Hebels Wohnhaus in Hauſen.

„Jo er iſch's, er iſch's, i hör's am freudige Bruſche (Brauſen)!
Jo er iſch's, er iſch's mit ſine blaue Auge,
Mit de Schwitzerhoſen und mit der ſammete Chretze (Hoſenträger),
Mit de chriſtallene Chnöpfen am perlefarbige Brnſttuch,

Mit der breite Bruſt und mit de chräftige Stotze (Beine),
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rotsherr von Baſel
Stolz in ſine Schritte und ſchön in ſine Geberde."

Dieſe, wie die ſpäter noch hinzugekommenen Dialektdichtungen bieten ſämtlich Naturſchilderungen und idyllenhafte Sittengemälde des ländlichen Lebens, und Lieder im unverfälſchten, wenngleich veredelten Volksgeſchmack, die durch naive Anſchaulichkeit und ihre behagliche Naturauffaſſung den Leſer anziehen. Mit dem friſchen Humor, der ſie alle durchzieht, vereint ſich Gemütstiefe, die mitunter etwas ſentimental wird; die Form zeichnet ſich durchweg durch künſtleriſche Vollendung aus.

Man hat mehrfach verſucht, die „Alemanniſchen Gedichte" ins Hochdeutſche zu übertragen (mit beſtem Gelingen wohl Reinick), doch geht dabei naturgemäß ſtets viel von ihrer naiven Friſche verloren. Die Schilderung des Kleinlebens und der Idylle, wie auch der humoriſtiſchen Seiten unſeres Daſeins iſt ja gerade das eigentliche Gebiet der durch Hebel zur Anerkennung gelangten Dialektdichtung, durch die unſer litterariſches Darſtellungsvermögen eine weſentliche Erweiterung erfuhr.

1805 erhielt Hebel den Titel Kirchenrat; Ende 1806 reiſte er nach Freiburg, wohin man ihn als Pfarrer berufen wollte. Auf der Rückreiſe befielen ihn ſchwere Zweifel, ob er annehmen oder ablehnen ſolle; da hörte er in Emmendingen, wo er um zwei Uhr noch wachte, den Nachtwächter die Mahnung ſeines eigenen Liedes „Wächterruf" ſingen:

„Loſet (horchet), was i euch will ſage!
D' Glocke hat zwei g'ſchlage.
Und wem ſcho wieder, ebs (ehe) no tagt,
Die ſchweri Sorg am Herze nagt,
Du armer Tropf, di (dein) Schlof iſch hi!
Gott ſorgt! es wär' nit nötig gſi (geweſen),"

und nun beschloß er, die Sache ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Kurfürst Karl Friedrich von Baden wünschte, den verdienten Mann in Karlsruhe zu behalten und bewilligte ihm eine Zulage, und nachdem das Gymnasium den Namen Lyceum erhalten, ward Hebel am 1. Februar 1808 zu dessen Direktor ernannt. 1809 wurde er außerdem Mitglied der evangelischen Kirchenkommission und 1819 Prälat

Wohnhaus des früheren Hüttenverwalters in Hausen.

mit Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände.

Inzwischen war er ganz zufällig noch in eine neue Richtung schriftstellerischen Schaffens gelenkt worden. Seit dem Jahre 1803 erschien im Verlage des Karlsruher Gymnasiums der „Badische Landkalender", dessen Herausgabe der Landesherr jener Anstalt zur Erhöhung ihrer Einkünfte bewilligt hatte. Hebel hatte zuerst Beiträge, namentlich naturwissenschaftlichen Inhalts, dafür geliefert; 1806 übernahm er auf Wunsch der Behörde die ganze Heraus-

gabe, und bereits der folgende Jahrgang entstand unter seiner Leitung. 1808 änderte er auch den Titel des Kalenders, der fortan „Der Rheinländische Hausfreund oder neuer Kalender mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Geschichten" hieß, eine für jene Zeit ganz beispiellose Verbreitung (gegen 40 000 Exemplare) gewann und sogar nach Amerika ging.

In seinen nicht mundartlich, sondern in der Schriftsprache abgefaßten Erzählungen für diesen Kalender, die später unter dem Titel „Das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" gesammelt erschienen, hat Hebel ganz meisterhaft den Ton und die Darstellungsweise getroffen, die dem Volke gefiel und auf sein Gemüt Eindruck machte. Nicht minder aber erfreut sich auch der Gebildete an ihnen, in denen Ernst und Humor in trefflicher Art verbunden sind. Der Stoff dieser Geschichten ist wohl meist keine eigene Erfindung, aber es gewährt immer neuen Genuß, zu beobachten, wie er ihn sich angeeignet und ihm seinen geistigen Prägestempel aufgedrückt hat.

Goethe, der den Dichter im Herbst 1815 besuchte und seiner auch in dem ersten Hefte „Ueber Kunst und Altertum" ehrenvoll gedachte, maß diesen Erzählungen und Aufsätzen hohen Wert bei, und Heinrich Kurz bezeichnet sie als „wahre Meisterwerke, die seitdem noch nie übertroffen wurden und wohl auch unübertrefflich sind. Hebel hat darin die schwierigste Aufgabe, die sich ein Schriftsteller setzen kann, auf das glücklichste gelöst, die nämlich, daß er zugleich den Gebildeten wie den Ungebildeten, das Alter wie die Jugend, ja selbst das erst heranreifende Kind vollständig befriedigt. Welch eine reiche Bildung, welche Tiefe des Gemüts, welche Schärfe der Beobachtung, welche Liebe zum Volk, welche hohe Kunst der Darstellung, mit einem Worte, welche Vereinigung von seltenen Eigenschaften setzt dies voraus! Und wie mußten sich diese

seltenen Eigenschaften zur vollendetsten Harmonie in ihm verschmelzen, um solche Gemälde zu schaffen! Da ist alles schlicht und einfach, und liest sich so leicht weg, es sieht so natürlich aus, als ob jeder auch so schreiben könnte, und doch — wie viele haben es versucht, so zu schreiben,

Partie aus Schopfheim.

und wem ist es gelungen? Am nächsten mag ihm der Wandsbecker Bote (Matthias Claudius) stehen, aber so trefflich dieser auch oft in seiner naiv volkstümlichen Sprache ist, so sieht man es ihm doch an, daß er sich diese erst angeeignet hat, weshalb er oft gesucht wird. In Hebel findet sich dagegen nirgends eine Spur von Affektation;

alles ist bei ihm wahr, natürlich, ungesucht, als ob er selbst auf der Bildungsstufe der Personen stünde, deren Begebenheiten, Ansichten und Empfindungen er schildert."

1812 besuchte Hebel zum letztenmal sein geliebtes Oberland, wo nun schon den größten Teil der alten Freunde der kühle Rasen deckte; 1814 legte er die Direktion und 1815 auch die Leitung des Kalenders nieder, nur für den Jahrgang 1819 übernahm er auf Zureden seiner Freunde noch einmal die Herausgabe. Im Jahre 1818 ernannte ihn die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache zu ihrem Mitgliede; in dieses Jahr fallen auch die meisten seiner „Biblischen Erzählungen für die Jugend".

1826 unternahm er eine Prüfungsreise, auf der er in Mannheim noch an einer ihm zu Ehren veranstalteten Rheinfahrt bis zur Neckarmündung teilnahm. Er verschied auf dieser Reise ganz unerwartet zu Schwetzingen am 22. September im Hause eines Freundes. Ein Denkmal schmückt die Ruhestätte des Sängers der „Alemannischen Gedichte", des „Rheinischen Hausfreundes" an der östlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofes. Ein anderes Denkmal dieses schlichten Sohns des Volkes, der zu einem unserer volkstümlichsten Dichter und Schriftsteller geworden ist, steht im Schloßgarten zu Karlsruhe. In dieser Stadt besteht ein Verein, der jährlich unter großer Beteiligung eine Hebelfeier veranstaltet, und in dem Dörflein Hausen wird in jedem Jahre am 10. Mai eine Feier abgehalten, bei der von der dortigen Gemeinde und der Basler Hebelgesellschaft gespendete Gaben an dürftige alte Frauen und Prämien an fleißige Schüler und Schülerinnen verteilt werden.

Allerlei Großstadtgewerbe.

Bilder aus dem modernen Leben. Von Th. Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Die modernen Großstädte mit ihren bunt zusammengesetzten Bevölkerungen, wo das Wohlleben sowohl, wie auch der Kampf ums Dasein eine ungewöhnliche Steigerung erfährt, wo sich eigenartige Bedürfnisse von der mannigfachsten Form fortgesetzt geltend machen und alle Kräfte zur Begründung der Existenz angestrengt werden müssen, zeitigen neben den sonst üblichen Berufszweigen auch eigentümliche Erwerbsverhältnisse, die nur dort möglich sind. Es ist erstaunlich, aus welchen Beschäftigungen zahlreiche Menschen in den verschiedenen Hauptstädten der Welt Nutzen zu ziehen wissen. Und zwar handelt es sich dabei häufig nicht sowohl um Nebenverdienste, sondern oft vielmehr um die ausschließliche Gewinnung der Mittel zum Lebensunterhalt, um regelrechte Gewerbe. Diese Gewerbe sind so eng mit dem Wesen der Großstädte verknüpft, entspringen so sehr ihren natürlichen Besonderheiten, daß man sie mit Recht als Großstadtgewerbe bezeichnet hat.

Als eins der am wenigsten einträglichen Großstadtgewerbe dürfte wohl dasjenige der Finder erscheinen. Und doch ist dem nicht so. In allen Großstädten giebt es Personen, die ausschließlich vom Finden leben. Und diese gewerbsmäßigen Finder sind keineswegs immer Bettler-

gestalten oder arbeitsscheue Individuen in zerlumpter Kleidung, sondern oft anständige Erscheinungen, denen es der Ertrag ihres Gewerbes gestattet, mit ihrer Familie ganz behaglich zu leben. Sollen doch umsichtige berufsmäßige Finder in Paris und Berlin zu gewissen Zeiten täglich fünfzehn bis zwanzig Mark, in dem Weltstadtgetriebe von London und New York aber bis zu fünfzig Mark finden.

Ein Haupterfordernis für den Finder ist ein scharfes Auge, das durch Uebung geschult ist. Sodann bedarf er einer genauen Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und muß sich stets über solche Vorgänge im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben auf dem Laufenden erhalten, bei denen größere Menschenansammlungen stattfinden. Der Finder hat daher gewöhnlich seine ganz bestimmten Strecken, die er abpatrouilliert, und unterrichtet sich fortwährend durch die Zeitungen über Versammlungen, öffentliche und private Vergnügungen, große Leichenbegängnisse und Festlichkeiten aller Art. Er sucht regelmäßig mehrere Male am Tage die belebtesten Straßen ab, findet sich nach Schluß der Börsengeschäfte vor der Börse ein, er sucht, wenn das Publikum die Theater verlassen hat, die Plätze vor denselben ab, er weiß, wann die großen Vergnügungslokale, in denen Konzerte und Tanzfestlichkeiten abgehalten werden, schließen, und folgt dem Strom der Nachtschwärmer nach den Cafés, vor denen sich ihm ebenfalls ergiebige Fundstätten darbieten.

Eine besonders reichliche Ausbeute gewähren ihm die Tage nach den Sonntagen und Festtagen. Dann wandert er schon in der grauen Morgendämmerung die am meisten gewählten Wege nach beliebten Ausflugspunkten entlang, denn gerade auf diesen Strecken gehen, wenn die Ausflügler des Abends in ausgelassener Fröhlichkeit nach den Thoren ihrer Stadt zurückkehren, außerordentlich viele Wertstücke verloren. Man braucht nur einmal am Montag

die Zeitungen zu durchfliegen, um zu sehen, wie oft Gegenstände als auf den Wegen verloren bekannt gemacht werden, welche nach besuchten, außerhalb der Stadt gelegenen Vergnügungsetablissements führen und hauptsächlich vom Publikum am Sonntag benutzt werden.

Ueberhaupt wird in großen, verkehrsreichen Städten viel mehr verloren, als man gewöhnlich annimmt. Das Geld, vom Pfennig bis zum Goldstück und zur Banknote, ist natürlich dem gewerbsmäßigen Finder am erwünschtesten, aber auch Schmuckgegenstände aller Art, Armbänder, Ringe, Damen- und Herrenuhren u. s. w. verschwinden in seine Tasche. Wohlfeilere Fundstücke werden sofort veräußert, wertvollere Gegenstände, vor deren Ankauf womöglich der Verlierer öffentlich warnt, werden, gegen gute Belohnung natürlich, zurückgegeben. Der Ertrag dieses eigenartigen Gewerbes beruht nicht sowohl auf Glück, als vielmehr auf einer klugen Berechnung aller einschlägigen Verhältnisse, und manche dieser Finder haben dabei ein solches Geschick bewiesen, daß sie in den Verkehrszentren London und New York Summen zusammenfanden, die zur Erwerbung eines Landhauses ausreichten.

Weniger einträglich und angenehm ist das Gewerbe gewisser Personen, die sich als „Schutzengel" in solchen Kneipen von Paris ständig aufhalten, welche von Gewohnheitstrinkern besucht werden. Ihr Beruf besteht darin, die Betrunkenen unter ihren Schutz zu nehmen und nach Hause zu bringen. Das Amt ist schwieriger, als man glaubt, denn es gilt, den Besinnungslosen nötigen Falls auf die Schultern zu laden und nach Hause ins Bett zu schaffen. Zu den erforderlichen Eigenschaften eines guten Schutzengels gehören in erster Linie Körperstärke, Nüchternheit, Charakterfestigkeit und Ehrlichkeit. Der Schutzengel, der sein Geschäft versteht, darf nicht gestatten, daß sein Schutzbefohlener Streit anfängt oder Hand an sich legt, er darf

aber auch nicht die Freigebigkeit seines Schützlings mißbrauchen, um so mehr, als man ihn am nächsten Tage des Diebstahls beschuldigen könnte. Kurz, er ist für das Wohl und Wehe seines Klienten verantwortlich, bis dieser im Bette liegt. Dafür erhält der Schutzengel am nächsten Tage eine Belohnung.

Verwandt hiermit, wenn auch, wie es in der Natur der Sache liegt, um vieles gefährlicher, ist der Beruf der Lebensretter. Denn es ist, so unglaublich es auch klingen mag, Thatsache, daß es in den großen am Wasser liegenden amerikanischen Städten wie New York, Boston, Philadelphia, Chicago, San Francisco u. s. w. nicht wenige Personen giebt, die das Retten als Geschäft betreiben. Bei allen jenen sommerlichen Vergnügungsfahrten, die sich, zum Beispiel in New York, in die Bai hinab oder den Hudsonfluß aufwärts bewegen, wird ein für diese Gelegenheit engagierter geschäftsmäßiger Lebensretter mitgenommen, welcher gegen ein ziemlich hohes Honorar die Verpflichtung übernimmt, die über Bord fallenden oder sonstwie ins Wasser geratenden Mitglieder der Ausflugsgesellschaft zu retten. Bei der Ueberfüllung der Schiffe und der großen Unerfahrenheit der zwischen sicheren Steinwänden aufgewachsenen Stadtjugend fallen nämlich immer einige Unvorsichtige ins Wasser, die alsdann von dem in seinem kleinen Boot hinter dem Dampfer herfahrenden Retter aufgefischt und geborgen werden. Daß die Rettung häufig Einsetzung des eigenen Lebens erfordert, denn die des Schwimmens unkundigen Verunglückten haben stets die Neigung, den Hilfeleistenden zu sich in die Tiefe zu ziehen, versteht sich von selbst.

Die Gilde der Lebensretter ist noch nicht alt. Dem Stifter derselben war es nicht vergönnt, die Früchte seines Unternehmens zu ernten. Er starb, erst 35 Jahre alt, nachdem er über hundert Menschen vom Tode des Er-

trinkens gerettet hatte, und zwar erreichte er diese Zahl in nur fünfzehnjähriger Thätigkeit. In aller Stille wurde der Held, Ed. Smalley, zu Grabe getragen. Keiner der Geretteten legte einen Kranz auf den Grabhügel nieder, denn er war ja ein berufsmäßiger Retter, der für sein Eingreifen, sein Geschäft, bezahlt wurde.

Auch die Gewerbe, mit denen mittellose Angehörige der höheren Stände in den Großstädten ihr Leben fristen, sind zuweilen recht absonderlicher Art. So lebte in Brüssel bis vor wenigen Jahren ein pensionierter deutscher Offizier als Anraucher, indem er das Anrauchen von Meerschaumpfeifen als ausschließlichen Erwerb betrieb. Das Wunderlichste an der Sache war, daß er selbst niemals rauchte. Um seine Pfeifen zu bräunen, benutzte er einen Apparat, an welchen die Pfeifen, nachdem sie kunstgerecht gestopft waren, angeschraubt wurden. Durch einen am Apparat befindlichen Blasebalg wurde der nötige Luftzug hergestellt, der den Tabak gleichmäßig in Brand erhielt und bis auf das letzte Blättchen verkohlen ließ. Der alte Herr arbeitete nur für Pfeifenfabrikanten, die ihm für jede kunstgerecht angerauchte Pfeife zehn Franken bezahlten.

Da in Amerika mehr als anderswo Zeit Geld ist, so sind in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten Anstalten entstanden, welche den an den öffentlichen Vorgängen interessierten Personen ein dort sehr zeitraubendes Geschäft, das Zeitungslesen, abnehmen, die Leseanstalten. In Nordamerika ist bekanntlich ein Drittel jeder Zeitung den persönlichen Angelegenheiten von Politikern, Rednern, Geistlichen, Schauspielern und Gelegenheitsberühmtheiten gewidmet. Das Zeitungslesen ist für alle diese Leute daher unerläßlich. Man wendet sich, um nicht täglich ganze Stunden an Zeit mit der Durchsicht der Tageszeitungen zu verlieren, einfach an die Leseanstalt, abonniert sich dort und giebt diejenigen Dinge an, über

welche man unterrichtet zu werden wünscht. Einen Begriff von dem Umfang dieser Anstalten wird die Mitteilung verschaffen, daß in einem größeren Institut in einer Woche etwa 7000 Zeitungen gelesen und 10 000 Ausschnitte an die Besteller versandt werden. Selbstredend wird das Lesen ganz systematisch betrieben. Die Anstalten besitzen ihre Abteilungen für Politik, Kunst, Justiz, Litteratur, Journalistik u. s. w. Die Arbeit der ersten Abteilung besteht lediglich im Ausschneiden und Zuteilen der einzelnen Rubriken an die entsprechenden Abteilungen, und hier beginnt erst die eigentliche Lesearbeit. Die Arbeit der Anstalten ist streng geheim. Zu diesem Zweck bekommt jeder Kunde eine Nummer, so daß ein außerhalb der Anstalt stehender im günstigsten Fall nur den Stand des Bestellers zu erraten vermag. Ein Auftrag lautet zum Beispiel: „Nr. 415. Ich und die Mac Kinley-Bill. Auf sechs Monate.“ In diesem Falle ist der Besteller ohne Zweifel ein Senator oder ein Kongreßmitglied in Washington. Oder die Bestellung heißt: „Nr. 810. Meine Reden und der Fall Sharp.“ Dann wird es ein Advokat sein, der den Auftrag erteilte.

Die Anstalt hat in der Regel noch eine Sonderabteilung, die ohne Aufträge von außen arbeitet. Stirbt ein bedeutender Mann im Lande, beispielsweise Mister Smith, so werden sogleich alle Artikel, Todesanzeigen, Nachrufe und biographische Skizzen gesammelt, die sich mit dem Verstorbenen beschäftigen. Nach etwa einem Monat klebt die Anstalt sämtliche Ausschnitte, schwarz berändert und wohl geordnet, in ein gut gebundenes Buch und versieht es mit dem stolzen Goldstempel: „Die amerikanische Presse dem Andenken des seligen Mr. Smith.“ Es wird dann der Familie oder dem Erben des Verstorbenen zum Kauf angeboten. In den meisten Fällen sind die Trauernden so angenehm überrascht, daß sie für die Sammlung von

Digitized by Google

Ausschnitten, die natürlich nur das Lob des teuren Toten singen, einen hohen Preis bezahlen. In ähnlicher Weise arbeitet die Anstalt, wenn in bekannten Familien Verlobungen, Vermählungen oder Jubiläen gefeiert werden. Wenn ein derartiges Unternehmen auch eigenartig erscheinen mag, so ist es doch sicher, daß diejenigen, welche den Erwerbszweig schufen, zu reichen Leuten geworden sind. Uebrigens scheint sich die Einrichtung auch bei uns einbürgern zu wollen. Wenigstens erschien kürzlich in einer Berliner Zeitung ein Inserat: „Gesucht zwölf Zeitungstiger" — aller Wahrscheinlichkeit nach zur Begründung einer solchen Zeitungsleseanstalt.

Auch im Dienste der Reklame finden manche Großstadtexistenzen ihr Auskommen. So bezeichnet man gewisse auffällig gekleidete Männererscheinungen als *Modewandler*, um durch diesen Spott das Uebermaß ihrer Eitelkeit zu geißeln. Den Pariser Herrenschneidern ist es vorbehalten gewesen, thatsächlich wandelnde Modejournale zu schaffen, das heißt Männer nach der neuesten Mode zu kleiden und sie obendrein dafür noch zu bezahlen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Moden weniger durch das Beispiel einiger tonangebenden Persönlichkeiten entstehen, als daß sie vielmehr nach der Vereinbarung hervorragender Herrenschneider ins Leben gerufen werden. Nun werden zwar die festgesetzten neuen Moden durch die Fachzeitschriften unter dem Publikum verbreitet, allein auf diese Weise geht die Propaganda immerhin nur langsam vor sich. Darum sind einige Inhaber von bedeutenden Schneidergeschäften in Paris auf den Gedanken gekommen, junge Männer von vorteilhaftem Aeußeren mit Kleidern nach der jeweilig neuesten Mode auszustatten und sie unter der Bedingung mit einem festen, ziemlich beträchtlichen Gehalt anzustellen, daß sie sich so viel, wie nur irgend angängig, in vornehmen Restaurants, Cafés, in

den Theatern und auf den Promenaden zeigen. Es gilt eben, für die neue Mode durch das Beispiel zu wirken. Durch die Macht des Nachahmungstriebes und Eitelkeitkitzels stellen sich bald genug freiwillige Nachfolger ein, die sich der Neuerung anschließen und sie weiter verbreiten helfen.

Auch Damen erwerben sich zuweilen als Reklamekäuferinnen ihren Lebensunterhalt. Das lustige Wien ist gegen Reklamen in der Presse ziemlich argwöhnisch. Ein großes Modewarengeschäft suchte daher vor einigen Jahren auf eine andere Weise Reklame zu machen. Es verpflichtete sich gegen eine tägliche Entschädigung eine Anzahl vornehm auftretender Damen. Diese mußten nun in der Nähe des Geschäftslokals promenieren und, sowie sich Publikum vor den Auslagen in den Schaufenstern angesammelt hatte, zu zweien oder dreien ebenfalls zur Besichtigung der ausgestellten Modeneuheiten herantreten. Scheinbar in intimer Unterhaltung begriffen, lobten sie dann mit halblauter, aber für die Umstehenden deutlich vernehmbarer Stimme die Wohlfeilheit und Güte der Waren und sprachen zu einander ihre Befriedigung über früher gemachte Käufe aus. Das ward dann oft die Ursache, daß die Schaulustigen das Geschäft aufsuchten und hier ihre Einkäufe vollzogen. Ein anderer Teil der engagierten Damen mußte sich beständig im Promenadenkostüm als angebliche Käuferinnen im Geschäftslokal aufhalten. Sowie Kundinnen erschienen, gaben sie sofort umfangreiche Bestellungen auf, äußerten ebenfalls nach verschiedenen Seiten hin ihre Zufriedenheit und verabschiedeten sich danach, nicht ohne durch ihr Beispiel die Kauflust der Eingetretenen angeregt zu haben. Nach einiger Zeit, wenn sie hoffen konnten, daß die Anwesenden sich entfernt hatten, stellten sie sich wieder ein und begannen dann vor einem anderen Zuhörerkreis ihr Spiel

von neuem. Nicht nur der Geſchäftsinhaber kam bei dieſer originellen Reklame auf ſeine Rechnung, ſondern auch die als Anlockerinnen dienenden Damen ſtanden ſich dabei gut, ſo daß ſie eine recht anſehnliche Einnahme erzielten.

Die Großſtadtgewerbe ſind nicht nur nach den einzelnen Großſtädten verſchieden, ſondern ſie wechſeln auch im Lauf der Zeiten. Mit dem Wechſel der Verhältniſſe geht auch mit ihnen eine Umwandlung vor, verſchwinden alte und tauchen neue auf, ſo daß auch hier ein ſtetes Vergehen und Entſtehen herrſcht.

Der Aufstand auf Cuba.

Beitrag zur Zeitgeschichte. Von **Justus Brandt.**

Mit 18 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Jahre bereits dauert jetzt der Aufstand auf der „Perle" oder der „Königin der Antillen", wie die Spanier Cuba nennen, dessen Wohlstand unter den erbitterten Kämpfen, welche ein großer Teil der eingeborenen Bevölkerung gegen die spanische Herrschaft auf der Insel führt, zu Grunde geht. Mit lebhaftem Interesse verfolgt man überall diese Erhebung auf jenem Eilande, das den besten Tabak der Welt liefert, und von dem schon Columbus geäußert haben soll, er halte dies Land für das schönste, welches die Sonne bescheine und menschliche Augen je erblickt hätten.

Nach dem Verluste der festländischen Kolonien in Amerika blieben den Spaniern dort nur noch die Inseln Cuba und Portorico, von denen die erste einen gewaltigen Aufschwung nahm, als das Mutterland im Jahre 1809 endlich ihre Häfen dem Handel aller Nationen erschlossen hatte. Wäre die spanische Regierung auf diesem Wege vernünftiger Zugeständnisse und notwendiger Reformen fortgeschritten, so würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach

heute in Cuba eine treuergebene und reiche Erträge liefernde Kolonie besitzen. Man betrachtete aber die Insel einzig und allein als Melkkuh; Cuba mußte alle spanischen Waren zollfrei einlassen, seine eigenen Erzeugnisse aber in Spanien hoch verzollen und noch die Repressalien des Auslandes dafür tragen, daß Spanien fremde Einfuhr auf der Insel so hoch belastet. Die Cubaner blieben von

Die Ankunft der Kolonne des Obersten Tejeda in Songo.

der Verwaltung ihrer Insel nahezu ausgeschlossen, um so lebhafter waren die Klagen über die Korruption der durchweg käuflichen spanischen Beamten. Viele Jahrzehnte hindurch wurden alle Beschwerden der Cubaner völlig unberücksichtigt gelassen, und ihr gewiß nicht unbilliges Verlangen, teilnehmen zu dürfen an der Verwaltung ihres eigenen Landes und mit den Spaniern politisch gleichberechtigt zu sein, wurde abgelehnt.

Kein Wunder daher, daß 1868 ein Aufstand losbrach, den die Spanier erst nach zehnjährigen Kämpfen nieder-

zuwerfen vermochten. Damit gaben sie sich kurzsichtigerweise zufrieden, statt die Ursachen jener Erhebung zu beseitigen, und so ist es denn im Februar 1895 zu einer neuen Schilderhebung seitens all der unzufriedenen Elemente gekommen, deren Wahlspruch: „Fort mit der spanischen Herrschaft!“ ist.

Jetzt, nach zweijährigem Kriege, hat die Königin-

Der Panzerkreuzer „Reina Mercedes“.

Regentin endlich eine von dem Ministerpräsidenten Canovas del Castillo ausgearbeitete Reformakte unterzeichnet, mit der man aber auf beiden Seiten unzufrieden zu sein scheint; die Spanier behaupten, die darin gemachten Zugeständnisse gingen viel zu weit, während die Cubaner ein noch viel höheres Maß des Entgegenkommens verlangen.

Wie eigentlich die Lage der Dinge auf der Insel, nach der uns unsere Illustrationen — Nachbildungen von an Ort und Stelle gemachten photographischen Aufnahmen — versetzen, in Wahrheit ist, läßt sich kaum mit einiger

Sicherheit feſtſtellen, da die Berichte aus den beiderſeitigen Lagern vielfach ganz widerſprechend lauten und nicht einmal über die beiderſeitigen Streitkräfte genaue Nachrichten zu erlangen ſind. Als der Aufſtand ausbrach, hatte Spanien nur 15 000 Mann reguläre Truppen auf der Inſel, doch ſoll der Nachſchub während der beiden letzten Jahre über 200 000 Mann betragen haben, und außer-

Das Kanonenboot „Galicia".

dem noch eine große Anzahl von Freiwilligen in die Armee eingereiht worden ſein. Die Kopfzahl, über die der Höchſtkommandierende, General Weyler, verfügt, wird auf 300 000 bis 400 000 geſchätzt, doch dürfte die letztere Angabe wohl zu hoch gegriffen ſein. Die Truppen haben eine überaus ſchwierige Aufgabe, da die Inſurgenten von ihren Spähern ſehr gut bedient werden. Die ſpaniſchen Kolonnen ſind unausgeſetzt auf dem Marſche; unſer Bild S. 193 ſtellt die Ankunft der vom Oberſten Tejeda geführten Kolonne in Songo dar.

Die Kriegsschiffe, welche Spanien in den dortigen Gewässern stationiert hat, sind nicht ausreichend gewesen, die Zufuhr von Waffen, Munition und Mannschaften, welche den Insurgenten namentlich aus Amerika zuging, fernzu-

Der für Kriegszwecke ausgerüstete Schlepper „Conchita".

halten; mehrere von ihnen hatten außerdem besonderes Mißgeschick. Der Panzerkreuzer „Reina Mercedes" hatte eine Schaluppe nach der Bucht des Aserrado (nahe bei Santiago) gesandt, welche dort Landungsversuche der Flibustier hindern sollte, sich aber überfallen und eine Revolverkanone, Gewehre und Munition wegnehmen ließ.

Das Kanonenboot „Relampado" wurde auf dem Manzanillofluſſe durch eine von den Aufſtändiſchen gelegte Mine in die Luft geſprengt; den Typus der ſpaniſchen Kanonen-

Die Eiſenbahnſtation der Minengeſellſchaft von Daiquiri.

boote zeigt unſere Abbildung der „Galicia". Der Schlepper „Conchita" gehört zu den Dampfern, die man bei Ausbruch der Bewegung für Kriegszwecke armiert hat.

Von großer Wichtigkeit für die Operationen ſind natürlich die Bahnlinien, von denen auf Cuba erſt 1731 Kilo-

meter in Betrieb stehen, was für den Umfang der Antilleninsel, die sich über elf Längengrade erstreckt, vom Kap Antonio bis zum Kap Maisi gegen 1200 Kilometer lang ist und ein Areal von 118 833 Quadratkilometer — fast so groß, wie ganz Süddeutschland — hat, sehr wenig ist. Ihre weitere Ausdehnung wäre namentlich zu dem Zwecke nötig, um den Reichtum der Insel an Mineralien

Station von Sabanilla y Maroto.

zu heben, da die Minendistrikte erst zum kleineren Teile Anschluß an das Schienennetz haben, wie zum Beispiel die Etablissements der Minengesellschaft von Daiquiri, deren Station unser Bild auf S. 197 zeigt. Andere wichtige Stationen im Osten sind die von Sabanilla y Maroto und von Christo, letztere mit einem Hintergrunde echt tropischer Vegetation.

Gleich von Anfang an haben die Insurgenten ihr Augenmerk darauf gerichtet, die telegraphischen und tele-

phonischen Leitungen zu durchschneiden, sowie die Bahnhöfe und sonstigen kleinen Stationen durch Dynamit zu zerstören. Mit Erfolg haben sie auch wiederholt versucht,

Die Station von Christo vor Ankunft eines Zuges.

ganze Züge in die Luft zu sprengen, namentlich solche, die zu Truppentransporten benutzt werden. Spanischerseits schickt man deswegen jedem Zuge eine besondere Lokomotive voraus, um das Gelände zu erforschen und,

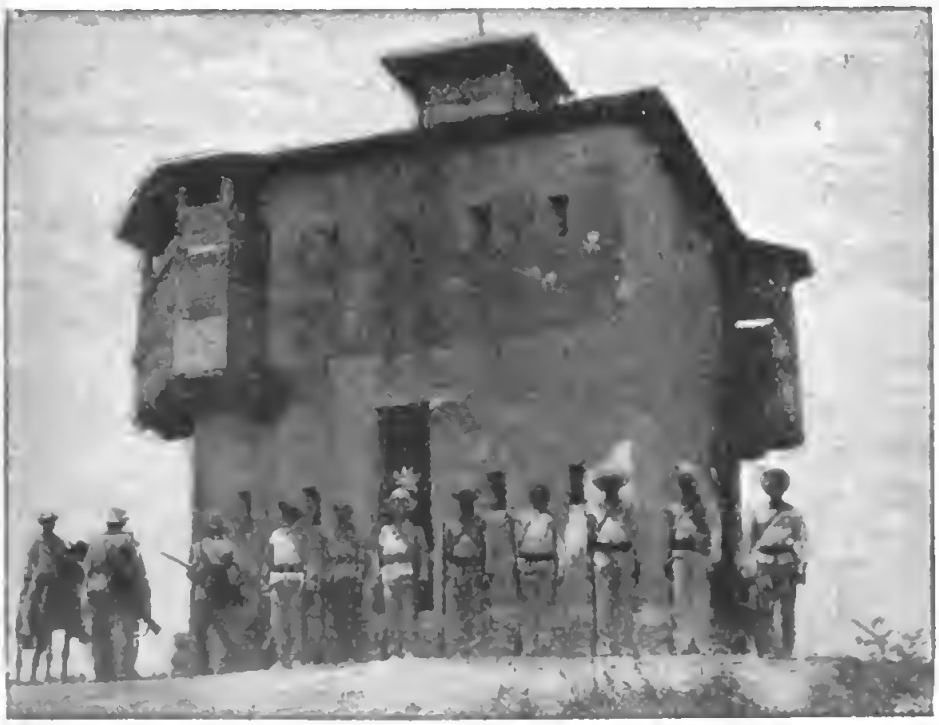
wenn die Linie unterbrochen gefunden wird, sofort ein Alarmsignal nach rückwärts zu geben. Auch auf Wegen, die möglicherweise die spanischen Truppen benutzen, werden

Befestigung an der Bahnlinie von Daiquiri.

von den Insurgenten oft kleine Minen gelegt und, wenn sich die Gelegenheit bietet, Dynamitbomben unter die Kolonnen geworfen.

Besonders wichtige Bahnstrecken haben die Spanier

durch Anlage von Verſchanzungen mit Blockhäuſern zu ſichern geſucht, ſo die von Daiquiri bei Santiago de Cuba. Eine andere derartige kleine Feſtung, „Los Hornos“ bei Santiago, zeigt unſer untenſtehendes Bild, während die Abbildung auf S. 203 das Blockhaus von Hoyo Colorado darſtellt, das bei dem Zuſammenſtoße des Inſurgentenführers Antonio Maceo mit der Abteilung des Majors



Das Blockhaus „Los Hornos“ bei Santiago de Cuba.

Cirujeda eine Rolle ſpielte. In dieſem Treffen fiel bekanntlich jener militäriſch ſehr begabte „Cabecilla“, auf deſſen Leiche ſich der junge Gomez ſelbſt den Tod gab, doch ſcheint dieſer ohne Frage ſehr harte Verluſt den Mut der Aufſtändiſchen keineswegs derartig niedergebeugt zu haben, wie man in Spanien bei dem Eintreffen dieſer Nachricht zuerſt hoffte.

Die Angaben über die Geſamtzahl der bewaffneten Inſurgenten auf der ganzen Inſel ſchwanken zwiſchen 30 000

und 70 000, darunter sollen etwa 70 Prozent Weiße und 30 Prozent Farbige sein. Ihr Höchstkommandierender ist der „General" Maximo Gomez, der bei dem cubanischen Aufstand 1868 bis 1878 als Kriegsminister fungierte. Dies Amt versieht gegenwärtig der Pole Carlos Roloff, ein geborener Galizier, der schon 1868 am Kampf gegen die Spanier teilnahm und seitdem abwechselnd auf den Antillen und in Zentralamerika gelebt hat. Andere Insurgentenführer sind Calixto Garcia, Sanchez, Borrero, Guerra und Diaz. Gleich bei Ausbruch des Kampfes wurde die „Republik Cuba" proklamiert und zu ihrem Präsidenten Salvador Cisneros Bétancourt, Marquis de Santa Lucia (geb. 1832 zu Puerto Principe), gewählt. Er war früher lange Zeit Präsident der cubanischen Repräsentantenkammer und ist vielfacher Millionär.

Die Regierung des Zukunftsfreistaates, die im Auslande bisher freilich nur von der Republik Bolivia anerkannt wurde, befindet sich zu Jimaguaya in der Provinz Puerto Principe; sie hat ihre eigenen Beamten und erhebt in den von den Aufständischen besetzten Gebieten Steuern. Ihr offizielles Organ ist die Kriegszeitung der Insurgenten, „La Independencia", zugleich ein typographisches Unikum auf dem Gebiete des Zeitungswesens. Die Schwierigkeiten, unter denen dies Blatt hergestellt wird, sind nämlich einzig in ihrer Art. Der Redakteur, José Guinot, welcher gleichzeitig auch Setzer und Drucker ist, hat einen ledernen Setzkasten auf einem Strohsack am Halse seines Pferdes befestigt, und während sich die Freiheitskämpfer auf dem Marsche befinden, redigiert und setzt er die in Broschürenformat erscheinende, acht Seiten starke Zeitung. Bei der Rast wird der Pferdehals mit dem Rasen vertauscht, wo alsdann der merkwürdige Jünger Gutenbergs seinem Berufe mit mehr Muße obliegen kann. Manchmal sieht er sich auch gezwungen, den Setzwinkel-

Blockhaus von Hoyo Colorado.

haken mit der Flinte zu vertauſchen. Gedruckt wird die Zeitung auf einer Holzpreſſe, ähnlich derjenigen, welche die cubaniſchen Bauern zum Preſſen ihrer Käſe benützen.

Das Heer der Aufständischen umfaßt Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Namentlich die Kavallerie, von der uns das untenstehende Bild eine Abteilung auf dem Marsche zeigt, hat wiederholt Tüchtiges geleistet. Die Aufständischen besitzen auch zwei aus Amerika bezogene Dynamitkanonen, deren mit komprimierter Luft fortgeschleuderte Geschosse jedesmal unter den spanischen Truppen große Verheerungen anrichten und panischen Schrecken verbreiten. Endlich verfügen sie auch über mehrere kleine Küstendampfer für den Verkehr an der wegen der vielen Korallenbänke schwer zugänglichen Südküste, die von der Südwestküste, mitunter auch von den östlichsten Punkten, eine Verbindung mit dem amerikanischen Festlande unterhalten.

Kavallerie der Aufständischen auf dem Marsche.

Gehängt!

Die Erbitterung iſt auf beiden Seiten eine wahrhaft grenzenloſe, und dementſprechend geſtaltet ſich auch die Kriegführung auf der unglücklichen Inſel, die doch an

und für sich, was den Reiz der landschaftlichen Scenerie wie die Fülle und den Reichtum ihrer Erzeugnisse anbelangt, zu den gesegnetsten Ländern des Erdballs gehört. Der Weg, den die Insurgenten nehmen, ist stets durch Brand und Blut bezeichnet. Sie hatten sich das Ziel gesetzt, die Zuckerernte von 1896 zu vernichten, und haben dies zum größten Teil auch wirklich erreicht. Alle Zuckerpflanzungen, die sie nur zu erreichen vermochten, wurden nebst den darauf befindlichen Gebäuden erbarmungslos niedergebrannt und dadurch unzählige Millionen vernichtet. Auch ein großer Teil der vorigjährigen Tabakernte, die gerade sehr reichlich und schön auszufallen versprach, ist zerstört worden.

Mit den Gefangenen gehen sie übrigens menschlich um, und die spanischen Gemeinen, die in ihre Hand fallen, treten nicht selten in die Reihen der Insurgenten über. Nur mit geborenen Cubanern, die in den Reihen der Regierungstruppen gegen sie fechten, haben die Aufständischen kein Mitleid; sie werden gehängt. Unser Bild auf S. 205 stellt das Opfer einer solchen Exekution dar: einen Schwarzen, den Maximo Gomez in der Hacienda Jamaica aufknüpfen ließ.

Die Anzahl der Neger auf Cuba beläuft sich auf mehr als 500 000. Die Negersklaven wurden auf der Insel von jeher ziemlich menschlich behandelt, weshalb sie auch an dem Schicksal ihrer Gebieter und des Landes, das ihnen eine Heimat geworden war, lebhaften Anteil nahmen, namentlich die Freigelassenen, welche durchweg die freiheitlichen Bestrebungen der Kreolen nach Kräften unterstützten. Dadurch erklärt sich auch die große Anzahl der Schwarzen, welche gegenwärtig wieder in dem Insurgentenheer mitkämpft.

Von der auf anderthalb Millionen geschätzten Gesamtbevölkerung sind etwa 600 000 Cubaner oder Kreolen,

größtenteils Abkömmlinge von Spaniern. Sie sind durchweg sehr begabt, aber das Schulwesen auf der Insel befindet sich noch immer auf einer so niedrigen Stufe, daß

Die Königsstraße in Alto Songo.

76 Prozent nicht lesen und schreiben können. Das erschlaffende Klima trägt wesentlich dazu bei, den Hang zur Unthätigkeit bei den Kreolen zu fördern; ihre Apathie weicht jedoch ebenso rasch der größten Leidenschaftlichkeit,

und die Mehrzahl von ihnen besteht aus feurigen, freiheitliebenden Patrioten. Mit Recht berühmt wegen ihrer körperlichen Reize sind die cubanischen Kreolinnen, nur werden sie frühzeitig korpulent und altern rasch.

Die ursprüngliche eingeborene Indianerbevölkerung ist schon im Laufe des 16. Jahrhunderts ausgerottet worden und fast bis auf die letzten Spuren verschwunden. Neuerdings, seit der offiziellen Aufhebung der Sklaverei im

Wohnhäuser in Christo.

Jahre 1880, wurden chinesische und indische Kulis eingeführt; es sollen ihrer gegen 44 000 sein, die jedoch in der Masse verschwinden und keine politische Rolle spielen.

Als die eigentlichen Herren der Insel betrachten sich die eingewanderten oder vorübergehend, als Beamte oder Militärs, auf Cuba weilenden Spanier, wozu ihnen die bisherige Kolonialgesetzgebung ja auch das Recht verleiht. Es sind ihrer ungefähr 150 000; die Verwaltung liegt ganz in ihren Händen, desgleichen fast ausschließlich das Kapital, der Großgrundbesitz und der Großhandel.

Ueberaus ungleich ist die Bevölkerung über die Insel verteilt, denn während der westlichste Teil wohl über eine

Million Einwohner zählt, kommen ihrer auf den mittleren kaum 100 000 und der Rest auf den Osten. Die Zahl der großen volkreichen Orte ist äußerst beschränkt; von dem Aussehen der kleineren und der Behausungen, aus denen sie bestehen, können uns die Ansichten der ihrem stolzen Namen. freilich wenig Ehre machenden Calle Real

Bambusallee in Cuabitas.

oder Königsstraße in Alto Songo und einiger Häuser aus Christo eine Vorstellung geben; sehr hübsch ist die Bambusallee in Cuabitas.

Als die großen Städte der Insel dürfen bezeichnet werden: die jetzige Hauptstadt Havana, die ehemalige Hauptstadt Santiago de Cuba, die Hafenstädte Matanzas, Cienfuegos und die beiden größten Orte des Inneren: Puerto Principe und Santa Clara. Havana oder Habana

(sprich: Awāna), mit vollem Namen: Cristoval de la Havana, die gegenwärtige Hauptstadt der Insel und der wichtigste Handelsplatz Westindiens, hat gegen 200 000 Einwohner. Sie liegt an der nordwestlichen Seite des Eilandes, teils am Meere, teils an dem tiefeingebuchteten Hafen, der für den größten in der Neuen Welt gilt. Die Hafeneinfahrt ist durch Befestigungen geschützt; die Stadt selbst macht mit ihren buntgetünchten Häusern und den

Die Einfahrt in die Bucht von Santiago.

vielen, oft seltsam gestalteten Kirchtürmen einen freundlichen Anblick und besteht aus der Altstadt im Osten und der Neustadt im Westen. In der im altspanischen Stile erbauten Kathedrale ruhen seit 1794 die Gebeine des Columbus.

An landschaftlicher Schönheit wird Havana bei weitem übertroffen von Santiago de Cuba, welche die Hauptstadt der gleichnamigen, östlichsten Provinz der Insel ist. Sie liegt auf der Südküste an einer prächtigen Bai von flaschenkürbisartiger Gestalt und am Fuße der Vorberge der Sierra Maestra. Eine schmale, durch die Forts Morro und Estrella verteidigte Einfahrt vermittelt den

Zugang vom Meere in die tiefe weite Bucht, in deren nordöstlicher Ecke die hübsche Stadt, welche gegen 30 000 Einwohner zählt, sich hinzieht. Santiago hat ein ansehnliches Gouvernementsgebäude, eine schöne Kathedrale und viele andere Kirchen, ein Reiterstandbild des Königs Ferdinand, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, etwas Industrie

Gouvernementsgebäude in Santiago

und lebhaften Handel. Es befinden sich dort zahlreiche Vereine, von denen der „Nautische Klub" einer der bedeutendsten und angesehensten ist.

In Havana wie in Santiago und den übrigen Städten liegen alle Geschäfte danieder; Läden und Werkstätten sind geschlossen, und mit jedem Monat, den der Aufstand noch andauert, werden die Zustände auf der Insel trostloser. Wenn Spanien Cuba wirklich zu behaupten vermag, so ist doch die Steuerkraft des Eilandes auf Jahre hinaus

brach gelegt, und die spanische Industrie, deren Ausfuhr zum größten Teil nach Cuba ging, hat diese lohnende Absatzquelle schon jetzt beinahe gänzlich eingebüßt.

Durch die Unterbrechung der Zuckerfabrikation sind Tausende von Menschen hilf- und mittellos geworden; Zucker ist nämlich der Hauptartikel des Exports, der sich

Das Gebäude des „Nautischen Klubs" an der Bucht von Santiago.

auf über 330 Millionen Mark im Jahre belief, und volle 60 Prozent der Bevölkerung haben bisher von ihm gelebt. 1894, im letzten Jahre vor dem Aufstand, wurden noch 1 050 000 Tonnen erzeugt; für 1896 schätzte man den Ertrag nur noch auf 200 000 Tonnen, doch dürften auch diese wohl kaum erzielt worden sein, da — wie erwähnt — die Insurgenten die meisten Pflanzungen (Ingenios geheißen) niedergebrannt haben. Das andere Hauptprodukt der Insel, der auf den sogenannten Vegas gebaute

Digitized by Google

Tabak, iſt in noch höherem Maße zurückgegangen (von 450 000 Ballen auf vielleicht 50 000), und dadurch ſind wiederum Tauſende von Menſchen brotlos geworden. Wer noch die Mittel hat, wandert aus, die anderen leben elend in den Tag hinein oder ſchließen ſich dem Aufſtande an.

Spanien ſelbſt hat der Aufſtand bis gegen Ende 1896 ungefähr 600 Millionen Peſetas oder 480 Millionen Mark (1 Peſeta = 86 Pfennig) gekoſtet, es büßt ſomit alles ein, was es ſeit Jahrzehnten aus der Inſel herausgezogen hat und erleidet zudem noch eine erhebliche wirtſchaftliche Schädigung, da ihm der Krieg zahlreiche Arbeitskräfte entzieht und ſeine Erzeugungs- und Verbrauchsfähigkeit vermindert. Vielleicht thut es den Spaniern jetzt doch leid, den ihnen wiederholt von ſeiten der Vereinigten Staaten Nordamerikas angebotenen Verkauf der Inſel ſo ſchroff abgewieſen zu haben.

In den fünfziger Jahren bot die Union 120 Millionen Dollars für Cuba, das Angebot wurde jedoch mit Entrüſtung abgelehnt. Man faßte darauf in den Vereinigten Staaten den Plan, die Inſel einfach beſetzen zu laſſen, und es wäre wohl auch dazu und infolgedeſſen zum Kriege mit Spanien gekommen, wenn nicht kurz darauf der Sezeſſionskrieg ausgebrochen wäre, der die ganze Kraft der Union in Anſpruch nahm. Im Jahre 1889 wurde dann das Anerbieten, die Inſel den Spaniern abzukaufen, wiederholt, aber von neuem unbedingt von der Hand gewieſen. Der damalige Premierminiſter Sagaſta erklärte im Senat: es gäbe in der ganzen Welt nicht Geld genug, um Spanien den Preis für die „Perle der Antillen“ zu bezahlen.

Ein Ausflug nach Chateau d'If.

Reiseskizze von **K. Liebig.**

Mit 6 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Frankreich gehört zu den interessantesten Ländern, seine geographische Lage schon macht es dazu; umspült von drei Meeren zeigt es das Küstenklima der Nordsee, des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres, und das Klima des Binnenlandes gestaltet sich höchst merkwürdig. Nord-, Mittel- und Südfrankreich sind durch Vegetation, Bodengestaltung und Bevölkerung sehr verschiedene Länder und bieten so viel Eigenartiges und Interessantes, daß man sich wohl darüber verwundern darf, weshalb es nicht mehr zum Ziele der Touristen gemacht wird. Die meisten Reisenden durcheilen, den Aufenthalt in einigen großen Städten ausgenommen, Frankreich schnell, um nach der Schweiz, Italien und Deutschland zu gelangen. Ich folgte dem Thun der großen Menge nicht, durchstreifte gemächlich die Provence, den Süden Frankreichs, nahm in Marseille längeren Aufenthalt, und will nun in folgendem meine Leser von dieser ungewöhnlich interessanten und in weiteren Kreisen doch so wenig bekannten Stadt unterhalten, deren Hauptanziehungspunkt für mich schließlich das mitten im Meere gelegene Chateau d'If wurde.

Die Provence, deren Hauptstadt Marseille ist, macht einen melancholischen Eindruck, obwohl der Süden hier schon die Ueppigkeit und Pracht seiner Vegetation entfaltet und ein italienisch blauer Himmel über dem Lande sich wölbt. Aber die großen Strecken kahlen, sonnenverbrannten Bodens, den baumlose, rotbraune Felsgebirge durchziehen, die vielen öden

Der Hafen von Marseille mit dem kleinen Turm.

steinigen Flußbetten, im Sommer die schwere, stauberfüllte, glühende Luft, im Frühling und Winter die gelben Nebel und heftigen Nordweststürme geben der Provence einen düsteren Grundcharakter, den auch die fruchtbaren Gebiete mit ihrer Fülle von Oliven-, Mandel-, Edelkastanien- und Maulbeerbäumen, mit ihren herrlichen Zitronen-, Orangen- und Feigenbaumpflanzungen nicht aufzuheben vermögen. Der Zug durcheilt diese Landschaft, in welchen die Gegensätze jäh abwechseln — da blitzt das Meer auf, graugrüne

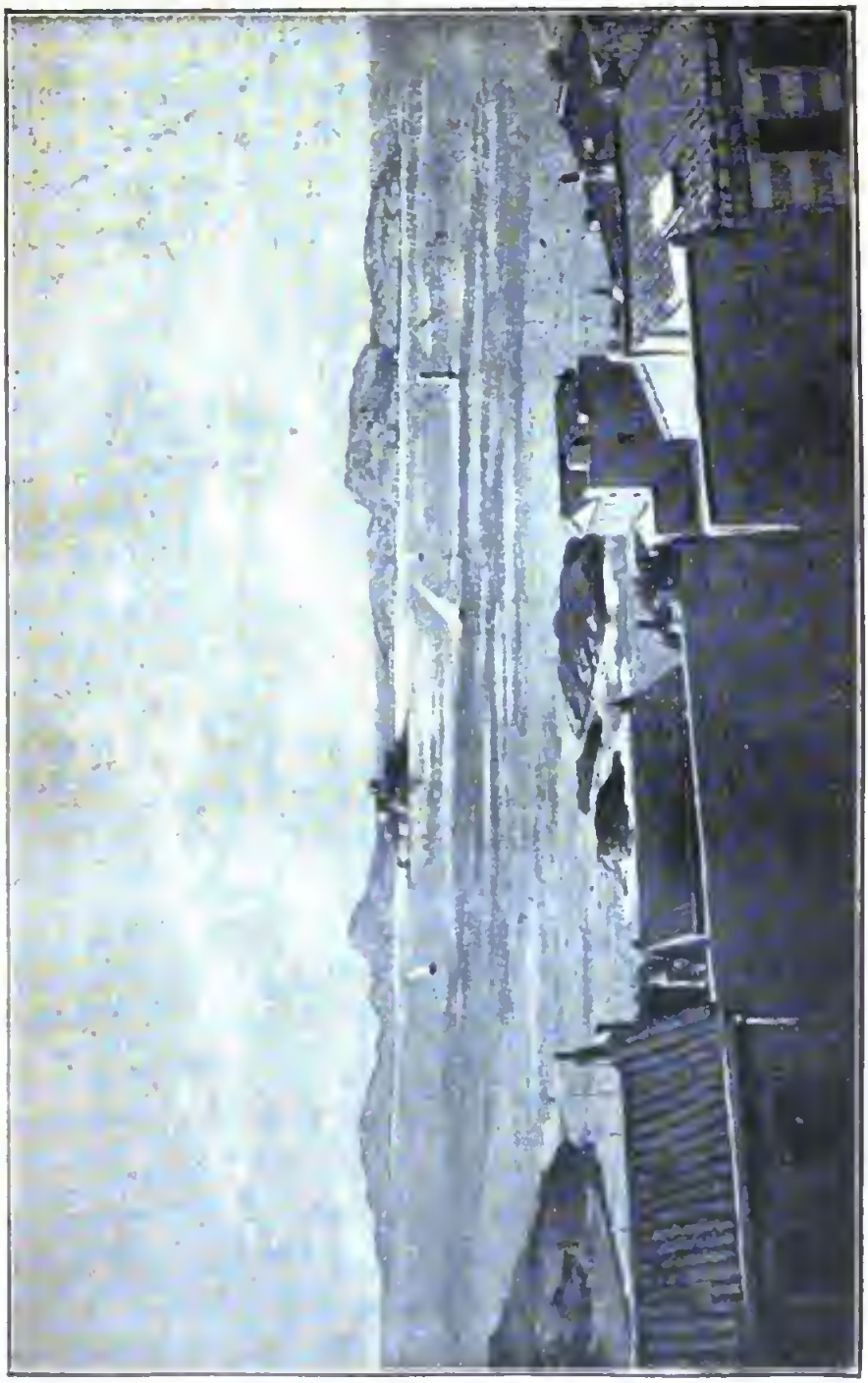
Olivenwälder, aus denen eine Unzahl weißer Landhäuser schimmern, bedecken die Berge, der Zug durchschneidet großartige Felsengebiete in langen Tunnels, und man fährt in den Bahnhof der lebhaften Handelsstadt ein.

Die Lage von Marseille ist wunderschön, landwärts umschließt ein prächtiger, mit südlichen Fruchtbäumen und Pinien bewachsener Bergkranz die Stadt, im Süden blinkt das Meer, belebt von zahlreichen Schiffen jeder Art. Die Häusermasse breitet sich aus an einer felsigen Bucht, deren Ufer, gegen Norden und Osten ansteigend, in fruchtbare Hügel und hohe Berge übergehen, während vom Süden her eine aus zerklüftetem Kalkstein bestehende Landzunge die Stadt umzieht. Durch diese Gestaltung begründete die Natur einen vor allen Winden geschützten Hafen, der seit den ältesten Zeiten die Schiffahrt dieser Stadt begünstigte und ihr Wohlstand und Reichtum zuführte, denn Marseille ist eine der ältesten Städte Europas und blühte schon in den Zeiten der römischen Weltherrschaft.

Wie die Stadt selbst, so zeigt auch der Hafen zwei Zeitalter, eine alte und eine neue Zeit. Die berühmteste Straße, die Rue Cannebière, mündet an dem alten Hafen, der 600 Schiffen Raum gewährt. Der Bauart der älteren Schiffe entsprechend, hat dieser Hafen jedoch nur eine Tiefe von 4 bis 7 Meter; er genügt daher dem modernen Seeverkehre nicht, ist jedoch trotzdem in hohem Grade belebt, an seiner Ausfahrt drängen sich oft die Schiffe, und das Getriebe mit großen und kleinen Dampfern, Dampfbarkassen, Booten und Segelschiffen jeder Gattung, dazu das Gewirr der Menschen in allen Trachten, alle Sprachen sprechend, das Rufen, der Lärm von Menschen, Tieren und Maschinen ist in hohem Grade interessant.

An einem Nachmittage, als ich an dem Quai umherschlenderte und dem Treiben zuschaute, wurde hier ein Schiff

ausgeladen, das zweitausend grüne Papagaien in kleinen Käfigen, von Südamerika kommend, auslud, während nicht



Chateau d'If von Endoume aus gesehen.

weit davon einige tausend schwarze Schafe für Algier in verschiedene Fahrzeuge gebracht wurden — man denke sich den

Lärm, welcher bei dieſem Aus- und Einladen die Luft zerriß. Es war eben ein echtes Bild des Lebens am alten Marſeiller Hafen.

Der neue Hafen, der einen Flächenraum von 112 Hektar bedeckt und aus einer Reihe zuſammenhängender Baſſins beſteht, zählt als Hauptbecken das Baſſin Joliette, welches bis 12 Meter tief iſt. Hier liegen die großen Dampfboote der franzöſiſchen Reedereigeſellſchaften für den Orient, Amerika, Indien und Auſtralien, hier laufen die größten Schiffe ein und aus. Die ſüdliche Ausfahrt dieſes Beckens hat die Breite von 70 Meter. Unſer Bild zeigt dieſe rieſige Durchfahrt, geſehen von der gewaltigen Brüſtung über dem ſogenannten kleinen Türmchen, einem Kontrollokal der Hafenbehörde.

Marſeille iſt auch die Stadt der ſüdländiſch intereſſanten, reizvollen Frauen. Ein feiner Kenner ſchildert dieſe wahr und anſchaulich. „Die Marſeillerinnen," ſagt er, „ſind vorherrſchend ſchön und haben viel vom griechiſchen Typus bewahrt. Reizende kleine Füße, regelmäßige Züge, lebhafte Geſichtsfarbe, ſchwarze feurige Augen, ebenholzſchwarze Haare ſieht man überall. Ihr Charakter iſt heiter wie die Sonne ihrer Heimat, ſie ſind luſtig und lachen viel, nicht nur um ihre blendendweißen Zähne zu zeigen, ſondern einfach, weil Lachen ein Vergnügen, vielleicht ein Bedürfnis für ſie iſt. — Ihre Toilette iſt reich; Seide, Sammet, Spitzen ſieht man auch bei den weniger Reichen; ihr Geſchmack dagegen iſt nicht immer der feinſte, ſie lieben das Auffallende und überladen ſich gern mit Schmuck."

Eine ganz ſpezielle Eigenſchaft der Marſeiller iſt die Vorliebe für Landhäuſer, Baſtides genannt. Dieſe geben der Landſchaft hier einen beſtimmten Charakter. Jeder Bürger, der es nur irgend vermag, muß ſeine Baſtide haben, ein kleines, weißes, zweiſtöckiges Steinhaus zwiſchen den Oliven. Dieſe bedecken zu Hunderten die Anhöhen rings um die Stadt,

ein kleiner Garten umgiebt die Häuschen, und hier bringt der Marseiller seinen Sonntag zu. Jeden Samstag abend, nach dem Schluß der Geschäfte, strömt die halbe Stadt nach den Bastides hinaus. Die Vororte Marseilles liegen sämtlich am Meere, und die Häuser und Straßen klettern

Chateau d'If.

hier oft an den Bergen und Felsen hinauf, sie bieten von diesen hohen Punkten, wie die Bergstadt Eudoume, die Bäder von Prado und die von Catalans mit den Schlössern Talbot und Borelli, herrliche Aussichten über die Stadt, die fahlen Kalkfelsen und namentlich über das Meer dar, dessen blauer Spiegel von mancherlei Inseln,

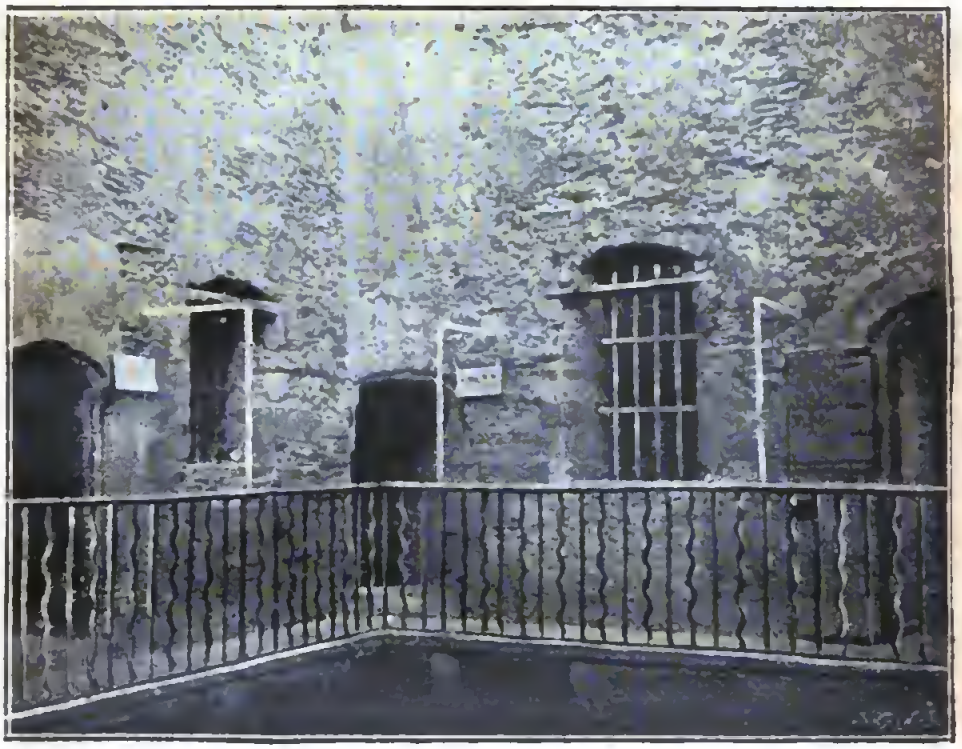
die schwärzlichgrau aus der Flut emporsteigen, unterbrochen ist. Vor allem fallen die größeren Eilande, wie die Inseln Ratonneau und Pomègue, die durch einen Damm vereinigt sind, das Eiland Planier mit dem großen Leuchtturm und die Insel Chateau d'If, gekrönt von altem düsteren Mauerwerk, dem Auge durch ihre malerische Gestaltung auf.

Die Inseln Ratonneau und Pomègue haben einen Hafen, Frioul genannt, und tragen ein großes Quarantänelazarett. Das Eiland Chateau d'If mit seinem grauen festungsartigen Gemäuer, dessen Bastionen und Brüstungen die brandenden Wellen bespülen, so daß „dies Schloß", aus der Ferne gesehen, unmittelbar aus dem Wasser zu steigen scheint, ist ein berühmtes Staatsgefängnis Frankreichs und ladet nicht nur durch seine landschaftliche Schönheit, sondern auch durch den Geist düsterer, geheimnisvoller, historischer Begebenheit, die das öde Eiland umschweben, zu einem Besuch ein.

Die Insel liegt draußen mitten im Golf, drei Kilometer von der Küste entfernt, und man gelangt dorthin durch Dampfschiffe und vermittelst Barken. Die Insel ist ganz kahl, kein Baum, kein Strauch findet sich auf derselben, aber die graugrünen zerklüfteten Felsen mit den hohen Mauern und Wänden und viereckigen alten, burgartigen Türmen geben in dem schimmernd blauen Wasser dem Eiland einen besonderen Reiz. Die Insel ist nicht größer als 275 Meter in die Länge und 105 Meter in die Breite. Der isolierte Felsen im Meere wurde durch König Franz I. im Jahre 1529 zu einer Festung umgewandelt, deren Türme und Mauern gegen spanische Angriffe errichtet waren. Erst später ward sie zum Staatsgefängnis bestimmt.

Weit bekannt wurde Chateau d'If jedoch erst in der Mitte dieses Jahrhunderts, zu Anfang der vierziger

Jahre, durch A. Dumas des Aelteren Roman der „Graf von Monte Chriſto“. In dieſer berühmt gewordenen Erzählung ſpielt das alte Gefängnis mitten im Golf von Marſeille eine große Rolle. Hier läßt Dumas zwei ſeiner Helden im Gefängnis ſitzen, den Abbé Faria und den jungen Seemann Dantès. Der Abbé Faria grub in



Eingang zu den Kerkerzellen des Grafen Monte Chriſto und des Abbé Faria.

den langen Jahren unter ſeiner Zelle einen Gang, um ins Freie zu gelangen und entfliehen zu können, kam jedoch anſtatt unter der Feſtung heraus, zu der Zelle des jungen Seemanns. Es entſpann ſich zwiſchen den beiden ein Freundſchaftsverhältnis. Der hochgelehrte Abbé, welcher das geſamte Wiſſen ſeines Jahrhunderts beherrſchte, ward der Lehrer des jungen Seemanns und erzog dieſen zu einem hochgebildeten Manne. Auch hatte durch einen ſeltſamen Zufall der Abbé Kenntnis erlangt von

einem Schatze, der fünfzehn Millionen Franken betrug und an der französischen Küste vergraben war. Er machte seinem Zögling Mitteilung von dem Schatze und starb bald darauf. Jetzt verbarg der Seemann den Leichnam des Abbé und hüllte sich selbst in das Leichentuch, in der Absicht, wenn er in den nur flachen Erdboden der Felsinsel verscharrt werden sollte, nachts sich herauszugraben und schwimmend die Insel zu verlassen. Die gestorbenen Gefangenen von Chateau d'If wurden jedoch nicht begraben, sondern bei Nacht in das Meer geworfen. So geschah es auch mit der vermeintlichen Leiche des Abbé. Dantès zerschnitt sein Leichentuch mit dem mitgenommenen Messer und rettete sich durch Schwimmen. Er entkam, hob den Schatz und nahm den Namen des Grafen von Monte Christo an.

So erzählt uns der berühmte Romanschriftsteller, und obgleich die beiden Personen nie gelebt haben, zeigt selbstverständlich der Wächter des Gefängnisses den Besuchern die schauerlichen, grabähnlichen Steinkammern, in denen sie lange Jahre gesessen haben sollen, auch der schmale niedrige Gang zwischen den beiden Zellen ist zu sehen. Der Zauber dieser dichterischen Romantik umgiebt dies alte Gemäuer, und in Marseille glaubt namentlich die niedere Klasse der Bevölkerung völlig fest an die Wahrheit der Erfindung des alten Meisters der Erzählungskunst.

Abgesehen davon, hat das alte Staatsgefängnis wirklich eine Anzahl Zellen, an die sich interessante geschichtliche Erinnerungen knüpfen. So wird hier noch das finstere Steinloch gezeigt, in welches am 4. Dezember 1588 der Giftmischer Alberto del Campo geworfen wurde, der schon am 16. Dezember desselben Jahres in Aix in der Provence verbrannt ward. Ein anderer berühmter Gefangener, der trübe Tage in diesem Mauerwerk verbrachte, war der Prinz Casimir von Polen, der auf Betreiben seiner Brüder 1638

als Gefangener hierher kam, später jedoch die Freiheit wieder erlangte. Um dieselbe Zeit der Gewaltherrschaft des Kardinal Richelieus kam auch ein angesehener Kaufmann aus Marseille, Bernau, dort in die finsterste Zelle des westlichen Turmes, unter der Anklage, gegen den Kardinal Ränke geschmiedet zu haben. Der Arme mußte

Aussicht aus der Zelle des Herzogs von Orleans.

in dem Verließe den Hungertod erleiden. Kurze Zeit sollen auch die Mauern von Chateau d'If den Mann mit der eisernen Maske umschlossen haben. Der berühmteste historische Gefangene von Chateau d'If war jedoch der Graf Mirabeau, einer der bedeutendsten Charaktere und jedenfalls der glänzendste Redner der großen französischen Revolution. Er war der Sohn eines Vaters, der philanthropische Schriften verfaßte, jedoch in seiner Familie die härteste Tyrannei ausübte. Der alte Graf Mirabeau wirkte gegen

seine Frau, die er verstieß, und gegen seine zahlreichen Kinder allmählich 54 Lettres de Cachet aus. Das waren jene berüchtigten Haftbefehle, die vom königlichen Hofe ausgingen, die Namensunterschrift des Königs und eines seiner Minister trugen, und mittels deren jeder Mensch, ohne weitere Anklage oder sonst ein Gerichtsverfahren, festgesetzt werden konnte. Der Sohn Honoré Mirabeau kam nach Paris in ein strenges Militärpensionat und trat als 17jähriger Mensch als Lieutenant in ein Kavallerieregiment ein. Sein wildes Leben hatte jedoch die Folge, daß sein Vater ihn auf die Insel Ré gefangen setzen ließ und ihm erst nach sechs Monaten die Erlaubnis gab, nach Corsica zur französischen Legion sich zu begeben. Da der Vater ihm jedoch den Ankauf einer Compagnie verweigerte, so verließ der Sohn den Militärdienst und heiratete 1772 die Tochter des reichen Marquis v. Carignan. Nun hatte Mirabeau das Unglück, daß sein Schwiegervater ihm nur eine kleine Rente aussetzte. Mirabeau war bald in seinen Verhältnissen völlig zerrüttet und wurde nach dem kleinen Städtchen Manosque verwiesen, er brach das Exil, und sein Vater erwirkte gegen ihn ein Lettre de Cachet, infolgedessen er nach Chateau d'If kam. Fast ein Jahr mußte Mirabeau in einer engen Zelle zubringen, in welche der Fremde, welcher der Insel einen Besuch abstattet, geführt wird; man zeigt noch ein kleines in die Steinwand eingelassenes Brett, das diesem Gefangenen als Schreibpult diente.

Ein anderer berühmter Gefangener, welchen die düsteren Mauern des Chateau d'If umschlossen, war der Herzog von Orleans, Louis Philipp Joseph, der in der französischen Revolution als Philipp Egalité bekannt wurde. Der Herzog ward unter Beschuldigung der Feigheit aus der Armee gestoßen, schloß sich der Opposition an, trat als Verkünder der nordamerikanischen Freiheitsideen auf, ward 1772 als Bürger Egalité Konventsmitglied, nahm seinen Sitz in der revo-

lutionären sogenannten Bergpartei und stimmte für den Tod Ludwigs XVI. Kaum ein Jahr später ward er unter der Anklage des Hochverrats nach Chateau d'If verbracht und verließ das Gefängnis nur, um am 6. November 1793 auf dem Schaffot zu sterben. Der Raum, welchen der unglückliche Herzog auf Chateau d'If bewohnte, ist

Chateau d'If: Die Plattform.

ein gewölbtes Zimmer, dessen eisenvergittertes Fenster nach der Richtung der Gegend von Marseille hinausgeht und eine wahrhaft wundervolle Aussicht über die Stadt, die Lage und den ganzen Golf gewährt, ein lebensvoller heiterer Ausblick, der in bitterem Gegensatze zu dem düsteren Gefängnis steht und die Haft jedenfalls noch viel schärfer empfinden läßt.

Noch eine große Anzahl historisch bekannter Personen und dunkler Verbrecher, aber auch gemeine Straßenräuber

büßten in den Zellen der kleinen Feſtung in dem Golfe von Marſeille, ſo auch Lajolais, einer der Anführer der Freiſcharen, die in der Normandie ſich ſammelten und gegen die entartete Republik ſich auflehnten. Lajolais kam 1804 nach Chateau d'If, wo er 1808 ſtarb. Der Führer, ein alter Offizier, der die Fremden auf Chateau d'If herumführt, erzählt, daß der erkrankte Lajolais auf der Plattform der Citadelle, wo ihm erlaubt war, ſich etwas zu ergehen, tot gefunden wurde. Von dieſer Plattform genießt man eine umfaſſende großartige Ausſicht über den Golf, die Inſeln, die Küſte ſtundenweit entlang und über ganz Marſeille. Im Jahre 1848 füllte ſich das Gefängnis mit einer großen Zahl von dorthin Verbannten, welche ihre Namen und mancherlei ſonſtige Betrachtungen, auch ihre Lebensſchickſale, in die Wände der Kerker ritzten, eine Lektüre, die ſehr wehmütig ſtimmt.

Auch 1871 kamen noch Staatsgefangene auf das abgeſchiedene Felſeneiland, deſſen finſtere Räume jetzt leer ſtehen. Ein Ausflug nach Chateau d'If iſt, wie man ſieht, in hohem Grade intereſſant und nach mancher Richtung hin ſehr lohnend, und da unſere Leſer wohl ſo leicht nicht in Wirklichkeit auf das Inſelchen kommen werden, haben wir in Bild und Wort den Führer dorthin gemacht.

Mannigfaltiges.

Ein türkischer Kunstliebhaber. — Anfang der neunziger Jahre war ich als Ingenieur bei einem unserer bedeutendsten Großindustriellen angestellt. Die türkische Regierung plante damals die Anlage neuer Befestigungswerke in Kleinasien, sowie die Armierung mehrerer Kriegsschiffe, und eines Morgens erhielt ich von meinem Chef, der mit der Pforte in Unterhandlungen stand, den Auftrag, mit dem nächsten Orientexpreßzuge nach Konstantinopel zu reisen. Es handelte sich darum, der englischen Konkurrenz den Vorrang abzulaufen.

Wohlbehalten traf ich, mit den weitgehendsten Vollmachten seitens meines Chefs ausgestattet, an meinem Bestimmungsorte ein. Am Bahnhof erwartete mich ein Jugendfreund, der schon seit vielen Jahren als Bankier eine angesehene Stellung in der europäischen Gesellschaft Konstantinopels einnahm. Als wir dann einige Stunden später in dem behaglich ausgestatteten Rauchzimmer meines Freundes saßen, machte ich denselben mit dem Zwecke meiner Reise bekannt und bat ihn, den mit türkischen Verhältnissen durch jahrelange Erfahrung Vertrauten, um Rat und Beistand.

„Na," meinte er, als ich mit meinen Ausführungen zu Ende war, „so furchtbar schlimm ist die Sache nicht, lieber Holm; merke dir nur das eine, daß es in der Türkei zwei Herrscher giebt, den Sultan und den Backschisch. Der erstere ist mächtig, der zweite allmächtig. Verstehst du die Kunst, diesen zu deinem Verbündeten zu machen, dann wird dir der Erfolg sicher sein."

Digitized by Google

„Das mag schon sein," entgegnete ich mit etwas enttäuschter Miene, „aber du scheinst vollständig zu vergessen, daß es sich hier nicht um Lakaien handelt, sondern um hohe Staatsbeamte, und einem solchen kann ich doch unmöglich ein Trinkgeld anbieten!"

„Ist auch gar nicht nötig," schmunzelte mein Freund, „nur Augen und Ohren offen! Alles andere findet sich dann von selbst." —

Bei den ersten Besuchen, welche ich zu machen hatte, fand ich überall das bereitwilligste Entgegenkommen, und meine Angelegenheiten standen so günstig, als ich es nur wünschen konnte, aber der schwierigste Teil meiner Mission war noch zu erfüllen.

Die endgültige Entscheidung über die Vergebung der geplanten Befestigungsarbeiten lag in den Händen von Achmed Pascha, eines ebenso reichen wie geizigen Sonderlings. Schon gleich nach meiner Ankunft hatte ich um eine baldige Audienz bei diesem hohen Würdenträger nachgesucht, aber seit nahezu einer vollen Woche wartete ich vergeblich auf Bescheid. Ich fing schon an, etwas besorgt zu werden. Da, eines Abends, zu schon vorgerückter Stunde, überbrachte mir ein Bote ein liebenswürdiges Schreiben des Paschas, worin mir dieser mitteilte, daß er mich am folgenden Morgen gegen elf Uhr bei sich erwarte.

Nach einer vor Aufregung fast schlaflos verbrachten Nacht machte ich mich am nächsten Vormittag in ziemlich gedrückter Stimmung auf den Weg zum Pascha. Das Palais dieses einflußreichen Diplomaten ließ schon von außen den großen Reichtum seines Besitzers erkennen, und das Innere des Hauses entsprach dem Aeußern. Eine weite, mit lebensgroßen Marmorstatuen und den seltensten exotischen Pflanzen geschmückte Vorhalle nahm mich auf. Ich übergab einem Diener meine Karte, der nach kurzer Zeit zurückkehrte und mich in ein Gemach führte, wo ich vorläufig mir selbst überlassen blieb.

Ich hatte also Zeit, mich ein wenig umzuschauen. Es war ein merkwürdiger Raum, dieses Wartezimmer, weit mehr einem Museum gleichend als dem Empfangssalon eines Diplomaten. Die seltensten Schätze aller Art standen oder lagen in scheinbar zwangloser und dabei doch ungemein wirkungsvoller Anordnung.

Digitized by Google

umher. Nachdem ich die prächtigen Gobelins, die kostbaren Teppiche, die herrlichen Meisterwerke aus Bronze und Elfenbein, die Uhren, Vasen, Schilde und Helme, Panzer und Hellebarden, Bogen und Pfeile, Flinten und Schwerter, Instrumente, Fächer, Felle und noch hundert andere Dinge flüchtig bewundert hatte, blieb mein Blick unwillkürlich auf zwei Gemälden in prunkvollen Rahmen haften, welche nebeneinander an der Wand hingen und Scenen aus dem oberbayerischen Gebirgsleben darstellten. Angezogen durch das heimatliche Motiv, trat ich näher, um die Bilder besser besehen zu können. Doch was war das? Erst wollte ich meinen Augen nicht trauen. Das waren ja gar keine Gemälde, sondern gänzlich wertlose Oeldrucke von jener billigen Sorte, wie man sie bei uns zu Hause in Bauernstuben zur Ausschmückung der kahlen, weißgetünchten Wände so gerne verwendet. Wie kamen diese obskuren Machwerke in diese glänzende Umgebung? Was hatte das zu bedeuten? Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, um eine Lösung des Rätsels zu finden. . . .

„Hm — hm . . . meine Bilder scheinen Ihnen ja außerordentlich zu gefallen!“ vernahm ich da plötzlich eine hüstelnde Stimme hinter mir.

Erschreckt drehte ich mich um.

Vor mir stand ein altes, verschrumpftes, aber mit einem eleganten europäischen Anzug bekleidetes Männchen, dessen kleine Aeuglein mich seltsam lauernd und listig durch die goldgefaßte Brille anblinzelten.

In meiner Verwirrung stammelte ich einige nichtssagende Entschuldigungen wegen meiner unverantwortlichen Neugierde.

„Bitte, bitte,“ beruhigte mich der Pascha, denn dieser war es, indem er sich anschickte, auf einem mit einem prachtvollen Tigerfell bedeckten Diwan Platz zu nehmen und mich durch eine verbindliche Handbewegung einlud, seinem Beispiel zu folgen, „einer Entschuldigung bedarf es durchaus nicht, im Gegenteil, es freut mich außerordentlich, wenn meine Sammlung Ihren Beifall findet. Sie sind wohl Kunstkenner, Herr Holm?“

Ich hielt es für besser, meine Entdeckung von vorhin für mich zu behalten. Daher entgegnete ich möglichst unbefangen: „Leider muß ich Ihre Frage verneinen, Excellenz. Ich bin in allem,

was sich auf das Gebiet der schönen Künste erstreckt, ein großer Ignorant. Auch bei den beiden Bildern, in deren Betrachtung Euer Excellenz mich eben versunken fanden, war es lediglich der dargestellte Gegenstand, der mich interessierte, indem er Erinnerungen an die ferne Heimat in mir wachrief."

Mit keinem Worte unterbrach mich der Pascha. Während ich sprach, strich er mit seiner Rechten wie liebkosend über den Kopf des Tigerfelles, auf welchem er saß. Nur ab und zu fixierte er mich scharf, doch schien es mir, als ob der stechende Ausdruck in seinen Augen mehr und mehr verschwand.

„Auch ich bin," erwiderte er, „weniger Kunstkenner, als vielmehr ein leidenschaftlicher Sammler. Wie ich zu dieser Passion kam, ist bald erklärt. In meiner Jugend wurde ich von einem unwiderstehlichen Drange hinausgetrieben in die weite Welt. Wohl kaum ein Land giebt es, das ich auf meinen Irrfahrten nicht berührt hätte. Die schönsten Punkte unserer Erde habe ich aus eigener Anschauung kennen gelernt, und überwältigend war der Eindruck, den die großartigen Naturwunder auf das empfängliche Gemüt des Jünglings ausübten. Heute bin ich ein alter, gebrechlicher Mann, der kaum mehr aus seinen vier Pfählen herauskommt; aber hier in diesen Schätzen finde ich meine verlorene Jugend wieder; hier mahnt mich jeder Gegenstand an längst entschwundene Tage. Hier erschließt sich mir, so oft ich es wünsche, die grandiose Gletscherwelt der Alpen; hier lebe ich in der farbenschillernden Pracht der Tropen. Die Erinnerung kennt weder Schranken der Zeit noch des Raumes." ...

Der Pascha hatte sich erhoben. Er schien tief ergriffen.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Jetzt werden Sie es begreiflich finden, daß ich immer neuer Eindrücke bedarf, um sie auf mich einwirken zu lassen. In meiner Sammlung findet daher ein steter Wechsel statt. Sobald ich eines Gegenstandes überdrüssig geworden bin, verkaufe oder vertausche ich ihn. Auch von den beiden Gemälden, die Sie vorhin so angelegentlich betrachteten, würde ich mich, obschon ungern, trennen, wenn sich ein Liebhaber fände, der mir einen angemessenen Preis dafür bezahlte."

„Und die Höhe dieses Preises, Excellenz?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

Digitized by Google

„Dreihunderttauſend Franken!“

Ich fragte mich, ob ich noch bei Sinnen ſei. Wie aus weiter Entfernung ſchlug das inhaltsſchwere Wort an mein Ohr. Aber plötzlich ging mir ein gewaltiges Licht auf. Ich hatte die Situation erfaßt.

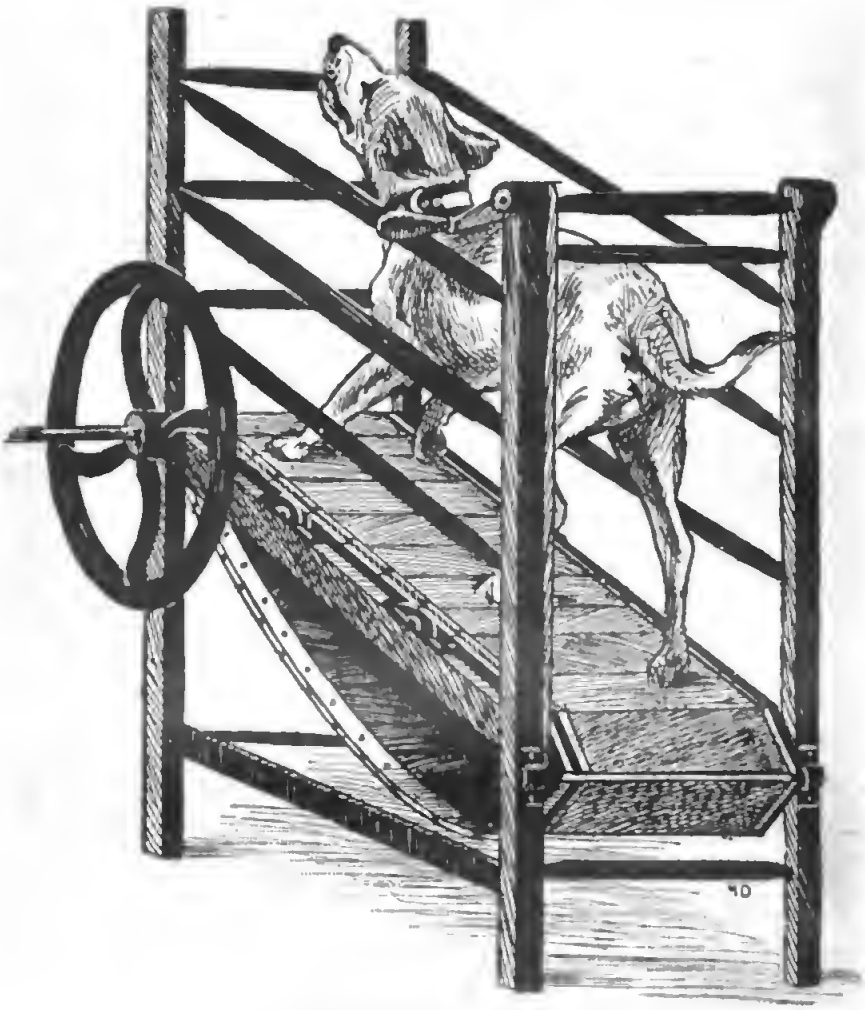
Meine Verblüffung durch eine tiefe Verbeugung verbergend, antwortete ich ſo unbefangen, als es mir möglich war: „Da Euer Excellenz ſo großen Wert auf die beiden Bilder legen, ſo müſſen es ſeltene Kunſtwerke ſein. Ich glaube daher ganz im Sinne meines Herrn Chefs zu handeln, wenn ich dieſelben für ihn zu erwerben ſuche.“

Der Handel wurde abgeſchloſſen, und ich hatte zwei Oeldruckbilder, die keine fünfzig wert waren, für dreihunderttauſend Franken auf dem Halſe.

Nach einem ſplendiden Frühſtück, zu welchem mich der Würdenträger dabehielt und welches einen ſehr animierten Verlauf nahm, konnte ich meinem Chef die frohe Botſchaft übermitteln, daß für diesmal die engliſche Konkurrenz ſiegreich aus dem Felde geſchlagen ſei. E. A. Sch.

Neue Erfindungen: Der Hund als Motor. — Die Anwendung der ſogenannten ſchiefen Ebene gewährt bekanntlich den Vorteil, daß dabei die Zugkraft nicht ſo groß zu ſein braucht, wie das urſprüngliche Gewicht der Laſt. Gleitbahnen, Holzrieſen, Schrotleitern u. ſ. w. ſind unbewegliche ſchiefe Ebenen, doch giebt es auch eine Menge von Anwendungen, bei denen die ſchiefe Ebene beweglich iſt. So zum Beiſpiel bei dem höchſt originellen Apparat, den unſere Abbildung auf S. 232 veranſchaulicht. Es iſt das eine ſchiefe Ebene, die ein Hund in Bewegung ſetzt; dieſe Bewegung wird dann übertragen und benutzt, um Milchcentriſugen oder ähnliche Maſchinen zu treiben. Neben der ſchiefen Ebene findet hierbei noch das Rad an der Welle Anwendung. Zum Emporwinden von Laſten aus Schachten und dergleichen hat man vielfach große Treträder, die mittels der Schwere eines Menſchen in Bewegung geſetzt werden, der durch unausgeſetztes Aufwärtsſteigen an dem Umfange des Rades dies unter den Füßen wegſchiebt, ohne dabei thatſächlich in die Höhe zu kommen. Solche Treträder laſſen ſich auch zum Betriebe durch tieriſche Kraft aus-

führen, wie man ſie als Spielerei im kleinen ja häufig an den Käfigen gefangener Eichhörnchen angebracht ſieht. Bisweilen erhält in ſolchem Falle die Trittbahn die Form einer ſchief um die Welle gelegten Scheibe, auf deren ebener oder geneigter Fläche das Tier ſchreitet — natürlich ohne vom Flecke zu kommen.



Der Hund als Motor.

Verbindungen von ſchiefer Ebene und Wellrad, die von Pferden getrieben werden, und wobei die Schwere des Tieres nutzbar gemacht wird, findet man beſonders in der franzöſiſchen Landwirtſchaft vielfach in Gebrauch. Die ſchiefe Ebene bildet eine Art von Trittbahn ohne Ende, die ſich über Walzen bewegt. Die auf dieſe Weiſe gewonnene bewegende Kraft ſetzt durch Uebertragung dann eine Maſchine (zum Beiſpiel Dreſchmaſchine oder

dergleichen) in Betrieb. Das Pferd befindet ſich hierbei innerhalb eines Gitters und läßt durch ſein Gewicht die bewegliche Trittbahn ſich fortwährend nach unten hin bewegen; es fühlt in jedem Augenblick, wie die einzelnen Bretter derſelben unter ſeinen Hufen hindurchgehen, und will nun ſeine Muskelkraft benützen, um emporzuſteigen, wobei es thatſächlich nicht von der Stelle kommt. Nach den angeſtellten Berechnungen leiſtet das Tier auf dieſe Weiſe doppelt ſo viel, als wenn es zum Beiſpiel in einem Göpelwerk geht. Kürzlich ſah man nun auf einer landwirtſchaftlichen Ausſtellung in Paris eine originelle Abänderung dieſes Syſtems, wobei ein Hund als Motor thätig iſt, indem er auf die ſich unabläſſig abwärts bewegende ſchiefe Ebene tritt. Durch Uebertragung können auf dieſe Weiſe Milchcentrifugen, Rahmſchlendern oder Rotierbutterfäſſer, ſowie ähnliche Maſchinen zur Rahmgewinnung oder zum Buttern in Bewegung geſetzt werden. Die Hunde gewöhnen ſich bald an dieſe Thätigkeit, die ſie bei weitem weniger anſtrengt, als das ſo verbreitete Karrenziehen. P. G.

Die Schwammfiſcher an den Küſten Kretas. — Die Oſtküſte der ſo viel umſtrittenen Inſel Kreta iſt wegen der dort wachſenden ausgezeichneten Badeſchwämme berühmt. Nur wenige Handelsartikel erfordern eine ſo mühevolle Art der Gewinnung, als gerade die Schwämme. Sie wachſen gewöhnlich in einer Tiefe von 40 Faden, und nur durch ſtarke Belaſtung des Tauchers kann dieſer in eine ſo große Tiefe gelangen. Wenn er unten iſt, preßt das Waſſer auf ihn mit einem Gewichte von 75 Pfund auf den Quadratzoll, und dabei muß er das Atmen unterdrücken. Schon die Art, wie der Taucher ſich zu ſeinem Werke vorbereitet, iſt ſehr intereſſant: er ſetzt ſich auf den Rand des Schiffes und befeſtigt eine flache Marmortafel von ungefähr 25 Pfund Gewicht an ſeinem Körper. Nun beginnt er zu huſten und ſeine Lunge durch tiefes Einatmen ganz mit Luft zu füllen, damit das Blut ſtark oxydiert werde. Unterdeſſen ſpricht niemand mit ihm oder ſtört ihn auf irgend eine Weiſe. Wenn der geeignete Moment gekommen iſt, bekreuzigt er ſich, ſagt ein Gebet, wirft die Marmorplatte vor ſich ins Waſſer und folgt ihr ſogleich nach. Hat er den Boden erreicht, ſo nimmt er die Platte unter den Arm, damit er ſich

unten erhalten kann, und sammelt nun die Schwämme von den Felsen ab. Sie werden in ein weites Netz gesteckt, das er um den Hals befestigt trägt. Unterdessen halten die Gefährten des Tauchers das Seil, das dieser an sich befestigt hat, oben fest, um dasselbe auf ein von unten gegebenes Zeichen sogleich wieder mit seiner Last heraufziehen zu können; denn von wenigen Sekunden hängt oft Leben und Tod des Tauchers ab. Dieser langt ganz erschöpft auf der Oberfläche an. Doch soll der Ton menschlicher Stimmen merkwürdig belebend auf die fast aller tierischen Wärme beraubten Taucher wirken.

Im östlichen Kreta sind für gewöhnlich 50 bis 100 Böte mit der Schwammfischerei beschäftigt, und auf jedem derselben befinden sich sieben oder acht Taucher. Die Schwämme, welche nach dem Gewicht verkauft werden, sind häufig durch eingestreuten Sand noch schwerer gemacht, und auf diese Art Betrügerei versteht man sich in Kreta sehr gut. Unter den Gefahren, die den Tauchern drohen, müssen noch die Haifische erwähnt werden, die oft tagelang alle Arbeiten durch ihre Gegenwart unterbrechen. A. H.

Fürst Bismarck und der Freitag. — Die abergläubischen Leute haben mit Schrecken bemerkt, daß das Jahr 1897 an einem Freitag begonnen hat. Giebt es doch selbst auch unter den Gebildeten manche, denen die alteingewurzelte Besorgnis vor dem Freitag als „Unheilstag" noch anhaftet! Es wird wenig bekannt sein, daß sogar der eiserne Kanzler, Fürst Bismarck, trotz seiner Furchtlosigkeit, nicht völlig frei von derlei abergläubischen Anwandlungen ist. Wenn der Fürst etwas Wichtiges zu thun hat, so nimmt er dies höchst ungern an einem Freitag vor. Er hat besonders einen Freitag, wo ihm übel mitgespielt wurde, in böser Erinnerung behalten. Es war das der 25. November 1870. Damals verlangte Rußland, als Gegenleistung für seine Neutralität, die Revision des Vertrages von 1856, der seiner Kriegsflotte den Zugang zum Schwarzen Meere verschloß, und England, das die durch seine Siege im Krimkrieg erworbenen Vorteile aufzugeben sich weigerte, hatte Odo Russell nach Versailles gesandt, um gegen Rußlands Ansprüche Protest zu erheben. Es lag im Interesse von Bismarcks Politik, sowohl Rußland als England zu schonen. Als Russell angelangt war, ersuchte er

sofort um eine Audienz, aber Bismarck, der gerade sehr beschäftigt war, ließ ihn bitten, zu warten. Das verdroß den stolzen Lord, und er ging weg. Der Kanzler aber geriet, als er es erfuhr, in heftige Aufregung und rief: „Von diesem Aufschub um eine einzige Viertelstunde hängt vielleicht der Friede Europas ab." — In größter Eile begab er sich zum König. Im Vorzimmer begegnete er dem Gesandten eines deutschen Mittelstaats, der ihm einen Brief überreichte. Da das Schreiben ziemlich dringlich war, so mußte es Bismarck ohne Aufschub lesen und seinen Inhalt besprechen. Damit ging wieder eine Stunde vorbei.

„Während dieser Stunde," sagte der Kanzler, „hätte ich mit dem König eine Unterredung haben und Depeschen von der höchsten Wichtigkeit abschicken sollen. Diese leidigen Hindernisse konnten die verhängnisvollsten Folgen für ganz Europa herbeiführen. In der That, nur ein Freitag kann mich in solche Ungelegenheiten bringen! Der Freitag ist stets ein böser Tag für mich gewesen."

Glücklicherweise hat damals der „böse Freitag" sich noch ziemlich anständig gehalten. Es kam nicht zum Krieg, trotzdem daß Rußland (mit Unterstützung Deutschlands) recht behielt und England den kürzern zog. J. M.

Ein verhängnisvoller Zufluchtsort. — Ein Orkan, der am 4. Juli 1873 in Nordamerika über dem Miamithale wütete, wehte eine Anzahl alter Bäume, darunter eine große Eiche, um. Als der Eigentümer des Forstes, ein Mr. Rogers, den durch den Sturm angerichteten Schaden in Augenschein nahm, entdeckte er in der Höhlung der gefallenen Eiche ein menschliches Skelett mit einigen Uniformfetzen behangen, in denen sich unter anderem ein Taschenbuch mit verschiedenen Papieren vorfand. Wie aus letzteren erhellte, war der Mann, dessen Skelett vorgefunden wurde, Roger Vanderberg, ein Kapitän in der Revolutionsarmee. Er war Adjutant Washingtons während des Rückzuges über die Jerseys und diente eine Zeitlang in Arnolds Hauptquartier in West-Point. Im Jahre 1791 marschierte er mit St. Clair gegen die nordwestlichen Indianer, und in dem Sturme dieses Generals auf den Wabash, am 3. November gedachten Jahres, wurde er verwundet und gefangen. Auf dem Transport nach der Indianer-

ſtadt in Ober-Piqua wußte er ſeine Flucht zu bewerkſtelligen, fand ſich aber von ſeinen wilden Feinden hart bedrängt. Er ſah die Höhlung in der Eiche und ließ ſich trotz eines zerſchmetterten Armes mit Hilfe einer neben dem Rieſenbaume wachſenden Buche in dieſelbe hinab. Dann kam eine fürchterliche Entdeckung. Er hatte ſich in der Tiefe der Höhlung verrechnet, und an ein Entkommen war nicht zu denken. Die Schilderungen des von dem verzweifelnden Gefangenen dieſer Höhle geführten Tagebuches ſind ergreifend. Wie er den Hungertod dem Tode auf dem Scheiterhaufen vorzog; wie er dieſes Tagebuch in dem ungewiſſen Licht, welches durch die Höhlung drang, und eingehüllt von Schnee ſchrieb! Eine Stelle daraus lautet: „November 10. — Fünf Tage ohne Nahrung! Wenn ich ſchlafe, träume ich von prächtigen Früchten und fließenden Strömen. Die Sterne ſpotten über mein Elend! Es ſchneit nun. Ich friere, während ich hungere. Gott, habe Erbarmen mit mir!" Die Einträge des Tagebuches bedecken einen Zeitraum von elf Tagen. C. T.

Ein vierſpänniges Zebrageſährt. — Dem Journal „La vie scientifique" zufolge hat Lord Walter Rothſchild gelegentlich einer Zuſammenkunft des Ackerbauvereins zu Tring in England die Bewunderung der Mitglieder dadurch erregt, daß er ſich in einer mit vier Zebras beſpannten Equipage präſentierte. Als eifriger Zoologe und Freund der Landwirtſchaft iſt derſelbe auf die Idee verfallen, das Zebra namentlich als Zugtier zu züchten und zu zähmen. Der Baron hatte ſchon längſt zahlreiche Individuen der verſchiedenen Zebraraſſen geſammelt, deren eines aus Maſchonaland in Afrika ſtammte. Er hat die verſchiedenen charakteriſtiſchen Eigenſchaften derſelben ſtudiert, verſucht, ſie zu zähmen und Pferdegeſchirre tragen zu laſſen, was ihm auch ſo weit gelungen iſt, daß er ſchließlich über ein Viergeſpann von Zebras aus Burchell verfügen konnte. Nach Ausſage Lord Rothſchilds iſt dieſe Spezies die widerſtandsfähigſte der Zebrafamilie, welche eine weit ſchwerere Laſt ziehen kann, als alle anderen Arten. Das in Rede ſtehende Fuhrwerk hat ſich bereits vollſtändig in Tring eingebürgert; zu jeder Tageszeit kann man den Beſitzer, von ſeinem geſtreiften Viergeſpann gezogen und vom Bock aus kutſchierend, einherfahren

ſehen, und dies zwar viele Kilometer weit, ohne daß die in einer Art eleganten Paßganges ſich fortbewegenden Tiere ermüdet würden.

Die Abrichtung der Zebras iſt nicht ohne Hinderniſſe von ſtatten gegangen; denn dieſes iſt ein mißtrauiſches, wildes Geſchöpf, ſo daß die meiſten Naturforſcher bisher der Anſicht waren, ſeine äußerſt ungeſtüme Veranlagung mache es unzähmbar. Selbſt wenn es in einem zoologiſchen Garten die ſchmeichelnde Pflege ſeines Wärters mit ſichtlichem Wohlgefallen entgegennimmt, ſo bekundet ſtets ſein Gebaren, daß die Erinnerung an ſeine Unabhängigkeit nicht in ihm erloſchen iſt. So hatte man das Zebra in Verſailles dazu gebracht, ſich beſteigen zu laſſen, aber es bedurfte hierbei beſonderer Vorſicht. Bei der leiſeſten Berührung ſeines Kopfes begann es auszuſchlagen; es war ſtarrköpfig wie ein Mauleſel und ungebärdig wie ein bösartiges Pferd, und ebenſo geartet war auch das der Königin Viktoria gehörende Zebra in London.

Dagegen ſind auch wieder Fälle zu verzeichnen, welche gleich dem obigen beweiſen, daß das Zebra ſich der Kultur keineswegs verſchließt und nur, gleich dem Menſchen, der Erziehung bedarf. So zum Beiſpiel beſaß die Königin Charlotte von Portugal 1802 eine von acht Zebras vom Kap gezogene Equipage. Dieſe Tiere waren vollkommen zahm und ſanft wie Lämmer; die Königin fuhr damit bis zu ihren fünf oder ſechs geographiſche Meilen von Liſſabon entfernten Reſidenzen.

Ferner erwähnt die „Revue des sciences naturelles“ eines Handelsmannes in Transvaal, der innerhalb vier Monaten vierzehn Zebras, die er im wilden Zuſtand mit dem Laſſo gefangen hatte, zu Zugtieren dreſſierte, ſowie jener Zebras des Jardin d'acclimatation in Paris von der Burchellraſſe, die mit vollkommenem Erfolg im Fahrpoſtdienſt verwendet wurden. Desgleichen bedient man ſich am Kap, der urſprünglichen Heimat der Zebras, verſchiedener Arten derſelben als Zugtiere, und zwar oft in Gemeinſchaft mit Pferden in einem und demſelben Geſpann. Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Zebra zähmbar und ein in verſchiedener Richtung für den Menſchen nützliches Tier iſt, und dies zwar weſentlich infolge ſeines ſtarken Gliederbaues. V. Fr.

Rasiervorschrift aus der Demagogenzeit. — Was die Karlsbader Beschlüsse und die ihnen folgende „Demagogenriecherei" in den zwanziger Jahren bei uns zu Tage förderten, ist bekannt. Ungleich schlimmer aber noch war das Unterdrückungssystem verschiedener großer und kleiner Machthaber in Italien. Als Beispiel dieser engherzigen Quälereien kann — ein wahres Kabinettstück — die Depesche des Gouverneurs der Provinz Cuneo an den Kommandanten der Festung Mondovi dienen, welcher bei seinem Vorgesetzten angefragt hatte, wie er es mit einem seiner politischen Gefangenen zu halten habe, der rasiert sein wolle. Der Befehl lautete: „Dem Gefangenen sind Hände, Arme und Beine fest an den Stuhl zu schnallen. Eine Schildwache ist rechts, eine andere links von ihm aufzustellen. Hinter dem Stuhle hat ein Soldat mit gezücktem Säbel Wache zu halten. Vor den Gefangenen stellen sich der Kommandant der Festung und der Major auf der einen und der Adjutant auf der anderen Seite. Ist dies geschehen, dann ist es dem Gefangenen gestattet, sich mit aller Bequemlichkeit rasieren zu lassen." —k.

Der Wilde von den Sandwichinseln. — Eines Tages saß die bekannte Hofrätin Henriette Herz, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts im gesellschaftlichen und litterarischen Leben Berlins eine so große Rolle spielte, in ihrem Wohnzimmer, als der Bediente mit ängstlicher Miene eintrat und ihr eine Karte überreichte. Befremdet über sein Benehmen ergriff sie dieselbe und las: „Ein Wilder von den Sandwichinseln wünscht Sie zu sprechen." Nun war die Reihe an der Hofrätin, ängstlich zu werden. „Ein Wilder?" stammelte sie.

„Ein Wilder," wiederholte der Bediente mit einem scheuen Blicke nach dem Vorzimmer, „er sieht auch ganz wild aus, gar nicht wie andere Menschen."

Henriette Herz überlegte. „Lassen Sie ihn eintreten," befahl sie dann.

„Aber, Frau Hofrätin —"

„Lassen Sie ihn nur eintreten, mir fällt eben ein, es könnte vielleicht — Chamisso, mein lieber Chamisso, wie haben Sie mich und diesen armen Menschen erschreckt!" Und er war's, der be-

rühmte Verfaſſer des „Peter Schlemihl", der Mann mit dem franzöſiſchen Namen und dem deutſchen Herzen, der Weltumſegler, aber in welchem Aufzuge! Ein verſchoſſener grüner Kalmück-„Flauſch" hing ſchlotternd um ſeinen mageren Körper, die Haare waren übermäßig lang, der Bart nicht raſiert, eine kurze Pfeife ſah aus der einen, Brot und Wurſt aus der anderen Rocktaſche, in der Hand trug der „Wilde" ein mit Pflanzen und Kräutern gefülltes buntes Taſchentuch, über die eine Schulter hing eine mächtige grüne Botaniſiertrommel, über die andere ein Kaſten, der, wie ſich ſpäter ergab, ein Barometer enthielt — ſo ſtellte ſich Chamiſſo der Hofrätin vor.

Es war dies derſelbe Aufzug, in dem er auch an Sonn- und Feiertagen durch das feſtlich geſchmückte Berlin zu wandeln pflegte, zum peinlichen Aerger ſeiner Freunde, die ihn allemal auf Umwegen und Seitenſtraßen nach Hauſe zu bringen ſich bemühten. So lief er, als er im Juli 1830 auf privatem Wege die Nachricht von der Flucht Karls X. in Frankreich erhalten, im Schlafrock, Pantoffeln und barhäuptig durch die belebteſten Straßen in Berlin, um ſeinem Freunde Hitzig die Kunde von den Vorgängen in Paris zu überbringen. D.

Der Dreizehnte. — Als Admiral Nelſon im Jahre 1800, mit Begeiſterung empfangen, nach England zurückkehrte, um kurze Zeit der Ruhe zu genießen, wandten ſich viele ſeiner ehemaligen Untergebenen an ihn mit Unterſtützungsgeſuchen. Ein penſionierter iriſcher Kapitän, O'Rourke, erbat ſich eine beſondere Dotation von tauſend Pfund, da, wie er ſchrieb, ja ſein Eingreifen in der Schlacht bei Abukir die günſtige Wendung des Kampfes herbeigeführt hätte. „Sie haben ganz recht," erwiderte Nelſon, „Sie ſollen berückſichtigt werden, ſobald die übrigen zwölf Kapitäne, welche mir ebenfalls mitteilten, daß durch ihr Eingreifen dieſe günſtige Wendung der Schlacht herbeigeführt worden ſei, befriedigt ſind." M. H—d.

Vorſicht beim Koſten heißer Speiſen! — Der Beruf der Hausfrauen, welche die Herſtellung des Mittageſſens ſelbſt übernehmen, bringt es mit ſich, daß ſie während der Zubereitung die Speiſen ſelbſt auf Schmackhaftigkeit prüfen müſſen. Sehr oft geſchieht es nun, daß die Gerichte in einer Temperatur gekoſtet

werden, die kaum noch für die Lippen und die Zunge erträglich ist. Diese Angewohnheit ist aber keineswegs unschuldiger Natur, vielmehr kann sie zu sehr ernsten Magenleiden führen. Der oft wiederholte Reiz, der durch das Kosten zu heißer Speisen auf die Magenwände ausgeübt wird, ist geeignet, Magenkatarrhe, Magenentzündungen und nervöse Magenbeschwerden hervorzurufen. Köche, Kochfrauen und Köchinnen leiden denn auch, wie bekannt, häufig an Magenbeschwerden. Nur das Probieren zu heißer Speisen erklärt es, warum besonders bei Köchinnen das Auftreten des runden Magengeschwürs außerordentlich oft festgestellt wird. Darum empfiehlt es sich, die Speisen vor dem Kosten immer erst abkühlen zu lassen, denn auch hier thut Eile nicht gut. Th. S.

Eine kurze Petition. — Im Brumaire des Jahres XI der Republik, oder mit anderen Worten im Oktober 1802, beschlossen die Bewohner der kleinen Stadt Caudebec, welche es müde waren, immer und immer wieder fruchtlos um eine Chaussee von Caudebec nach Rouen und Havre beim Minister zu petitionieren, sich an den ersten Konsul zu wenden. Der Gemeinderat richtete demzufolge folgende Petition an Bonaparte:

„Sie, der Sie so vortrefflich Ihren Weg machten, verhelfen Sie uns auch zu dem unserigen."

Die Chaussee wurde gebaut. C. T.

Schnell gefaßt. — Eine befremdete Dame besuchte einst die italienische Schauspielerin Berigi, die sich nicht mehr in ganz jungen Jahren befand, und traf sie gerade beim Beginn der Toilette.

„Aber, meine Liebe, was sehe ich, Ihr Haar ist ja ganz grau!"

„Ja, leider," erwiderte die Künstlerin, „es ist infolge eines Schrecks in einer Nacht grau geworden." —

Einige Tage später traf dieselbe Dame die Berigi in großer Toilette.

„Wie, Ihr Haar ist wieder dunkel?" sagte sie überrascht.

„Gewiß," erwiderte die Künstlerin, „es ist infolge der Freude über eine große Gehaltszulage über Nacht wieder schwarz geworden." —dn—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlag erschien:

Deutscher Kaiser-Saal.

Geschichte der deutschen Kaiser in Biographien
von
Bruno Gebhardt.

Mit Illustrationen nach Originalen hervorragender Künstler.

Elegant gebunden 15 Mark.

Auch in 25 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.
Jede Lieferung enthält 32 Seiten Text und 2 Vollbilder.

Das vorliegende Werk bietet in anziehender gemeinverständlicher Darstellung die Biographien der deutschen Kaiser **von Karl dem Großen bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches** und stellt sich als ein Hausbuch edelster Art für jede deutsche Familie dar.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen an; wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der religiösen Prachtwerk-Litteratur und vorzüglich geeignet als Geschenkswerk ist:

Von Bethlehem nach Golgatha.

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi

nach den vier Evangelisten.

Mit Bildern von Bernhard Plockhorst,
Vignetten von R. E. Kepler und F. Wanderer
und mit Gedichten von

Karl Gerok.

3. Auflage. In feinem Prachtband Preis 10 M.

Der erhabene Text mit den tiefempfundenen, glaubensinnigen Gedichten Geroks in Verbindung mit den prachtvollen Bildern Plockhorsts haben das Werk eine freundliche und warme Aufnahme in der christlichen Familie finden lassen und werden dies auch fernerhin thun. Der im Verhältnis zu der überaus schönen Ausstattung sehr mäßige Preis von 10 Mark dürfte die Erfüllung des Wunsches, ein solches Werk im Hause zu besitzen, nicht schwer werden lassen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bismarck-Litteratur.

☞ Wir bringen folgende Werke unseres Verlags in empfehlende Erinnerung:

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Von **C. W. Allers.**

70 Blatt in Lichtdruck.
Mit einem Gedicht von Felix Dahn; Text von Sidney Whitman.
In Prachtband gebunden oder in Mappe Mk. 50.—.

Unser Bismarck.

Von **C. W. Allers** und **Hans Kraemer.**

Zweite Auflage.
In Prachtband gebunden Mk. 40.—
Auch in 28 Lieferungen à 1 Mark zu beziehen.

Fürst Bismarck als Redner.

Vollständige Sammlung
der parlamentarischen Reden 1848—1890.
19 Bände der Collection Spemann à 1 Mark.

Zu beziehen durch die [illegible] ngen.